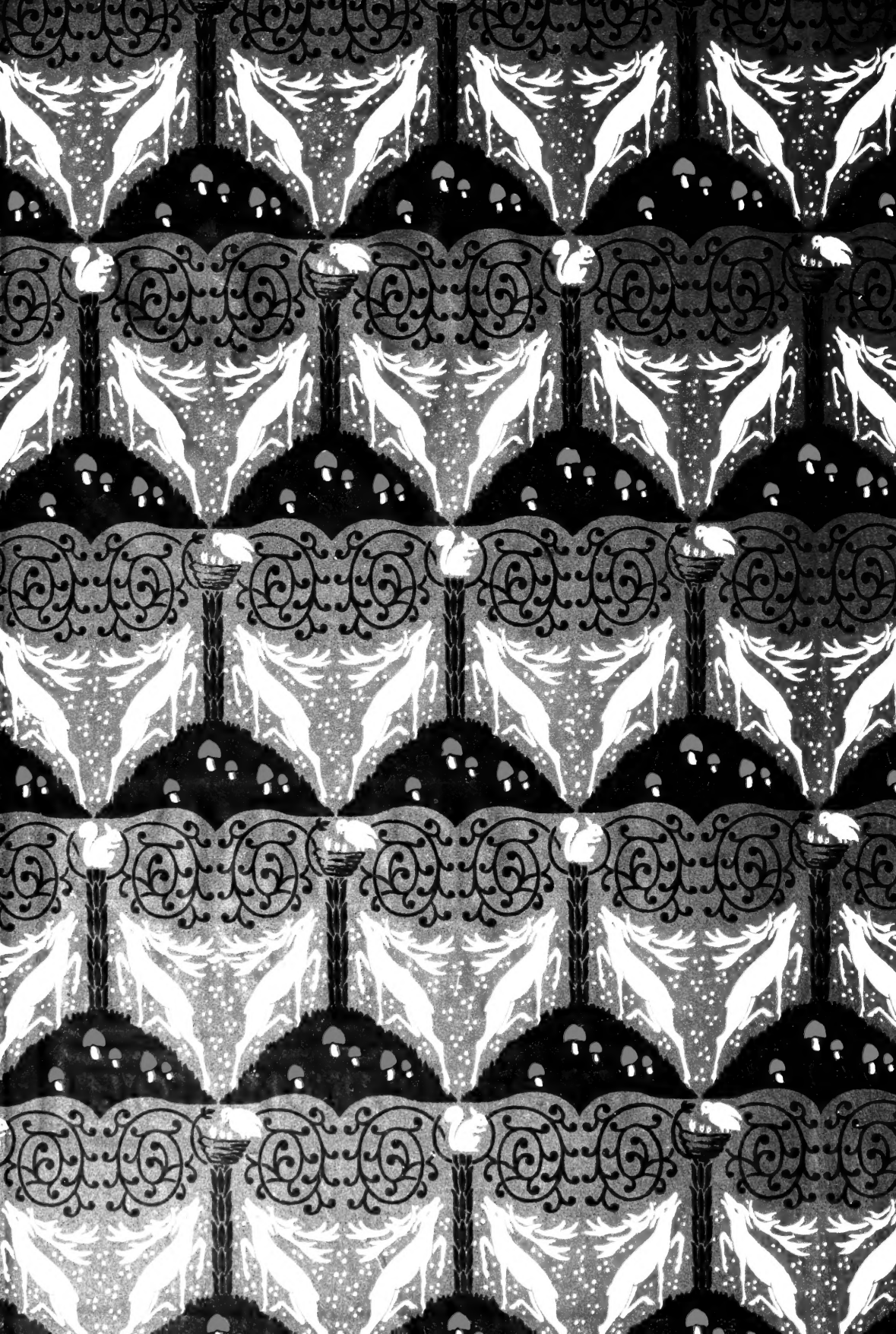
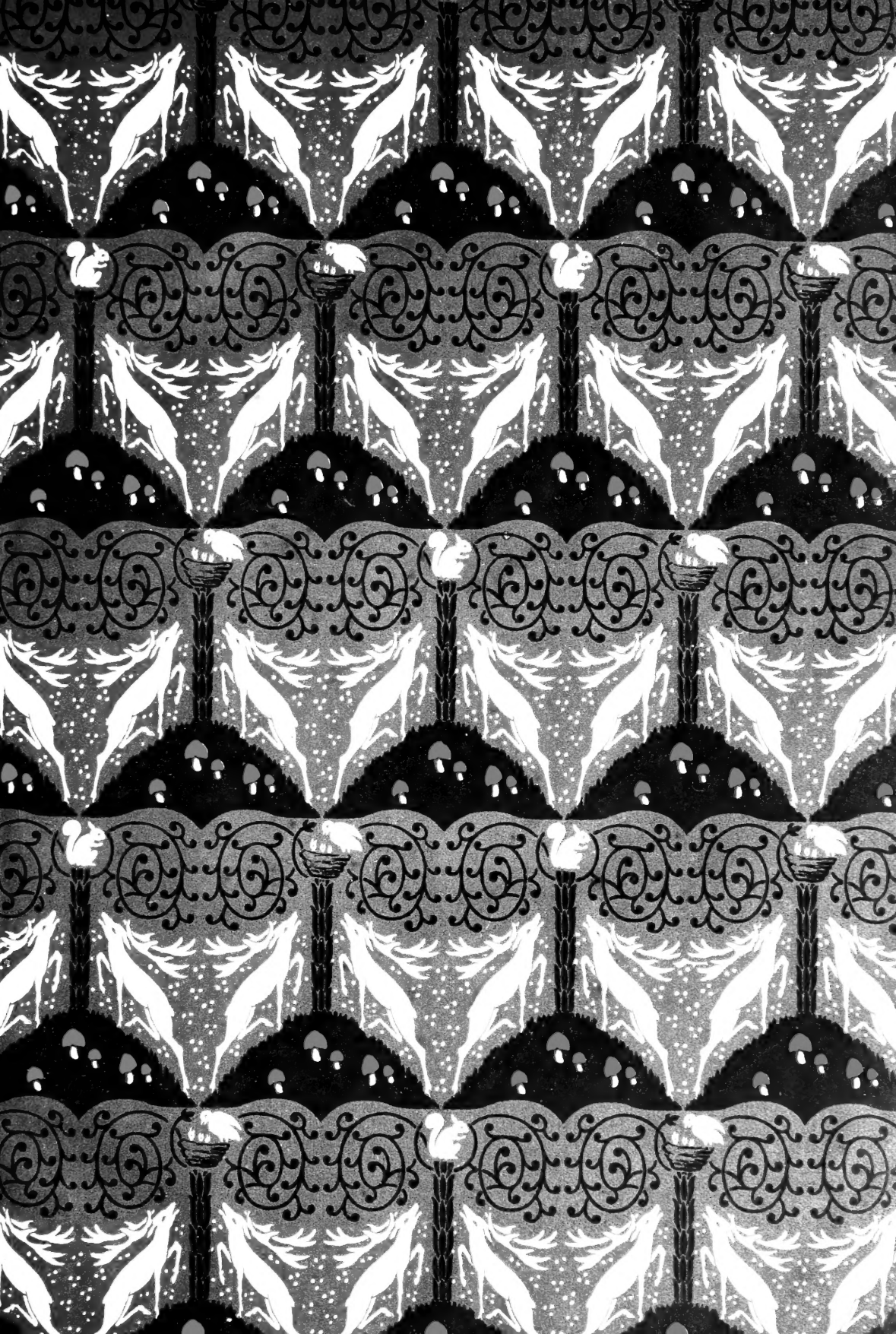




**CARL
HAGENBECK**
VON TIEREN UND MENSCHEN











Presented to the
LIBRARY of the
UNIVERSITY OF TORONTO

by

MICHAH RYNOR

Von Tieren und Menschen





Carl Hageneck

Von Tieren und Menschen

Erlebnisse und Erfahrungen

von

Carl Hagenbeck

Einundachtzigstes bis neunzigstes Tausend

Neue wohlfeile Ausgabe

Leftlich vermehrt : : : : Mit 134 zum Teil farbigen Illustrationen

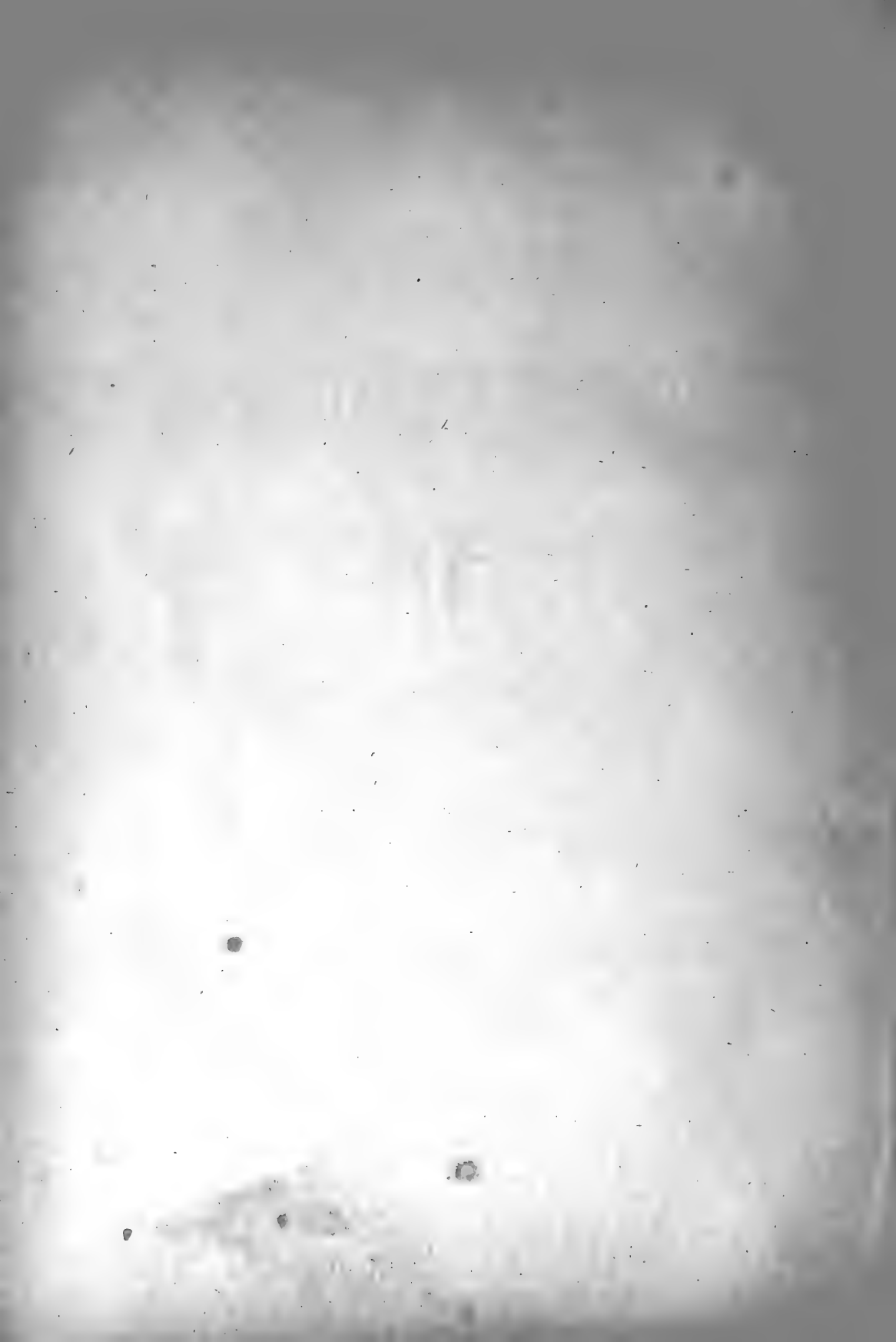


Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.



Seiner Majestät dem
Deutschen Kaiser
und
König von Preußen
Wilhelm II

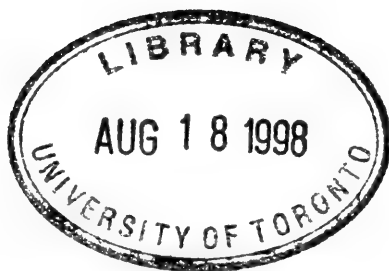
in tiefster Ehrfurcht zugeeignet
vom Verfasser



Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Dieses Buch darf gebunden nicht unter Mk. 6.— verkauft werden. —
Jede Zuwiderhandlung wird verfolgt auf Grund von § 826 des B. G. B.

Copyright 1909 by
Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.



Inhaltsverzeichnis

Vorwort Seite 13 u. 15

Erster Abschnitt

I. Jugenderinnerungen	„	19
II. Entwicklung des Tierhandels	„	44
III. Völkerschauausstellungen	„	79
IV. Ich werde Zirkusdirektor und Dompteur	„	109
V. Erschaffung des Tierparadieses	„	130

Zweiter Abschnitt

I. Vom Einfangen wilder Tiere	„	136
II. Raubtiere in Gefangenschaft	„	205
III. Elefanten-Erinnerungen	„	224
IV. Schlangengeschichten	„	244
V. Kleine Abenteuer	„	282
VI. Dressur wilder Tiere	„	311
VII. Von Zucht und Akklimatisatton	„	339
VIII. Kranke Tiere	„	371
IX. Stellingener Notizen	„	382
X. Menschenaffen	„	401

Dritter Abschnitt

I. Menschen	„	413
II. Kaiser Wilhelm II. in Stellingen	„	447

Nachtrag

Im Sommer 1909	„	452
--------------------------	---	-----

Neben dieser Ausgabe erschien von diesem Werke eine Luxus-Ausgabe auf Kunstdruckpapier in Halbfranz mit Lederpressung gebunden zum Preise von M. 15.— und eine Liebhaberausgabe in zwei Ganzlederbänden :: :: zum Preise von M. 100.— :: ::

Vorwort zur neuen Ausgabe.

Der große und dauernde Erfolg, den meine Lebenserinnerungen gefunden haben, macht mich stolz und glücklich. Als ich das Buch schrieb, lag es nicht in meiner Absicht, ein „Geschäft“ zu machen, sondern ich wollte der Welt erzählen, mit wie vielen Opfern die bescheidenen Erfolge, auf die ich zurückblicken darf, erkauft worden sind. Aber es ist ganz anders gekommen, meine kühnsten Erwartungen wurden übertroffen und viele Tausende von Mitkämpfern in der Arena des Lebens haben mir die Hände entgegengestreckt und mir versichert, daß sie mich verstanden haben. Wenn die Schilderung meiner Lebensarbeit gezeigt hat, was Fleiß und Ausdauer vermögen, und wenn die Liebe zur Tierwelt durch die Verbreitung meines Buches gefördert wird, dann bin ich mit der Saat, die das Werk ausgestreut hat, zufrieden.

Ganz besonders geehrt und in tiefster Seele erfreut fühle ich mich durch die aus den verschiedensten Kreisen an mich ergangene Anregung, der ersten Ausgabe meines Buches nun auch eine neue wohlfeilere Ausgabe folgen zu lassen, damit das Buch — obwohl, wie ich glaube, unverdient — eine immer weitere Verbreitung finde. Diese neue Ausgabe lege ich nunmehr dankbar in die Hände meiner Leser.

Carl Hagenbeck.



Vorwort zur ersten bis elften Auflage.

Mein ganzes Leben spielte sich in praktischer Arbeit ab. Das erste Mal versuche ich, mit diesen Aufzeichnungen aus dem Gebiete der Tat in das des Wortes hinüberzugreifen. Ich bin kein geübter Schriftsteller und muß den literarischen Fachmann sowohl wie das Publikum um Nachsicht bitten. Ich hoffe und wünsche, daß das Gegenständliche, welches in den nachfolgenden Blättern enthalten ist, einen Ausgleich bieten wird für die Form, der ich mit diesem meinem ersten und wohl auch letzten Buche sicher nicht gerecht werden konnte. Meine Hoffnung stützt sich aber auch darauf, daß ich in literarischer Beziehung an meinem alten Freunde und Berater, dem bekannten Schriftsteller Herrn Philipp Berges, eine ebenso aufopfernde wie unermüdliche Unterstützung fand, und mich mein tatkräftiger Verleger, Herr Felix Heinemann, der Inhaber des Verlages Vita, mit wertvollen Anregungen und ebenfalls persönlich gebotener Beihilfe bei Ausarbeitung dieses Werkes förderte. Beiden Herren fühle ich mich jetzt, wo das Werk zu meiner Freude fertig vor mir liegt, zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Hamburg-Stellingen, im Oktober 1908.

Carl Hagenbeck.





Das Hagenbeck'sche Stammhaus am Alten Spielbodenplatz in Hamburg.

Erster Abschnitt.

I.

Jugenderinnerungen.

Die Welt stand noch nicht im Zeichen des Verkehrs, als ich meine Knabenzeit verlebte. Vom Geräusch und Getriebe, das heute die Weltstadt Hamburg erfüllt, war noch wenig zu bemerken. Durch die Straßen des lustigen alten Hamburgs wandelten noch neben dem Ausrufer des Senats, der seine große Glocke schwang, die seltsamsten Originale, irgendwo in den Vorstädten fand fast in jeder Jahreszeit der fröhliche Trubel eines Jahrmarktes statt, und um die Weihnachtszeit wurden nahezu alle freien Plätze der Stadt dem berühmten „Hamburger Dom“ dienstbar gemacht, der inzwischen vieles von seiner Originalität verloren hat.

Wenn ich jetzt meinen Blick über die weiten Gründe des Stellingener Tierparkes schweifen lasse, mit seinen grünen Matten und ragenden künstlichen Gebirgsformationen, zwischen denen Tausende von Besuchern sich des Anblicks der lebenden Tierpanoramen erfreuen, dann will es mir fast wie ein Traum erscheinen, daß der alte Hamburger Dom mit dem Tierparadies von Stellingen durch ein festes Band verknüpft ist.

Deutlich sehe ich noch den mit verschneiten Buden bedeckten Großneumarkt vor mir, wie er sich zur Weihnachtszeit ausnahm. Die Hände in den Taschen, vor Kälte von einem Fuß auf den andern hüpfend, drängte sich das Jungenvolk vor den lockenden Auslagen mit Zuckerwerk, Spielsachen und duftendem

Schmalzgebäck, aber mehr noch vor den mechanischen Theatern, Wachsfigurenkabinetts und Buden mit menschenfresserischen Wilden und seltenen Tieren. Auf dem alten Dom konnte man noch allen Ernstes die Seejungfer und ähnliche Fabeltiere leibhaftig zu sehen bekommen. Vor den Buden gingen die Ausrufer, Rekommandeure genannt, hastig auf und ab, denn auch sie froren, und ließen laut ihre einladenden Stimmen erschallen. Einer von ihnen war der „Schauspieler“ Schwanenhals oder, wie er sich selbst nannte, Swonenhals, ein origineller Mensch, der sich für alle möglichen Dienstleistungen anwerben ließ. Jetzt also, an einem Winterabend des Jahres 1853, schritt Swonenhals auf dem Großneumarkt vor einer Schaubude auf und ab und rief immer wieder die denkwürdigen Worte in das staunende Publikum:

„Immer hereinspaziert, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen: das größte Schwein der Welt! So etwas muß man gesehen haben, das ist kolossal, das ist unglaublich, das ist noch nicht dagewesen! Das Riesenschwein, meine Herrschaften, persönlich hier in Augenschein zu nehmen. Erwachsene zahlen einen Schilling, Kinder die Hälfte!“

Diesen Text unterstützte ein mächtiges Schild, auf dem das Schwein so groß wie ein Nilpferd abgebildet war.

Was aber das merkwürdigste an dieser Bude auf dem alten Hamburger Dom für mich ist, das ist die Tatsache, daß auch jenes primitive Unternehmen den Namen Hagenbeck trug, ja, daß diese oder eine andere ähnliche Schaustellung aus vergangener Zeit die Wurzel war, aus welcher das weit verzweigte Unternehmen, das jetzt in Stellingen zentralisiert ist, im Laufe eines halben Jahrhunderts emporwuchs.

Der Unternehmer, der das Riesenschwein auf dem Großneumarkt einem verehrlichen Publikum vorführte, war mein lieber Vater, der das Tier, das in der Tat neunhundert Pfund wog, von einem alten Tierarzt gekauft hatte. In jenen Jahren pflegte mein Vater die Nomzeit nie vorübergehen zu lassen, ohne irgend-

eine seltene oder merkwürdige Erscheinung aus der Tierwelt auszustellen. Es kamen dabei freilich die ergötzlichsten, heute ganz unmöglich gewordenen Täuschungen vor, die man selbst in einem amerikanischen Groschenmuseum nicht mehr ungestraft wagen dürfte. Eines Tages wurde meinem Vater von dem Kapitän eines im Hamburger Hafen angekommenen Schiffes ein Vicunna-Lama angeboten, das sofort für 60 Taler gekauft und zur öffentlichen Ausstellung bestimmt wurde. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, und unter anderem auch ein großes Aushängeschild beim alten Maler Gehrts bestellt, aber — o weh! Ehe die neue Attraktion zur Schau gestellt werden konnte, segnete sie das Zeitliche. Das Lama ging ein. Was tun? Das teure Schild, das zwölf Taler gekostet hatte, in den Winkel stellen? Unmöglich. Zu dem Schild mußte in den Gefilden Hamburgs ein neues Vicunna erjagt werden. Mein Vater fand ein solches in Gestalt eines gewöhnlichen, ganz kommunen Reh s, das er kaufte und nun ganz unverfroren als Lama den Besuchern zeigen ließ. Solche Scherze durfte man sich damals ohne weiteres erlauben, man war in der Zoologie noch nicht so gut bewandert wie heute, holte man doch seine Kenntnisse aus umherziehenden Menagerien, die sich noch ganz andere Unterschiebungen gestatteteten.

Die Anfänge des Tiergeschäfts, soweit es mit meinem Hause verknüpft ist, liegen indes noch weiter zurück. Was mich selbst betrifft, so kann ich behaupten, daß mein ganzes Leben, von der Wiege an, sich in unmittelbarer Verbindung mit der Tierwelt abgespielt hat, denn mein Vater betrieb in der Hamburger Vorstadt St. Pauli, wo ich am 10. Juni 1844 geboren bin, ein Fischgeschäft. Unmittelbar aus diesem erwuchs auch der Tierhandel. Doch darf man aus dem kleinen Domschwindel, der im lustigen, alten Hamburg nichts bedeutete, keine falschen Schlüsse ziehen. Existierte doch auf dem Dom die berühmte Bude „Hamburg bei Nacht“, in die man den Besucher gegen einen Schilling Entgelt vorne hineinließ, um ihn hinten einfach wieder hinauszulassen, auf die Straße, da hatte er Hamburg bei Nacht.

In meiner Erinnerung steht die Gestalt meines Vaters als die eines aufrechten, scharf umrissenen Charakters. Er war ein Mann

von unerschütterlichen Grundsätzen und großen Gesichtspunkten. Dankerfüllt muß ich sagen, daß zu allem, was erreicht worden ist, er den Grundstein gelegt hat. In seinem Charakter paarte sich großer Lebensernst mit einer freundlichen Umgangsform. Sein Spruch war bei allen Gelegenheiten: Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land. Die praktische Nutzenanwendung dieses Spruches ist mir als Knabe so oft begreiflich gemacht worden, daß er mir in Fleisch und Blut übergegangen ist, und daß ich ihn, glaube ich, auf die Meinigen wieder vererbt habe. Hinter äußerer Strenge, die mein Vater in der Erziehung seiner Kinder beobachtete, verbarg sich eine große Herzensgüte. Der Stock spielte in der Erziehung keine Rolle, schon durch das Vorbild des Vaters, der ganz aus Tätigkeit, Pünktlichkeit und Sparsamkeit zusammengesetzt war, lernten wir Kinder in seinem Geiste zu leben. Nur ein einziges Mal entsinne ich mich Prügel bekommen zu haben; der Vater hatte mich rufen lassen und ich war trotzdem nicht rechtzeitig zu Tisch gekommen. Seitdem gewöhnte ich mich an strenge Pünktlichkeit. Gab es zwischen den Kindern einmal einen Streit, so genügte ein lautes „Hallo, hallo!“ oder ein „Nana!“ und alles wurde still. Ganz besonders wurden wir zum Sparen angehalten, nichts, was irgendwie von Wert sein konnte, durfte verloren gehen. So wurden zum Beispiel die Nägel, die sich beim Öffnen der Kisten krumm bogen, wieder gerade geklopft und noch einmal verwendet. Als eine Art Talisman trug mein Vater das erste größere Geldstück, das er in seiner Jugend verdient hatte, stets in der Tasche, und als ein teures Vermächtnis ist dieses alte Geldstück jetzt mein ständiger Begleiter. Für die Arbeit, die wir Kinder schon frühzeitig im Geschäft leisten mußten, erhielten wir eine bestimmte Entlohnung, die jedes Kind eigenhändig in eine tönernen Spardose stecken mußte. Zu Weihnachten wurden dann diese Spardosen zerschlagen und das Geld in Silber und auch Golddukaten umgewechselt. Die Meinigen besitze ich heute noch.

Wir waren drei Knaben und vier Mädchen, wovon jetzt noch, außer mir, mein Bruder Wilhelm und meine Schwester, Frau Unlauff, am Leben sind. Meine Mutter starb im Frühling 1865. Durch eine zweite Ehe, welche mein Vater später wieder einging, besitze ich

noch zwei Halbbrüder, John Hagenbeck in Colombo auf Ceylon und Gustav Hagenbeck in Hamburg.

Meine ganze arbeitsreiche Knabenzeit hat sich zwischen dem Fischgeschäft, das aus kleinen Anfängen zu großen Dimensionen erwuchs, und dem beginnenden Tierhandel abgespielt. In die Schule ging ich nur, wenn Zeit dazu vorhanden war, höchstens drei Monate im Jahre. Die Elementarweisheiten wurden mir in einer Mädchenschule, bei Mutter Feind in der Friedrichstraße auf St. Pauli, eingetrichtert. Erst von meinem zwölften Jahre ab erhielt der Schulbesuch mehr Regelmäßigkeit. Mein Vater verschloß sich keineswegs dem Segen der Bildung, und ein angemessenes Teil schien ihm durchaus notwendig, aber er stellte, ganz im heutigen amerikanischen Geiste, den frühzeitigen, praktischen Erwerb ebenso hoch. Er pflegte zu sagen: „Pasters füllt je nich warden, aber reeken un schriben mutt je können!“*) Als später das aufblühende Geschäft Verbindung mit Frankreich und England anknüpfte, bewährte sich der weite Blick meines Vaters, und da hieß es: „Dat nützt mir, englisch und franzeusch mußt du ook noch leern.“ In den wenigen noch übrig bleibenden Schuljahren wurde dann der Grund in den höheren Fächern und auch in Sprachen gelegt, allein in der Hauptsache blieb der Erwerb derjenigen Kenntnisse, die zu einer ausgebreiteten Geschäftsbetätigung nötig sind, jener hohen und höchsten Schule vorbehalten, die man praktisches Leben nennt.

Die Haupttätigkeit im Fischgeschäft fiel in den Sommer. Damals kamen noch massenhaft die jetzt brandteuren Störe auf den Markt, und mein Vater war einer der Hauptabnehmer. Er hatte sogar eine Anzahl von Fischern gegen festes Gehalt in seinem Dienst, die alles, was sich in ihren Netzen fing, abliefern mußten. Von März bis Juli zogen die Fische aus dem Meere elbaufwärts, um zu laichen und sich, freilich wider Willen, in langen, großen Netzen fangen zu lassen. Wir kauften und verarbeiteten in jeder Saison durchschnittlich 4000—5000 Störe. Unter Verarbeitung ist die Gewinnung des Kaviars und das Räuchern des Fleisches zu verstehen. Sicherlich ist

*) Pastoren sollt Ihr nicht werden, aber rechnen und schreiben müßt Ihr können.

es für den spätgeborenen Leser, der nicht tief genug in die Tasche greifen kann, um die Bedürfnisse des Lebens zu decken, auch von Interesse, etwas über die damaligen Preise zu erfahren. Ein Pfund geräuchertes Störfleisch galt bereits als teuer, wenn es mit 4—5 Hamburger Schillingen, das sind 32—40 Pfennig nach heutigem Geld, bezahlt werden mußte. Jetzt kostet das Pfund Störfleisch 2,50 bis 3,— Mk., also das Achtfache. Der Preis für einen gewöhnlichen Milchstör war 3 bis 4 Mk. Kurant. Rogenstöre kosteten 10—12 Taler per Stück, je nach ihrer Größe. Alles dies weiß ich nicht nur vom Hörensagen, ich stand schon damals als zehnjähriger Junge mitten im Geschäft, und an manche Episode aus jener Zeit denke ich noch heute mit Vergnügen zurück. Wievielmals bin ich mit den Fischern hinausgezogen zum Fang und habe mit meinen Knabenhänden die mit harten Schuppen gepanzerten Kolosse aus den Netzen herausziehen helfen. Einmal fingen wir in der Nähe von Glückstadt ein Rieseneremplar, welches die stattliche Länge von dreizehn Fuß und eine entsprechende Stärke besaß. Das Einholen des Kolosses, dem die Fischer einen Haken oder sogenannte „Hauer“ in den Rücken schlugen, ward zu einem Kampf. Die Beute entpuppte sich als ein Rogenstör, dem zweieinhalb Eimer Kaviar entnommen werden konnten. Der Rogen wurde damals mit 10—12 preussischen Talern per Eimer (15 Liter) bezahlt. Auf die frühen Jagdfahrten ist vielleicht meine Vorliebe für die See- und die sportliche Hochseefischerei zurückzuführen, die mir noch kürzlich an den Gestaden des Mittelmeers, bei der Jagd auf Haifische, fast das Leben gekostet hätte. Ein Sturm überraschte unser Boot, und hätten wir nicht auf gepeitschten Wogen vor dem Orkan herlaufend, im letzten Augenblick den Hafen erreicht, so wären auch diese Jugenderinnerungen an erste Jagdfahrten auf dem Wasser in der Tiefe versunken.

Das Feld meiner Knabentätigkeit lag aber nicht auf dem Wasser. An manchem Tage habe ich auf dem Hamburger Hopfenmarkt, wo ja auch heute noch gemarktet wird, ganz selbständig für 100 und mehr Taler Fische eingekauft. Zu Hause waren meine Geschwister und ich beim Ausnehmen des Kaviars behilflich, auch mußten die drei ältesten den Kaviar nach Hamburg zur Ablieferung

bringen und die Blasen der Störe verarbeiten, die als Hausenblasen zu verschiedenen chemischen Zwecken verwendet wurden.

Von Mitte Juli ab begannen die Aale den Stören die Herrschaft streitig zu machen. In dieser Zeit, bis etwa Ende September, erhielt mein Vater große Aalsendungen aus Jütland, zuweilen wöchentlich bis zu 10 000 Pfund, die in Säcken verpackt waren. Bei dem Reinigen und Verarbeiten dieser Fische mußten wir natürlich heran. Was nicht gleich frisch abging, wurde in Fässer gepackt und später geräuchert und versandt. Auch im Herbst und Winter konnten wir die Hände keineswegs in den Schoß legen. Jetzt kamen die kleinen Fische dran. Heringe und Sprotten waren auf Eisendrähte zu ziehen — mir kribbelt es noch in den Fingern, wenn ich an diese herrliche Arbeit zurückdenke. Man mußte die Fische nämlich aus einer eisigen Pökel, worin sie eingesalzen waren, herausnehmen und auf ebenso kalte Eisendrähte aufreihen. Da gab es manchmal verfrorene Hände, aber Spaß machte die Sache uns Kindern doch, es wurde sogar um die Wette gearbeitet, denn für jede zehn vollgezogenen Drähte erhielten wir einen Hamburger Schilling als Arbeitslohn.

Von diesen Episoden aus der Jugendzeit kann ich unmöglich scheiden, ohne zweier bekannter, ja berühmter Hamburger Originale zu gedenken, die seltsamerweise mit unserm Hause ebenso verwachsen sind, wie der Hamburger Dom. Der eine war der alte „Aalweber“, einer unserer treuesten Kunden. Ich sehe ihn noch vor mir mit seiner hellen Jacke und roten Weste, einen hohen, weißen Filzhut auf dem Kopfe, am Arme aber den von einer Serviette bedeckten Korb mit geräucherten Aalen. Wer kannte Aalweber nicht? Morgens zog er mit einer Karre umher und hielt Bürsten feil, und zwar auf ganz besondere Art. Er sprach nämlich nur in Versen, die eine unendliche Länge hatten und eigentlich nie abriffen. Nachmittags zog Aalweber aber mit jenem Artikel durch die Straßen, der ihm seinen Spitznamen eingebracht hat. Damals gab es in Hamburg keinen Menschen, der nicht einmal am Cämmermarkt- oder Waisengrüntage, vor Aalwebers Bude in der Kirchenallee zu St. Georg, da wo jetzt das „Deutsche Schauspielhaus“ steht, erschienen oder sonstwie zu dem

Genuß Malweberscher Male gekommen wäre. Noch heute ist der Name dieses Originals, nicht nur bei alten, sondern auch bei jüngeren Hamburgern, die ihn nie gesehen, lebendig. Wohl niemals hatte sich irgendein Straßenverkäufer größerer Beliebtheit und Popularität zu erfreuen. In einem in der Steinstraße belegenen Theater brachte man sogar Malweber, von einem jungen Schauspieler treffend dargestellt, auf die Bühne und das Stück — es hieß „Gustav oder der Maskenball“ — hatte einen ungeheuren Zulauf.

Das andere Original, das Malweber an Berühmtheit keineswegs nachsteht, war D a n n e n b e r g. Es wird mir schwer werden, diesen ganz seltsamen Menschen zu schildern, trotzdem ich ihn in meiner Knabenzeit so genau kennen gelernt habe, wie wenige. Dannenberg wohnte in der zweiten Etage unseres Hauses in der Petersenstraße, und ich hatte natürlich stets freien Eintritt bei ihm. Schön war der berühmte Mann gerade nicht, denn sein von einem schwarzen Backenbart umrahmtes Gesicht wurde durch eine eingesunkene Nase entstellt. In den Ohren trug er kleine Ringe, wie man es heute noch bei Seeleuten sieht. Dem unschönen Aeußeren stand aber ein um so anständigeres Innere gegenüber und Dannenberg entfaltete eine unglaubliche Tätigkeit. Es gab keine Arbeit, die dieser Mann, der eigentlich von Beruf Schauspieler war, nicht angegriffen hätte — notabene für Geld und gute Worte. Morgens sah man ihn als Ausrufer durch die Vorstadt ziehen und mit lauter Stimme allerhand Neuigkeiten ankündigen. Zuweilen, wenn er in städtischem Auftrage Auktionen ankündigte, trug er eine große Glocke in der Hand. Er begann seine öffentlichen Reden gewöhnlich mit den Worten: „H ö r t E ü d !“ oder „H ö r t , i h r H a m b u r g e r u n d E i n w o h n e r !“ und dann ging's etwa in folgender Art weiter:

„Door is hüt morgen groote Afschoon of der lange Reeg bi Herrn Mittelstraß über diverse Mobilien, Kleidungsstücken, Gold- und Sülbergeschirr, Koppergerät und sonstige wertvolle Gegenständ. Wer da Lust to köpen hätt, dee koom flock tein, bring öber Geld mit!“*)

*) „Hört, Leute, es ist hent morgen große Auktion auf der Langenreihe bei Herrn M. über . . . , wer Lust zu kaufen hat, der komme Schlag zehn Uhr, bringe aber Geld mit.“



Gottfried Clas Carl Hagenbeck
(Vater des Verfassers).



Carl Hagenbeck mit seinen Geschwistern
(1861).



Carl Hagenbeck
(1871).



Lorenz Hagenbeck



Heinrich Hagenbeck

Die Söhne und Teilhaber Carl Hagenbecks.

Wenn ein Kind oder ein Hund sich verlaufen hatte, wenn irgendwo frisch eingetroffene Eßwaren angekommen waren, alles wurde von Dannenberg angekündigt. Gab es nichts auszurufen, dann sah man den Tätigen Holz zerkleinern, beim Umzug helfen und allerhand andere Verrichtungen besorgen.

Eine besondere Aushilfestellung hatte Dannenberg bei meinem Vater. Natürlich mußte er auch hier zunächst den Ausrufer spielen, und alle St. Paulianer erinnern sich gewiß noch seiner großartigen Anpreisungen: „Hört Lüdl! Frisch geröckerte warme Neesen! Bi Hogenbeck in de Peterstroot giwt dat acht dicke, fette, warme Neesen för eenen Schilling.“ Zu anderen Zeiten hatte dieser Mann für alles uns drei älteste Kinder zu beaufsichtigen.

Die Glanzzeit Dannenbergs begann aber erst nachmittags, denn nun verwandelte sich der Ausrufer und Hilfsarbeiter in den Theaterdirektor, dessen problematischer Ruhm selbst in die Annalen der Hamburger Theatergeschichte Eingang gefunden hat. Wenn Dannenberg, als Ritter der Vorzeit verkleidet, im blanken Harnisch, den Helm auf dem Haupte und das gewaltige Schwert an der Seite, die versunkene Nase durch rote Schminke verdeckt, vor seinem Elysium-Theater auf St. Pauli stand, war er nicht wiederzuerkennen. Man entdeckte den St. Paulianer Ausrufer in ihm erst wieder, wenn er den Mund öffnete und das Publikum, diesmal in gewähltem Hochdeutsch, seine Stimme immer drohender erhebend, zum Besuch der großen Tragödie einlud. „Entree erster Platz vier, zweiter Platz zwei, und letzter Platz, ich schäme mich fast, es zu sagen, nur einen Schilling.“ Mehr als einmal habe ich als Galeriebesucher den Auführungen beigewohnt und die heitersten Szenen mit erlebt. Mitten in die hochtrabendsten Ritter szenen sausten zuweilen vom hohen Olymp herab faule Äpfel und Eier auf die Bühne, und dann mußte erst einer der Schauspieler, während die Vorstellung unterbrochen wurde, im Lauffschritt nach der Galerie eilen, um die Uebeltäter an die Luft zu setzen. Das war also Dannenberg. Wer sich für seine Persönlichkeit und sein Theater näher interessiert, der findet eine gute Charakteristik und die heitersten Episoden in Borcherdts Werk „Das lustige alte Hamburg“ verzeichnet.

Der Beginn der Verwandlung des Fischgeschäftes, das doch gewissermaßen nur eine Nahrungsmittelhandlung war, in ein Tiergeschäft fällt in das Sturmjahr 1848. Anfang März fingen die Fischer, die in diesem Jahre schon sehr früh zum Störfang ausgezogen waren, sechs Seehunde in ihren Netzen. Da die Fischer kontraktlich verpflichtet waren, den ganzen Fang an meinen Vater abzuliefern, überbrachten sie ihm auch natürlich diese Seehunde. Zu dem, was nun folgte, kann man wirklich sagen: kleine Ursachen, große Wirkungen. Mein Vater kam nämlich auf die glückliche Idee, die Tiere gegen Entree sehen zu lassen, und stellte sie zu diesem Zwecke in zwei großen Holzbottichen auf dem Spielbudenplatz in St. Pauli gegen einen Schilling (acht Pfennig) Eintrittsgeld aus. Mit dieser Schaustellung wurde ein ganz gutes Geschäft gemacht. Sie war die erste ihrer Art für meinen Vater, da es sich diesmal nicht um Haustiere handelte, und man kann wohl sagen, daß sich aus ihr das ganze Tiergeschäft entwickelt hat. Von einem Berliner Geschäftsfreunde wurde es meinem Vater nahegelegt, die Seehunde auch in Berlin zu zeigen — für den modernen Menschen eine sonderbare Idee, Seehunde nach der Reichshauptstadt zu bringen, um sie dort als große Seltenheit auszustellen. Damals handelte es sich aber wirklich um eine Seltenheit, und die Seehunde wurden also schleunigst in Krolls Garten untergebracht. Trotz der politischen Gärung war das Geschäft gar kein schlechtes. Als aber die revolutionäre Bewegung täglich zunahm, begann es meinem Vater in Berlin ungemütlich zu werden. Er verkaufte also die berühmten sechs Seehunde an einen Berliner Unternehmer, leider nicht gegen bar, sondern auf Kredit, und reiste wieder nach Hamburg zurück. Dieser Unternehmer hatte beflagenswerterweise ein sehr schlechtes Gedächtnis, er ging nämlich mit den Seehunden in die Weite und vergaß ganz die Rechnung zu bezahlen. Das war der Anfang des Tierhandels. Er war nicht so schlecht, wie es vielleicht aussieht, denn mein Vater hatte nicht nur nichts verloren, sondern durch die Schaustellung in Hamburg und Berlin noch ein Sümnmchen übrig behalten.

Man muß nun nicht glauben, daß der Gewinn bei den Schaustellungen und Tierankäufen, die jetzt folgten, allein eine Rolle spielte,

es kam bei meinem Vater eine angeborene Liebe für die Tiere hinzu, das kann ich mit gutem Gewissen sagen. Ein Tiergeschäft, sei es klein oder groß, ist ohne Passion für die Tierwelt gar nicht denkbar. Mein Vater war ein ganz besonders ausgesprochener Tierfreund, das erhellt schon daraus, daß er sich stets Ziegen, eine Kuh, einen Affen, einen sprechenden Papagei, Hühner, Gänse und allerlei sonstiges Viehzeug hielt. In den großen Räumlichkeiten, die zum Aufbewahren der Räucherspäne dienten, stolzierten außerdem ein Paar Pfauen. Die Menagerie war also eigentlich schon fertig, noch ehe jemand an ein Geschäft mit Tieren dachte.

Von meinem Vater muß die Liebe zur Tierwelt sicherlich durch Vererbung auch auf mich übergegangen sein. Wenigstens hat sich die Tierneigung bei mir schon in frühester Jugend und recht drastisch geäußert. Als zweijähriger Knirps brachte ich eines Tages in meiner Schürze zum Schrecken meiner guten Mutter acht lebendige junge Ratten ins Haus, die mir natürlich sofort abgenommen wurden. Resultat: ein fürchterliches Geschrei, das erst verstummte, als mein Vater auf den glücklichen Gedanken kam, mir statt der verschwundenen Ratten ein Paar junge Meerschweinchen zum Spielen zu geben, denn auch von diesen Viechern hielt er sich eine ganze Zucht zu seinem speziellen Vergnügen. Etwas später erhielt ich einen lebenden Maulwurf geschenkt. Als Burg für den neuen Einwohner wurde eine große Tonne voll Sand hergerichtet. Die Hauptfrage war aber auch hier die Magenfrage. Allabendlich pilgerte ich mit meinen ältesten Geschwistern zum Heiligengeistfeld, um Regenwürmer zu suchen, und hiermit hielten wir den Maulwurf auch über zwei Monate am Leben. Wahrscheinlich hätte er noch länger gelebt, wenn er nicht einem Unfall zum Opfer gefallen wäre. Während eines schweren Gewitterregens vergaßen wir, die Tonne zuzudecken, und so ertrank der arme Kerl in seiner eigenen Burg. Dies war die erste kleine Lehre, die ich bezüglich der Behandlung von Tieren empfing. Der Unfall ging meinem Kinderherzen sehr nahe und, wenn auch unbewußt, habe ich wohl aus ihm die Lehre zu größerer Vorsicht gezogen.

Einige Jahre später passierte mir ein weit eigenartigeres Malheur. Ich war bereits ein zwölfjähriger Junge und war mir in Folge

meiner beinahe selbständigen Tätigkeit in dem schon mehr und mehr erblühenden Tiergeschäft über mein eigenes Tun und Lassen völlig klar. Wir hatten auf unserm großen Hof ein halbes Dutzend Enten laufen, deren Gefieder sehr schmutzig geworden war. Da es den Tieren an Badegelegenheit fehlte, kam ich auf den Gedanken, ihnen diese zu verschaffen. Ich pumpte also ein leeres Seehundsassin halb voll Wasser, ergriff meine Enten und setzte sie eine nach der andern ins Bad, wo sie sich lustig zu tummeln begannen. Ein Weilchen sah ich dem lebhaften Treiben mit Vergnügen zu, dann begab ich mich in unsere Wohnung in der Petersenstraße zum Mittagessen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich nach etwa zweieinhalb Stunden zurückkehrte und keine Enten mehr vorfand, weder auf dem Wasser, noch im Hofe. Mit Hilfe eines alten Wärters wurde das ganze Grundstück abgesucht — ohne Erfolg. Da verstieg sich der Wärter zu dem für mich damals sehr merkwürdigen Ausspruch: „Vielleicht sind die Enten ertrunken.“ Ich war der Ansicht, das könne überhaupt gar nicht möglich sein, als wir aber das Assin untersuchten, fanden wir die sechs Enten still am Boden liegen. Sie waren wirklich -- ertrunken. Wegen des starrenden Schmutzes hatte das Gefieder nicht genügend durch die natürlichen Quellen des Körpers eingefettet werden können und vermochte also das Wasser nicht abzuhalten. Das Gefieder sog sich dadurch ganz voll Wasser und seine Schwere zog die Tiere in die Tiefe. Man hätte sie zunächst nur in ganz leichtes Wasser setzen dürfen. Nun kann man sich wohl denken, daß ich für diesen Streich von meinem Vater nicht gerade gelobt wurde, es hatte aber doch für mich sein Gutes, indem es mir eine Lehre für die Zukunft war.

Mit dem Seehundsgeschäft war der Stein ins Rollen gekommen. In den nächsten Jahren wurde mit Erfolg auf neue Seehunde gefahndet, die mein Vater aber nicht mehr selbst ausstellte, sondern an reisende Schausteller weiter verkaufte. Von diesen wurden die unschuldigen Tiere auf Messen und Märkten als „Seejungfern“ oder gar als „Walrosse“ vorgeführt — unter dem taten es diese Leute nicht. Im Juli 1852 wurde ein ausgewachsener Eisbär angeboten, den Kapitän Main mit seinem Schiff „Der junge Gustav“ aus Grönland

nach Hamburg gebracht hatte. Für ein solches Ungetüm fand sich damals, als erst drei zoologische Gärten existierten, so leicht kein Käufer. Kühnheit und Unternehmungsgeist gehörten dazu, in diesen Eisbären sozusagen Geld hineinzustecken. Mein Vater scheute sich indes nicht, dies zu tun, und erstand den Eisbären nach langem Handeln für 350 preußische Taler. Zufällig gelangten um dieselbe Zeit eine gestreifte Hyäne sowie einige andere zu Schiff angekommene Tiere und Vögel in seinen Besitz, und diese ganze Menagerie wurde alsbald auf dem Spielbudenplatz zu St. Pauli in dem damaligen Hühnermärderischen Museum gegen vier Schilling Entree ausgestellt. Nun muß man nicht denken, daß einfach, sagen wir, eine Annonce in die Zeitung gesetzt und auf das Publikum gewartet wurde. *Who!* Ein Rekommandeur wurde vor die Tür gestellt, und was für einer! Der damals sehr bekannte Ausrufer Barmbecker wurde in einen roten Frackanzug gesteckt, wie ihn die dänischen Postbeamten als Uniform trugen, in die Hand bekam er ein riesiges Sprachrohr und mit Hilfe dieses Instrumentes mußte er es in die staunende Menge hineintuten, daß hier der Rieseneisbär aus Grönland gegen nur vier Schilling Entree zu besichtigen sei. Solche Reklame mußte man zu jener Zeit machen, denn der Spielbudenplatz mit dem schon gekennzeichneten Mattler-Theater und seinem Direktor Dannenberg, mit seinen Karussells und Schaubuden verlangte starke Wirkungen. Das Geschäft gestaltete sich übrigens ganz gut und ermutigend.

An diese Schaustellungen schlossen sich dann alljährlich die Vorführungen auf dem Hamburger Dom an, die fast alle, von der Art der Reklame ganz abgesehen, eines komischen Beigeschmacks nicht entbehrten. In dem Dezember z. B., der auf den Löwenausbruch aus der Kreuzbergischen Menagerie folgte, — jedoch auch hierüber muß ich wohl ein paar Worte einfließen lassen. Im Herbst des Jahres 1858 entsprang aus einem Wagen der genannten Menagerie der auf dem Transport nach Harburg befindliche Löwe „Prinz“, ein prächtiges, ausgewachsenes Tier. Die erste Tat, die der Flüchtling vollführte, war die, daß er dem Pferde, welches den Wagen zog, an den Hals sprang und sich in seiner Gurgel festbiß. Ein kaltblütiger Knecht, der den Wagen begleitete, der später unter dem Ehrentitel „Der Löwe

von Hamburg“ bekannt gewordene Heinrich Rundshagen, warf dem Raubtier eine Schlinge um den Hals und erdrosselte es. Merkwürdigerweise zeigte man später nicht nur den ausgestopften Löwen für Geld, sondern auch Rundshagen, dem sein Heldentum zu Kopf gestiegen war, ließ sich für Geld sehen. In dem Dezember also, der auf diese weltbewegende Begebenheit folgte, ersann mein Vater eine ganz großartige Schaustellung, die heute natürlich keine Kasse anlocken würde. In Gesellschaft mit dem alten Schuster Baum, auch einem Original des alten St. Pauli, wurde eine Nachahmung des Löwenrittes hergestellt und in einer Bude gegen einen Schilling Entree gezeigt. Das Kunstwerk bestand aus einer alten ausgestopften Löwenhaut, die am Nacken eines noch älteren ausgestopften Schimmels befestigt wurde. Beide Tiere entstammten dem Hühnermädgerschen Museum, nur die Stellung wurde etwas umgeändert. Die Blutspuren am Nacken des armen Schimmels stellte man durch aufgetropften Siegellack her. Dieses Unternehmen erwies sich als außerordentlich lukrativ, dem Publikum grüßelte es vor Entsetzen, und der Löwenritt war wohl das beste Weihnachtsgeschäft, das mein Vater auf dem Dom bis dahin gemacht hatte.

Während einer anderen Domzeit kam wieder einmal das beliebte Riesenschwein dran. Dieses Mal war es ein großer Eber der englischen Yorkshire-Rasse, die bekanntlich nur schwach mit Borsten versehen ist. Dadurch kam einer der Arbeiter meines Vaters auf die originelle Idee, das Tier als eine ganz besondere Merkwürdigkeit, nämlich als n a c k t e s R i e s e n s c h w e i n zu zeigen. Zu diesem Zwecke wurde der Eber rasiert, doch ging die Sache nicht so leicht, wie man sich's vorstellt, und das Schwein wurde infolgedessen auf das jämmerlichste geschunden. Auf dem Schilde, welches oberhalb der Bude angebracht war, befand sich natürlich ein Porträt des guten Schweines, etwa doppelt so groß, als es in Wirklichkeit war, und darunter folgender Vers:

„Oft sah man schon ein großes Schwein,
Doch niemals diesesgleichen;
Drum tret' ein jeder hier herein,
Die Größe zu vergleichen.“

Große Reichtümer wurden bei derartigen Schaustellungen nicht verdient, das kann man sich wohl denken, doch blieben immerhin einige hundert Mark übrig, die als Zuschuß zu den Winterpesen höchst willkommen waren.

Ganz langsam begann nun, neben der Fischhandlung, das Tiergeschäft sich zu entwickeln. Auf kleine Geschäfte folgten größere, und die meisten waren mit Reisen verbunden, an denen ich schon als Knabe teilnahm. Von da ab hat sich mein halbes Leben sozusagen auf der Walze abgespielt, ich habe mündliche Verhandlung Auge in Auge der Schreiberei stets vorgezogen, auch damit die schönsten Erfolge erzielt, kurz, ehe sich's jemand versah, saß ich schon auf der Eisenbahn oder dem Dampfschiff. Seit meiner Knabenzeit hat sich, wie ich glaube, diese Eigenschaft nicht im mindesten verändert.

Meine erste Geschäftsreise machte ich als elfjähriger Junge in Begleitung meines Vaters nach Bremerhaven; hier hatte ein Ship-Chandler namens Garrels einige Tiere zu verkaufen. Damals mußte man noch, um mit der Eisenbahn von Hamburg nach Bremen zu gelangen, einen Umweg über Hannover machen; eine Fahrt nach Bremerhaven, die wir heute gar nicht mehr in Rechnung ziehen, bedeutete damals also wirklich eine Reise. Der Tiervorrat bestand aus einem großen Waschbären, zwei amerikanischen Opossums, einigen Affen und Papageien, die eingekauft und per Dampfboot zunächst nach Bremen gebracht wurden, von hier aus sollten sie den Weg nach Hamburg auf dem Deck der „Diligence“ zurücklegen. Die Menagerie sollte also in luftiger Höhe auf dem Dache der Postkutsche die Reise machen, ein Wagnis, das denn auch nicht unbestraft blieb. Nachdem die Postkutsche die ganze Nacht hindurch gerasselt war, entdeckte man am Morgen in Harburg, daß einer der Kasten leer sei. Der Waschbär hatte sich während der Nacht zwischen den Holzstäben hindurchgenagt und sans adieu das Weite gesucht. Wie werde ich das Gesicht meines Vaters vergessen, als er, sich hinter den Ohren kratzend, mit verlorenen Blicken den leeren Kasten ansah. Der Waschbär war und blieb indes verschwunden, und man durfte nicht einmal Lärm schlagen, weil einem sonst ein ganzer Rattenschwanz von Prozessen hätte an den Hals geworfen werden können; denn würde der flüchtige Gefelle nicht bald

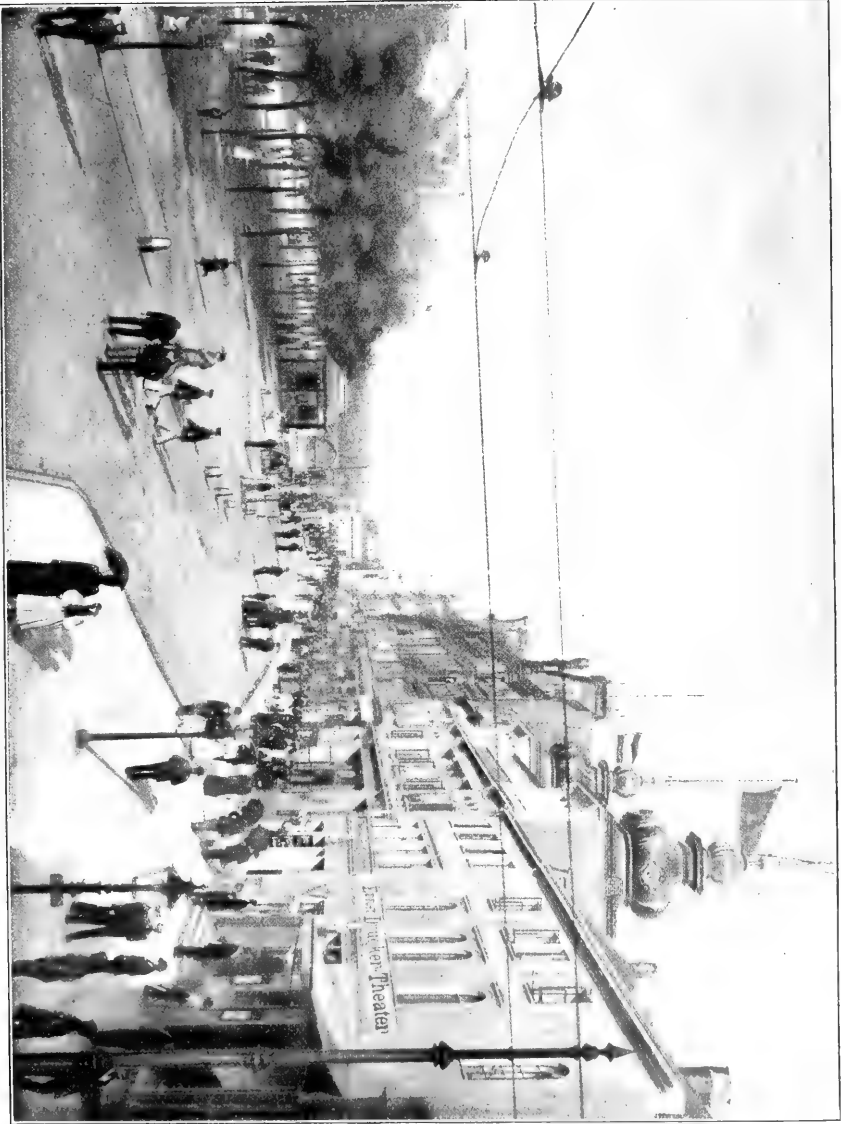
erlegt, dann standen für die Hofbesitzer und ihr Geflügel böse Tage in Aussicht. Wirklich hat sich der Waschbär auch noch volle zwei Jahre als freier Gentleman in der Lüneburger Heide umhergetrieben, bis man das seltene Wild erlegte. Wir erfuhren dies aus der Zeitung, verhielten uns aber natürlich mäuschenstill und niemand, außer meinem Vater, dem Postillon und mir erfuhr jemals, wie der Waschbär in die Heide gelangt war.

An ähnlichen Episoden, die sich aber meistens im Hause abspielten, war überhaupt kein Mangel. Mitten aus dem schönsten Schlummer wurden wir einmal von einem Nachtwächter aufgerüttelt, der uns schreckensbleich mitteilte, daß beim Mülkertor in der Nähe des Stadtgrabens ein großer Seehund umherrutsche. Sogleich machte mein Vater sich auf den Weg, und ich als erster Assistent des Tiergeschäfts war natürlich auch dabei. Das Glück kam uns zu Hilfe. Wir konnten den Flüchtling eben noch erwischen, als er gerade die steile Wallböschung, die zum Wasser des Stadtgrabens führt, hinabzurutschen wollte. Es war keine schwere Arbeit, das Tier in einem unserer Seehundsneze zu verwickeln und nach unserm Quartier am Spielbudenplatz zurückzubringen. Wäre der Seehund aber erst in das Wasser gelangt, so hätte sich das Einfangen viel schwieriger gestaltet.

Ein anderes Mal, ebenfalls des Nachts, wurden wir von unserm alten Wärter mit der Meldung überrascht, daß eine gestreifte Hyäne, die am Abend vorher eingepackt worden war und am nächsten Morgen verschickt werden sollte, ausgebrochen sei. Mein Vater bekam keinen geringen Schreck, denn wir hatten damals noch keine Erfahrung in dem Umgang mit solchen Raubtieren. Als Assistenten wurden ich und meine älteste Schwester mitgenommen, denn der Wärter war schon ein alter Mann, hoch in den Siebzigern, auf dessen Hilfe man nicht rechnen konnte, und dann ging's nach dem Spielbudenplatz. Als wir die Menagerie betreten hatten, meine Schwester mit einer Lampe, mein Vater und ich jeder mit einem Seehundsnetz bewaffnet, suchten wir mit aller Vorsicht den Raum ab und fanden die Hyäne endlich in einer Ecke unter einem großen Affenkasten versteckt. Nach der Art ihres Geschlechts begrüßte sie uns mit einem greulichen Geheul, einen Angriff wagte sie jedoch nicht. Mit langen Knüppeln brachten wir



Malweber.



Der Spielbühnenplatz in St. Pauli.

das Tier endlich unter dem Kasten heraus. In dem Augenblick, als es sich voll Mut auf meinen Vater stürzen wollte, warf dieser ihm mit großem Geschick das Seehundsnetz über den Kopf, und im Nu hatte die Bestie sich in den Maschen verwickelt. Innerhalb weniger Minuten brachten wir das gefangene Tier nummehr in einen leeren Raubtierkasten hinein. Das ganze Abenteuer spielte sich aber durchaus nicht so rasch ab, wie ich es hier erzählt habe, denn erst gegen acht Uhr in der Frühe kehrten wir in unser Heim zurück.

Ein anderes Abenteuer, das mir aus jener Zeit im Gedächtnis geblieben ist, verlief nicht ganz so glimpflich. Diesmal hatte mein Vater ein Rencontre mit Affen zu bestehen, und zwar mit Pavianen. Aus einem großen Affenkäfig sollte eine Anzahl Paviane mittelst eines Sack-Keschers herausgefangen werden. Mein Vater hatte, im Käfig stehend, gerade ein Exemplar im Kescher und wollte es herausbringen, als auf das Geschrei des Gefangenen sämtliche anderen Paviane, etwa ein Duzend, meinen Vater anfielen und ihn jämmerlich zerkratzten und zerbissen. Es gelang ihm, freilich blutüberströmt, den Käfig zu verlassen. Außer einer Menge offener Biß- und Kratzwunden zeigte der Körper da, wo ihn die Kleider beschützt hatten, unzählige blaue Flecken. Nach diesem Unfall wurden die Affen stets mittelst eines sogenannten Umseßkastens, in den man sie mit Früchten hineinlockte, eingefangen.

An diese kleinen Abenteuer mögen sich noch zwei Bären geschichten anschließen, womit ich allerdings der Zeit etwas vorgreife, denn sie fanden erst einige Jahre später, 1863, am Spielbudenplatz statt. Ein gewisser Herr Klimel, Proviantmeister der Hamburg-Amerikanischen Paketsahrt-Aktien-Gesellschaft, brachte aus Newyork fünf große dressierte Bären mit. Es waren zwei Grislybären, zwei Zimmetbären und ein schwarzer Baribal. Alle stammten aus dem Besitze des in Amerika damals überall populären „Grisly-Adams“, eines alten Trappers, der sie jung gefangen und dressiert hatte, und dann mit ihnen jahrelang in den Vereinigten Staaten umhergezogen war. Nach dem Tode des Trappers kamen die Tiere zur Versteigerung und auf diese Weise in den Besitz des Proviantmeisters. Da andere Käufer sich nicht fanden, kauften wir die Tiere zu einem ziemlich niedrigen

Preise. Die Tiere wurden auf dem Hofplatz unseres Etablissements in Käfigen untergebracht. Eines Nachts brach einer der Grislybären, zum Glück ein Blinder, aus seinem Käfig aus und machte sich's auf dessen Dach bequem. Das Unheil wurde uns durch einen in der Nähe wohnenden Schuhmacher verkündet, der von dem Getöse aufgewacht war, mit entsetzten Augen gesehen hatte, daß der Bär los sei, und uns die Mitteilung mit noch größerem Entsetzen, ganz außer Atem vom schnellen Laufen, überbrachte. Natürlich machten wir uns eilends auf den Weg. Es war noch nichts passiert, der Bär lag gemächlich auf seinem Kasten. Meinem Vater kam nun die glückliche Idee, ein halbes Schwarzbrot auf eine Futtergabel zu stecken und mit diesem Köder, dem der Bär schnuppernd folgte, das Tier wieder in seinen Käfig hineinzulocken.

Dieser Ausbruch fand also ein gutes Ende. Wenige Tage später aber kam ich selbst an dem nämlichen Platz zu meinem ersten Bärenabenteuer. Mir fiel die Aufgabe zu, einen russischen Bären, übrigens ein 1—1½jähriges Tier, zur Reise zu „verpacken“. Zuerst mühte ich mich stundenlang ab, das Tier vermittelst eines Umseßkastens in seinen Reisefäß zu locken, doch Meister Peß verspürte nicht die geringste Neigung zu einem Wohnungswechsel. Die Zeit drängte. Wollte ich das Tier noch rechtzeitig zur Bahn schaffen, so mußte gehandelt werden. Ich sperrete den Hof ab, öffnete das Gitter des Käfigs und warf dem Bären kleine Stücke Zucker vor. Das half. Mein Bär kam aus seinem Kasten heraus und fraß im Weiter-schreiten ein Stück Zucker nach dem andern auf. Als er sich eben wieder nach einem Stück bückte, packte ich ihn mit der einen Hand im Genick, griff mit der anderen in den tiefen Pelz des Rückens und wollte den Bären auf diese Weise mit Gewalt in den Käfig drängen. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und es kam zu einem regelrechten Duell. Der Bär war weit stärker, als ich geglaubt hatte, er sträubte sich in der ersten Ueberraschung, drehte sich dann aber um und brachte es fertig, mich mit seinen Vordertatzen zu packen. Im nächsten Augenblick war der schönste Ringkampf im Gange. Mit seinen scharfen Krallen riß mir der Bär die Kleider buchstäblich in Fetzen vom Leibe herunter, wütend biß und kratzte das Tier um sich,

im Nu waren nicht mehr meine Kleider, sondern meine eigene kostbare Haut mit im Spiel. Ich empfing die ersten ernstlichen Wunden. Der Wärter, den ich zur Unterstützung rief, warf nur einen Blick auf die kämpfende Gruppe und suchte mutig das Weite, anstatt mir zur Hilfe zu eilen. Ich ließ indes nicht locker. Mit Einsetzung aller meiner Kräfte warf ich mich auf das wütende Tier und zeigte ihm endlich den Meister. Denn es gelang mir, es in seinen Käfig hineinzuzwängen und trotz der etwas derangierten Verfassung, in die ich geraten war, noch rechtzeitig zur Bahn zu bringen. Der ungeschliffene braune Flegel hatte mich fast ausgezogen, mir einen starken Biß in die rechte Hand und eine ganze Anzahl weiterer Biß- und Kratzwunden an anderen Körperteilen beigebracht, doch erwiesen sich die Wunden glücklicherweise als ungefährlich. Für die Folge aber habe ich auf diese Weise nicht wieder Bären aus einem Käfig in den andern zu „locken“ versucht.

Niemand kann ermessen und es läßt sich auch gar nicht schildern, mit wie vielen kleinen und großen, ich möchte sagen technischen Schwierigkeiten das beginnende Tiergeschäft auf Jahre hinaus zu kämpfen hatte. Alles, was wir heute in bezug auf den Tiertransport und die Tierbehandlung wissen, mußte damals erst in der Praxis ausprobiert und mit Fehlschlägen und Opfern bezahlt werden. Auch Erfahrungen erhält man nicht umsonst, gerade diese muß man im Leben vielleicht am teuersten bezahlen. Der Mangel an Erfahrung hatte nun leider nicht nur solche kleinen Abenteuer und Unfälle im Gefolge, sondern bildete auch für das Geschäft in seiner Gesamtheit einen schwer zu überwindenden Hemmschuh. So gewichtig war dieser, daß mein Vater im Jahre 1858, ein Jahr vor meiner Konfirmation, allen Ernstes auf den Gedanken kam, die Tierhandlung wieder an den Nagel zu hängen und sich auf das Fischgeschäft, das ja inzwischen seinen Fortgang genommen hatte, allein zu beschränken, obgleich das Tiergeschäft bereits größere Dimensionen angenommen hatte. Schon im vorhergehenden Jahre wurden einzelne, für die damalige Zeit wirklich bedeutende Tiergeschäfte unternommen. So reiste mein Vater auf die schriftliche Anzeige eines befreundeten Wiener Vogelhändlers, daß der Afrikaforscher Dr. N a t t e r e r mit vielen Tieren aus dem Aegyptischen Sudan eingetroffen sei, schleunigst nach Wien.

Er fand fünf Löwen, zwei Leoparden, drei Jagdleoparden, einige Hyänen, Antilopen und Gazellen, sowie eine Anzahl von Affen vor, die er ohne weiteres kaufte, und zwar zu einem verhältnismäßig billigen Preise, weil keine Konkurrenz vorhanden war. Nach einem sechstägigen, mit vielen Schwierigkeiten verbundenen Eisenbahntransport kamen die Tiere in Hamburg an und wechselten sehr bald den Besitzer. Die Raubtiere fanden ihre Liebhaber in verschiedenen Menageriebesitzern, die Antilopen, Gazellen und Affen dagegen, sowie auch ein paar Jagdleoparden fanden Unterkunft im Zoologischen Garten zu Amsterdam.

Trotz derartiger Geschäfte mußte mein Vater bei einem allgemeinen Ueberschlag feststellen, daß er das Geld, das die Fischhandlung einbrachte, im Tiergeschäft größtenteils wieder zusetzte, denn infolge des Mangels an Erfahrung in der Behandlung der Tiere gingen viele zugrunde. Die Zukunft des ganzen Tiergeschäfts stand also auf der Wippe. Aus diesen Gedanken heraus fragte mich denn eines Tages mein Vater, ob ich das Tiergeschäft oder die Fischhandlung zu meinem späteren Beruf wählen wolle. Dabei setzte er mir in väterlicher Weise seine Erfahrungen auseinander und gab mir den Rat, mich dem F i s c h g e s c h ä f t zuzuwenden. Ich bin aber sicher, er tat dies mit schwerem Herzen und nur deshalb, um mir Enttäuschungen zu ersparen. Wie er selbst, war ich aber schon viel zu sehr mit dem Tiergeschäft verwachsen und liebte den Umgang mit unseren Tieren, der mir zur Gewohnheit geworden war, schon viel zu sehr, um auch nur dem leisesten Gedanken an eine Aufgabe des Tiergeschäfts Raum geben zu können. Ich entschied mich also kurzerhand für die Fortführung des Tiergeschäfts und fand, da ich der Liebling meines Vaters war, seine Zustimmung, allerdings unter der Bedingung, daß er bei einem eventuellen späteren Verluste nicht mehr als 2000 Mk. Kurant zuzuzahlen brauche. Ich müsse also jetzt selbst zusehen, meinte er, wie ich weiterkäme und den Tierhandel in die Höhe bringe. An Vertrauen zu mir, obgleich ich noch ein Knabe war, fehlte es meinem Vater nicht, und mir nicht an Feuereifer, selbständig zu arbeiten. Damit hatte ich übrigens schon begonnen, und zwar mit Glück. In demselben Jahre, in dem mein Vater sein erstes größeres Tiergeschäft durch den Ankauf der Tiersammlung Dr. Natterers machte, 1857,

absolvierte auch ich ein etwas absonderliches, aber nicht schlechtes Geschäft. Die Absonderlichkeit mag man meiner 13jährigen Jugendlustigkeit zugute halten. Im Hamburger Hafen kaufte ich von dem Schiffsjungen eines kleinen Schoners, der von Zentralamerika zurückgekommen war, 280 — große Käfer, die in drei Zigarettenkästen verpackt waren. Den Jungen machte ich mit zweieinhalb Hamburger Schillingen per Stück, das sind zwanzig Pfennig nach unserm Geld, überglücklich. Als ich aber meinem Vater diesen Einkauf zeigte, war er durchaus nicht sehr erbaut davon und sagte: „Nun, was du an diesen Käferläden verdienst, das kannst du für dich behalten.“ In diesem Fall hatte sich mein Vater aber doch getäuscht. Zunächst zeigte ich die Sammlung dem Bäckermeister Dörries, der ein großer Kenner von Käfern und Schmetterlingen war, und dieser meinte, ich müsse mindestens 1—2 Mk. für jeden Käfer erzielen können, wenn ich die Sammlung dem Naturalienhändler Breitrück verkaufte. Dieser Breitrück besaß damals das größte Muschel- und Naturaliengeschäft in Deutschland. Kurz, ich verkaufte meine drei Kisten voll Käfer wirklich an Breitrück und erhielt nicht weniger als 100 Taler. Breitrück fuhr übrigens bei diesem Geschäft nicht schlecht, denn er gab die Sammlung für einen weit höheren Preis an den Londoner Tierhändler Jamrach weiter.

Mit dem eigentlichen Tierhandel wußte ich ja übrigens schon als 14jähriger Junge gründlich Bescheid, da ich meinen Vater auf den meisten Reisen begleitet hatte. Nachdem ich also im März 1859, fünfzehnjährig, die Schule verlassen hatte, ward es Ernst. Ich widmete mich ganz dem Tierhandel, während mein Vater nur noch dem Fischgeschäft vorstand. Seine Neigung aber gehörte nach wie vor dem Tiergeschäft, und sein Rat blieb maßgebend. Niemals war ich froher, als wenn ich mir durch ein glücklich beendiges Geschäft das Lob meines Vaters verdient hatte. Bis an sein Lebensende blieb er der gütigste Berater und rastlose Mitarbeiter. Und wie er den Grundstein zu dem materiellen Geschäft gelegt hat, so hat er auch den Grundstein zur Tätigkeit, zur Beharrlichkeit und zum Maßhalten gelegt und die Liebe zur Tierwelt in unsere Herzen gepflanzt, so daß alle Erfolge einer späteren Zeit dennoch auf ihn zurückgehen, der nun längst unter dem Rasen schlummert.

II.

Entwicklung des Tierhandels.

Eine schwere Zeit begann nun für mich, aber auch eine solche tiefster Befriedigung. Neigung und Beruf flossen zusammen, und mit Begeisterung ging ich an meine neue Aufgabe. Tiere mußten gekauft und verkauft werden, die rationelle Unterbringung und Behandlung der Tiere bildete eine stete Sorge, dazu kam die wirtschaftliche Seite des Unternehmens, die viel Kopfzerbrechen machte. In der Buchführung und in schriftlichen Arbeiten unterstützte mich meine Schwester Caroline, während die Schwestern Luise und Christiane die Pflege der Vögel übernommen hatten. Mein Bruder Wilhelm spielte den Kutscher und hatte das lebende Material ins Haus und aus dem Hause zu schaffen. Für mich selbst gab es eine Ueberfülle an Arbeit, denn es war unser Prinzip und ist es auch geblieben, daß die Arbeit den Menschen adelt. In der Wartung der größeren Tiere stand mir nur ein alter Wärter zur Seite. Die meiste Arbeit machten uns damals die Seehunde, die in großen Kübeln untergebracht waren. Jeden Morgen mußte frühzeitig in diese Kübel frisches Wasser hineingepumpt werden, und zu diesem Zwecke hatte ich gefälligst zwei bis drei Stunden unentwegt an der Pumpe zu stehen. War die Pumperei endlich fertig, so kam ich mit meinem Fischkorb angeschleppt, um die Seehunde einzeln zu füttern.

Frisch angelangten Tieren, die noch scheu und wild waren, warf man das Futter einfach zu, sie wurden jedoch nach wenigen Tagen schon so zahm, daß sie das Futter aus der Hand nahmen. Nur die älteren Exemplare machten eine Ausnahme und waren nur mit Mühe an das Futter heranzubringen. Alte Seehunde sind schwer an eine

neue Umgebung zu gewöhnen, die Tiere grämen sich und hungern zuweilen wochenlang, ehe sie sich entschließen, Nahrung zu sich zu nehmen. Wie mein Vater, so hatte auch ich zu den Seehunden eine besondere Zuneigung und besitze sie auch jetzt noch. Etwas Ähnliches muß ich kürzlich einem französischen Interviewer erzählt haben, dieser Herr besaß aber eine geradezu erotische Phantasie, denn er behauptete in den Zeitungen seines Vaterlandes, ich hätte einmal einen Seehund so weit gebracht, daß er bei meinem Unblick jedesmal laut „Papa“ gerufen hätte. Wahr ist nur, daß die Tiere mich genau kannten. Wenn ich morgens auf dem Hofplatz erschien und die Tiere mit dem Ruf: „Paul, Paul“ begrüßte (alle Seehunde wurden nämlich mit dem Namen Paul tituliert), reckten alle ihre langen Hälse über das Bassin hinaus. Es waren immer die gewöhnlichen Nordsee-Seehunde (*Phoca vitulina*), die uns unsere Fischer brachten. Einmal befand sich auch eine Kegelrobbe darunter, die sehr gewandt war und häufig aus ihrer Badewanne entwichte. Dieses Tier war es auch, das einst in der Nacht ausbrach und in der Stadt spazieren rutschte. Zu Hause war es so zahm geworden, daß es mir im Hof wie ein Hund folgte, es lernte auch bald aufrecht sitzen, sich im Bassin auf Kommando herumdrehen und manche andere Stückchen, wofür es jedesmal mit einem Extrafisch belohnt wurde.

Mein erstes größeres Geschäft machte ich, als ich eben das 16. Lebensjahr überschritten hatte, und es ist interessant, zu sehen, wie der Zufall, der überall im Leben eine Hauptrolle spielt, mir dabei zu Hilfe kam. Man muß nur die Augen offen halten und jede Situation zweckentsprechend auszunutzen versuchen, „to make the best of it“, wie der Engländer sagt. Damals gelangte der Menageriebesitzer August Scholz mit einem jungen, fünf Fuß hohen Elefanten nach Hamburg, den er für eine Nacht bei uns unterbrachte, um ihn am nächsten Tage mit anderen bei uns gekauften Tieren weiter zu expedieren. Zunächst führten Scholz und ich den Elefanten durch die Straßen zum Bahnhof. Der Transport wurde aber durch ein kleines Zwischenspiel unterbrochen. Auf der Lombardsbrücke wurde der Dickhäuter scheu und lief uns davon. Das gab natürlich einen netten Volksauflauf. Nach einer mehr als halbstündigen Jagd

durch die Anlagen wurde der Elefant endlich wieder eingefangen, an den Beinen gefesselt und hinter den Wagen gebunden, worauf er vernünftig genug war, sich zum Bahnhof führen zu lassen. Am Bahnhof bat mich Scholz, ihn auf seine Kosten bis Berlin zu begleiten. Das tat ich nun nicht mehr als gern, gab unserm Kutscher den Auftrag, mir rasch eine Schlafdecke zur Bahn zu bringen und dem Vater mitzuteilen, daß ich als Assistent Scholzens mit nach Berlin gefahren sei. Am nächsten Mittag war der Transport, wobei die Tiere mit einer Extralokomotive mitten durch die Stadt nach einem andern Bahnhof befördert wurden, erledigt. Nichts war natürlicher, als daß ich nun den freien Nachmittag dazu benutzte, den Zoologischen Garten zu besuchen.

Dieser Garten war mir nicht mehr fremd, und auch den Inspektor kannte ich bereits. Als ich diesen aufsuchte und ihm verschiedene von unsern Tieren anbot, teilte er mir zu meinem größten Vergnügen mit, daß ich wahrscheinlich gerade zur rechten Zeit gekommen wäre, da im Raubtierhaus verschiedene Lücken entstanden seien, die ausgefüllt werden sollten. Am nächsten Tage verkaufte ich an den Direktor, Herrn Professor Peters, kurzerhand für annähernd 1700 Taler Tiere. Ich konnte kaum schnell genug nach Hamburg zurückkommen, um meinem Vater, ganz glücklich über meinen Erfolg, Bericht zu erstatten.

Zu bedeutungsvolleren geschäftlichen Bewegungen kam es im Herbst 1862, als ich mit meinem Vater eine Reise nach Antwerpen unternahm. In dem Zoologischen Garten Antwerpens fand in jedem Jahre eine Tierauktion statt, die hauptsächlich von den Direktoren der wenigen Zoologischen Gärten und von Tierliebhabern besucht wurde. Als Hauptkäufer trat damals der Londoner Tierhändler Charles Jamarck auf, der in Antwerpen seine Einkäufe besorgte und zugleich Tauschgeschäfte machte. Daran, diesen damals für uns noch mächtigen Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, konnte man kaum denken, aber es kam dennoch so, und zwar in einer Weise, welche die kühnsten Erwartungen übertraf. Auf der Reise nach Antwerpen besuchten wir den erst einige Jahre bestehenden Zoologischen Garten zu Köln und schlossen mit dem Direktor Dr.



Frau Carl Hagenbeck.



Bagenbed, mit seinen 13 Enkelkindern.

Bodinus einige Tausch- und Kaufgeschäfte ab. Herr Dr. Bodinus gehörte seit 1860 zu dem Kreise unserer Geschäftsfreunde, in diesem Jahre war er in Hamburg gewesen und hatte eine ganze Reihe von Tieren verschiedener Art gekauft, die mehrere Wagenladungen füllten. Als erste Insassen zogen diese Tiere in die leeren Häuser des Kölner Zoologischen Gartens ein, der dann im Juli desselben Jahres eröffnet wurde.

In Antwerpen kauften wir am ersten Tage nur einige Kleinigkeiten. Ohne besondere Absicht besuchte ich am Abend, da mein Vater müde war, allein den Zoologischen Garten und wurde dort durch unsern Freund, den Direktor Schöpf aus Dresden, einigen Herren vorgestellt, die ich bisher noch nicht persönlich kennen gelernt hatte. Zu diesen gehörte der Direktor des „Jardin d'Acclimatisation“ zu Paris, Monsieur Geoffroy St. Hilaire, mit dem ich in der Folge häufig zusammengetroffen bin und dem ich manchen wertvollen Fingerzeig verdanke. Außerdem hatte ich an jenem Abend Gelegenheit, mit den Direktoren Martin vom Zoologischen Garten in Rotterdam und Westermann aus Amsterdam zusammenzutreffen und mit diesen Herren recht große Ein- und Verkäufe abzuschließen. Geoffroy St. Hilaire erkundigte sich unter der Hand bei einem mit uns bekannten Tierfreund, dem Grafen Cornelli, nach unseren Verhältnissen, und die Auskunft mußte sehr gut ausgefallen sein, denn den bedeutendsten Abschluß in Antwerpen machte ich mit dem Pariser Direktor. Der gute Jamrach, der später eintraf, mußte zu seinem Schrecken erfahren, daß ich ihm schon zuvorgekommen war und für ihn so gut wie nichts übrig gelassen hatte.

Ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß ich wenige Tage darauf noch einmal, und zwar sehr fühlbar, die Absicht der Londoner Firma durchkreuzen mußte. Bedauern hat uns dies freilich nicht verursacht, ich kann wohl sagen, daß mein Vater sich sehr belustigte, als ich ihm am Abend die Liste der von mir abgeschlossenen Geschäfte vorlegte, und ihm erzählte, welch ein nettes Schnippchen unserm Konkurrenten dabei geschlagen worden sei.

Kaum nach Hamburg zurückgekommen, fand ich unter den

dort eingetroffenen Brieffschaften auch ein Schreiben von der Witwe des Menageriebesizers Christian Renz, die zu jener Zeit in Krefeld die Messe besuchte und ihre Menagerie zu verkaufen wünschte. Am liebsten wäre ich gleich wieder losgegendelt. Mein Vater hatte aber Bedenken, er meinte, daß es zu viel für uns würde, wenn wir uns auch diese Tiere über Winter noch auf den Hals lüden, und zwischen dem Hin und Her des Ueberlegens blieb der Brief einstweilen unbeantwortet. Vier Tage darauf kam nachmittags ein zweites Schreiben der Witwe Renz an, worin sie um sofortigen Bescheid ersuchte, sie habe die Tiere auch Herrn Jamrach angeboten, der sie jedenfalls nehmen würde, wenn wir sie nicht an uns brächten. Nun machte ich Ernst und gewann meinem Vater die Zustimmung zum Ankauf der Menagerie ab. Die Zeit drängte. Schon in einer halben Stunde ging der Harburger Dampfer ab, der Anschluß an den betreffenden Zug hatte. Ich hatte gar keine Zeit, erst einen Ueberzieher oder sonstige Reiseutensilien aus unserer Wohnung in der Petersenstraße zu holen, sondern eilte, wie ich ging und stand, zum Dampfer, den ich eben noch erreichte. Das Wichtigste hatte ich aber bei mir, nämlich 100 Taler Bargeld, um wenigstens eine Anzahlung auf die Tiere leisten zu können.

Am nächsten Vormittag gegen elf Uhr traf ich in Krefeld ein und begab mich sofort zur Menagerie. Hier fand ich vier Wagen voll Tiere, darunter einen echten vollmähnigen Berberlöwen, so schön, wie ich seitdem keinen wieder gesehen habe. Ferner einen weißen arktischen Wolf, einen Jaguar, einige Panther und viele andere Tiere, die ich alle binnen wenigen Minuten in meinen Besitz brachte. Als Angeld bezahlte ich 50 Taler und stellte die Bedingung, daß die Tiere am nächsten Tage, dem Schluß der Messe, durch den Geschäftsführer nach Hamburg gebracht würden. Hier sollte dann der Rest bezahlt werden. Es kam aber nur ein Teil der Tiere zur Verschiffung, denn nachdem Frau Renz mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie schon verschiedene Tiere an kleine Schaubudenbesitzer, die auf der Messe waren, hätte verkaufen können, war das Geschäft sofort im schönsten Gange. Ich setzte mich mit diesen Leuten in Verbindung und hatte von meinem Vorrat im Au für

700 Taler Tiere wieder abgesetzt. Und nun kommt noch ein kleines, niedliches Intermezzo. Auf dem Bahnhofe zu Oberhausen, wo ich umsteigen mußte, stand mir auf einmal der liebe Mr. Jamrach aus London gegenüber, den ich ja erst vor wenigen Tagen in Antwerpen gesehen hatte. Unmöglich konnte ich bei ihm in guter Erinnerung sein, er entsetzte sich auch einigermaßen über meinen Anblick und fragte ganz betreten, wo ich denn „schon wieder gewesen sei“. „In Krefeld“, sagte ich trocken, „dort habe ich nämlich die Menagerie der Witwe Kenz gekauft.“ Diese Nachricht versetzte den Londoner Herrn in keine geringe Aufregung, seine Stimme klang etwas belegt und unsicher, als er mich fragte: „Was wollen Sie denn mit allen diesen Viechern jetzt so kurz vor dem Winter anfangen?“ „Das lassen Sie nur meine Sorge sein“, antwortete ich ihm, um dann so nebenbei hinzuzusetzen: „Uebrigens ist ein großer Teil der Tiere schon wieder an Ort und Stelle verkauft.“

Am nächsten Morgen kam ich mit einer gefüllten Geldtasche in Hamburg an und konnte mit Ehren vor meinem Vater bestehen. Für die bewiesene Firgigkeit erhielt ich ein Geschenk von 100 Talern. Dies Geschenk brauchte meinen Vater nicht zu reuen, denn das Geschäft mit der Witwe Kenz brachte uns einen Gewinn von reichlich 2000 Talern. Ueber das Schicksal der Tiere will ich noch folgendes sagen. Die Löwen erhielt ein englischer Geschäftsfreund, Charles Rice in London, dieser verkaufte sie wieder an die Menagerie Fairgraves, die in England reiste. Bemerkenswert ist, daß Fairgraves den schönen Berberlöwen mit großen Kaplöwinnen kreuzt und eine prächtige Zucht erhielt. Als er später seine Menagerie auflöste, um sich zur Ruhe zu setzen, fanden die schönsten Tiere Unterkunft in den Zoologischen Gärten zu Bristol und Dublin. Hier wurden denn auch von jetzt ab die schönsten Löwen gezüchtet, die man in Europa finden konnte. Die übrigen Kenzschen Tiere verkaufte ich binnen wenigen Tagen an verschiedene Menageriebesitzer, die ich schon von der Reise aus benachrichtigt hatte.

Auch ohne besondere Versicherung ersieht man schon aus derartigen Geschäften, daß sich die Tierhandlung immer mehr vergrößerte. Im Jahre 1863 kaufte mein Vater das Haus am Spiel-

budenplatz Nr. 19, das dicht neben dem Museum lag, wo wir bisher unser Geschäft gehabt hatten. Das Vorderhaus hatte unten zwei Läden, wovon der eine an einen Schuhmacher vermietet war, und der andere unsern Vögeln als Unterkunft diente. Hinter dem Hause lag ein kleiner Hofplatz und hinter diesem ein großer, achtzig Fuß langer und dreißig Fuß breiter Bau, den wir für unsere Zwecke einrichteten. Zur Rechten wurde eine Anzahl Käfige für Raubtiere placiert. Die linke Seite wurde in Stallungen für sonstige Tiere abgeteilt. Ueber dem Hofplatz befand sich der Ausbau eines kleinen photographischen Ateliers. Auf dem freien Raum des Hofes wurden Kästen für größere Tiere untergebracht.

Die letzten Jahre hatten mir neue Verbindungen mit England, Frankreich, Holland und Belgien gebracht, und die Menagerie am Schaubudenplatz wies dauernd einen beträchtlichen Tierbestand auf. Im Winter 1864 machte ich meine erste Reise nach England, der inzwischen unzählige andere gefolgt sind, denn später kam ich jährlich etwa zwölf bis vierzehnmal nach London, um von den dortigen Händlern Tiere einzukaufen. Meine Abhängigkeit von dem Londoner Markte hat erst später, nach der Gründung des Deutschen Reiches und dem Aufschwung der deutschen überseeischen Beziehungen aufgehört. Aus jener Zeit sind viele interessante Erlebnisse in meinem Gedächtnis geblieben.

Ganz abenteuerlich gestaltete sich der Transport eines Ameisenbären, den ich im März 1864 in London kaufte. Ich hatte überhaupt noch kein derartiges Tier gesehen, und als mich die Nachricht eines englischen Freundes in Hamburg erreichte, daß aus Argentinien ein ausgewachsener Ameisenbär in Southampton eingetroffen sei, reiste ich sofort nach England ab. Der Eigentümer des Tieres wohnte auf einem Landsitz vier Meilen von Southampton entfernt, wohin wir uns mit einem Wagen begaben. Der Bär lief frei im Garten herum, wo der Schnee zwei Zoll hoch lag, eine Beobachtung, die, mit andern ähnlichen zusammen, mich zu immer ausgedehnteren Versuchen in der Akklimatisation ermutigte. Sein Nachtlager hatte das Tier im Hühnerstall, hier hatte man einige Bündel Heu geschichtet, in das es sich verkroch. Nachdem ich das

Tier gekauft hatte, meinte der frühere Besitzer, ich könne es ganz ruhig mit in die Droschke nehmen, nur müsse man die Fenster verschließen, damit es nicht hinauschlüpfe. Da ich von der Gefährlichkeit eines solchen Tieres noch keine Ahnung hatte, ließ ich mich zu dem Streich überreden, den Ameisenbär mit in die Droschke zu nehmen. Mein Freund setzte sich auf den Boß.

Da saß ich also nun mit meinem vierfüßigen Nachbar, der bald in beängstigender Weise unruhig wurde und mich plötzlich mit seinen beiden scharfen Vorderkrallen zu packen versuchte. Zunächst hatte er es auf meine Beine abgesehen, in die er sich so fest einkrallte, daß ich Mühe hatte, ihn wieder los zu bringen. Während der ganzen Fahrt balgten wir uns hin und her, fortwährend mußte ich mich neuer Angriffe erwehren, und das war keine leichte Arbeit, denn das Tier maß von der Nasenspitze bis zum Schwanzende $2\frac{1}{2}$ Fuß und besaß Riesenkräfte. Ich war vollständig zu Ende mit meiner Energie, als wir endlich in Southampton ankamen und ich meinen Freund zu Hilfe rufen konnte. Nach London wurde das Tier dann in einer Packkiste transportiert. Die Nahrung, die der Ameisenbär bisher täglich erhalten hatte, bestand aus acht rohen Eiern und einem Pfund gehacktem Fleisch, als Getränk erhielt er warme Milch. Auf der Ueberfahrt von London nach Hamburg hatten wir sehr stürmisches Wetter und ich mußte mich seekrank ins Bett legen. Obgleich ich mich kaum bewegen konnte, rührte ich das Futter für den Ameisenbären an und beauftragte den mir bekannten Schiffszimmermann, meine Tiere zu verpflegen. Es kam dabei zu einem ergötzlichen Zwischenfall. Kaum hatte der Schiffszimmermann meine Kabine verlassen, als er auch schon zurückkehrte und schreckensbleich erzählte, dem Ameisenbär sei, als er ihn füttern wollte, eine lange, dünne Schlange aus dem Halse gekrochen. Trotz meiner Schwäche mußte ich also unter Deck, um das Wunder zu sehen. Die Schlange war natürlich nichts anderes, als die lange Zunge des Ameisenbären, mit der er den Eierbrei aufleckte, den der Zimmermann in seiner Angst hatte fallen lassen. In Hamburg angekommen, verkaufte ich das seltene Tier an den Zoologischen Garten, aber unter ganz eigentümlichen Bedingungen. Einen Teil des Ankaufspreises

erhielt ich gleich in bar, weitere festgesetzte Summen aber erst nach jedem Monat, den das Tier am Leben bleiben würde. Man getraute sich nämlich nicht, ein so teures und schwer zu behandelndes Tier kurzerhand zu kaufen. Inzwischen hatte ich aber den Bären an ein besonders bekömmliches Futter gewöhnt, das aus Maismehl und gekochter Milch bestand und ihm morgens und abends gegeben wurde, während er mittags vier rohe Eier und ein halbes Pfund Fleisch erhielt. Bei dieser Nahrung gedieh das Tier vortrefflich und wurde jahrelang als große Seltenheit im Hamburger Zoologischen Garten bewundert.

Eine außerordentlich wichtige Verbindung wurde in demselben Jahre, 1864, angeknüpft. Es war eines Abends spät, als wir aus Wien von einem Freunde ein Telegramm des Inhalts erhielten, daß der Afrikareisende Lorenzo Cassanova mit einem Transport von Tieren, die er in Afrika gesammelt, angekommen und über Wien nach Dresden gereist sei.

Schon zwei Jahre früher hatte dieser Cassanova einen großen Tiertransport aus dem Aegyptischen Sudan nach Europa gebracht, bestehend aus sechs Giraffen, den ersten afrikanischen Elefanten und vielen anderen seltenen Tieren. Der Reisende hatte damals große Mühe, seine Tiere an den Mann zu bringen. Auch wir wagten uns an einen so teuren Transport noch nicht heran, so daß die Sammlung schließlich an den bekannten Menageriebesitzer und Tierbändiger Gottlieb Kreuzberg überging. Heute lag die Sache anders. Am Morgen nach Empfang des Telegramms reiste ich schon nach Dresden und traf Cassanova im Zoologischen Garten, wo er seine Tiere untergebracht hatte. Diesmal handelte es sich um einen nur kleinen Transport, bestehend aus zwei jungen Löwen, drei gestreiften Hyänen, einer Kollektion sehr schöner, großer Affen, sowie einigen Vögeln. Sehr schnell waren wir miteinander einig. Das Hauptresultat dieser Zusammenkunft war aber keineswegs der Ankauf dieser Tiergruppe, sondern der Abschluß eines Kontraktes, nach welchem Cassanova uns in der Zukunft größere Tiere, wie Elefanten, Giraffen, Rhinocerosse usw., zu liefern hatte. Da der Reisende meine Unterschrift nicht für vollgültig anerkennen wollte, reiste er mit mir nach Hamburg, wo

mein Vater den Kontrakt unterschrieb. Alle Tiere, die Cassanova von einer neuen Afrikareise glücklich heimbrächte, sollten zu einem im Kontrakte bestimmten Preise uns gehören, mit alleiniger Ausnahme eines Elefanten, der für den Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, Herrn Professor Peters, bestimmt war.

Cassanova eröffnete also die Reihe der Weltreisenden, die für uns in Busch, Wald und Steppe auf wilde und seltene Tiere fahnden. Im nächsten Jahre, und zwar im Juli 1865, brachte Cassanova seine ersten kontraktlichen Transporte aus Nubien nach Wien. In der Hauptsache waren es drei schöne afrikanische Elefanten, verschiedene junge Löwen, eine Anzahl Hyänen und Leoparden, junge Antilopen, Gazellen und Strauße. Bei der Ankunft Cassanovas war ich bereits in Wien. Hier traf ich auch den Professor Peters, der sich seinen Elefanten schon ausgesucht hatte. Die Tiere wurden verladen und gelangten zunächst glücklich bis Berlin, wo die Trennung von dem für den dortigen Garten bestimmten Elefanten erfolgen mußte. Dabei gab es wieder einmal eine kleine Gratisvorstellung. Mit vieler Mühe brachten wir das Tier aus dem Wagen heraus und lockten es mit Zucker und Brot einige hundert Meter weit. Da fingen plötzlich die beiden zurückgebliebenen Elefanten an, dem scheidenden Gefährten irgend etwas in der Elefantensprache nachzurufen, vielleicht war es ein Lebewohl. Kurz, in demselben Augenblick machte unser Elefant kehrt und rannte zu seinen Kameraden zurück, uns wie Federbälle hinter sich herziehend. Es blieb uns nichts anderes übrig, als auch die beiden anderen Elefanten aus dem Wagen herauszunehmen und sie den Deserteur bis zum Zoologischen Garten begleiten zu lassen. Erst nachdem der Elefant in seiner neuen Behausung untergebracht worden war, konnte ich mit meinen beiden Elefanten nach dem Bahnhof zurückmarschieren, und langte dann ohne weiteren Zwischenfall mit ihnen in Hamburg an.

Mit den Erfolgen wuchs auch der Mut. Cassanova ging mit größeren Aufträgen nach Afrika zurück, und in den folgenden Jahren trat eine ganze Reihe weiterer Reisender mit ihm in Konkurrenz. Viele Faktoren trugen dazu bei, den Namen Hagenbeck schon in jener Zeit populär zu machen. Der Tierhandel als Geschäftsweig war neu.

Die Zoologischen Gärten begannen aufzublühen und das Interesse an fremdländischen Tieren ward plötzlich in die Höhe geschneilt. Es war schwer, alle Ansprüche, die an mich gestellt wurden, zu befriedigen. Die Tiere flossen mir natürlich nicht nur aus Afrika zu, sondern aus allen Weltteilen, und, wo ich nicht selbst reisen ließ, besaß ich wenigstens meine Mittelsperson. Der Handel mit indischen Tieren lag damals hauptsächlich in den Händen von William Jamrach, und ich hatte durchaus keinen Grund, ihn als Aufkäufer zu stören, besonders, da er in der Hauptsache für mich kollektierte, soweit ich ihm seine Tiere abzunehmen wünschte. Auch der Import aus Australien war noch in London zentralisiert und stand mit mir durch den schon genannten Herrn Rice in Verbindung. Trotzdem die Lieferungen somit aus den verschiedensten Quellen strömten und ich fast unausgesetzt auf Reisen war, um neues Material herbeizuschaffen, war ich dennoch häufig gezwungen, fehlendes unter den Duplikaten der Zoologischen Gärten zusammensuchen. Nicht nur die Europäer, sondern auch die Amerikaner begannen, sich auf uns zu stützen. Die reisenden „Shows“ in Amerika hatten schon damals solche Dimensionen angenommen, wie sie von den Menagerien und Zirkusunternehmungen in Europa nie erreicht worden sind.

Die Geschichte dieser Zeit ist auch zugleich eine Entwicklungsgeschichte des Tiertransportes in Europa, denn auf diesem Gebiete mußte alles erst durch Experimente erlernt werden. Der größte afrikanische Tiertransport, den ich je erhielt, traf im Jahre 1870 ein. Am Pfingstmontag dieses Jahres trafen gleichzeitig von dem schon bekannten Cassanova und von einem anderen Reisenden, namens Nigoletti, Nachrichten ein, daß beide mit großen Tiertransporten aus dem Innern Afrikas unterwegs seien. Cassanova drängte, ich möge sofort nach Suez abreisen. Hier läge er schwer krank und fürchte, die Seinigen in Wien nicht mehr wiederzusehen. Nigoletti berichtete, daß er Cassanova begegnet sei, und wahrscheinlich mit demselben Dampfer in Suez ankommen würde, der die Tiere Cassanovas an Bord habe. Hier galt kein Säumen. Mit einem ägyptischen Kreditbrief wohl versehen, reiste ich schon am nächsten Tage, in Begleitung meines jüngsten Bruders, über Triest nach Suez, wo wir nach einer



Im Boie des Geschäftshauses am Spielbudenplatz

(Nach einem alten Gemälde).

fahrt von neun Tagen glücklich ankamen. Noch ehe wir Cassanova oder Migoletti gesehen hatten, gerieten wir gleichsam unter die für uns bestimmten Tiere. Bei der Einfahrt in den Bahnhof von Suez sahen wir in einem anderen Zuge Giraffen und Elefanten, die uns wie zum Gruße ihre Köpfe entgegenstreckten. Den armen Cassanova trafen wir schwer leidend im Suezhotel an. Er war ganz ohne Hoffnung, er bat mich, ihm für seine Tiere anzurechnen, was recht sei, und den Betrag an seine Frau in Wien gelangen zu lassen, da er fühle, daß es mit ihm zu Ende gehe. Die Ahnung des nahenden Todes trog den Ärmsten nicht, nur eine kurze Frist war ihm noch gegeben, er hat die Seinen nicht wieder gesehen. Für diesmal aber mußten wir den Leidenden auf seinem Schmerzenslager zurücklassen. Die Notwendigkeit zwang uns, alle Energie der Karawane zuzuwenden, die ohne das wache Auge des Herrn in große Verwahrlosung geraten war.

Nie werde ich das eigenartige Bild vergessen, welches sich mir bot, als wir den Hof des Hotels betraten. Hätte ein Maler dieses Bild zu Gesicht bekommen, so würde er es vielleicht unter dem Titel „Gefesselte Wildnis“ verewigt haben. Elefanten und Giraffen, Antilopen und Büffel waren an Palmbäumen angebunden. Im Hintergrunde liefen frei sechzehn große Strauße umher, und in 60 Kästen bewegten sich Löwen, Leoparden, Jagdpanther, 30 gefleckte Hyänen, Schakale, Luchse, Tibetkätzchen, Affen, Marabusförche, Nashörner, Vögel und eine ganze Anzahl von Raubvögeln. Nach Aufnahme einer Liste der gesamten Kollektion schloß ich in Anwesenheit des deutschen Konsuls einen Kaufvertrag mit Cassanova ab. Nachdem die Tiere auf diese Weise in meinen Besitz übergegangen waren, erwartete uns nicht nur eine wahre Herkulesarbeit, sondern auch ein regelrechter Kampf nach verschiedenen Seiten.

Die meisten Leute Cassanovas waren krank und hatten sich wenig um die Tiere bekümmert, so daß ich, um den armen Tieren vor allen Dingen ihr Recht zu schaffen, zuvörderst eine Anzahl Araber zu Hilfeleistungen annehmen mußte. Wir hatten indes kaum begonnen, den Tieren ihr Futter zu verabreichen und das Lager zu bereiten, als plötzlich ein Haufe von nichts weniger als vertrauenerweckenden Griechen in den Hof eindrang und tumultuarisch Geld von mir ver-

langte. Der Anführer legitimierte sich als einer der Begleiter Cassanovas und behauptete, dieser schulde ihm Geld. Seine Forderung unterstützte er mit dem Bemerkten, er würde, falls man ihn nicht befriedigte, „die ganze Geschichte in Brand stecken“. Ohne mich durch die Drohungen einschüchtern zu lassen, war es mir doch sogleich klar, daß die empörten Wogen nur durch „Bachschich“ zu glätten seien. Für das, was Cassanova ihm schuldig sei, übernahm ich die Garantie und gab dem Mann gleichzeitig ein Trinkgeld von 50 Francs, worauf der Berserker sich auf der Stelle in ein Lamm verwandelte, das meiner Aufforderung, mir bei der Fütterung der Tiere behilflich zu sein, mit Freuden nachkam. Dasselbe Trinkgeld hatte ich auch den übrigen Leuten Cassanovas gegeben. Für die anderen Kerle, die der Grieche mitgebracht hatte, ließ ich 5 Francs springen und das Gesindel konnte sich kaum schnell genug entfernen, um die Beute in Getränk umzusetzen. Mir wurde es indes klar, daß es das beste sei, so schnell als möglich von Suez fortzukommen und dazu mußte der Weg abermals mit Bachschich geebnet werden.

Die nötigen Wagen für unsere Tiere am Bahnhof zu erhalten, das ging nicht etwa so ohne weiteres. Der betreffende Beamte, ein Araber, behauptete hartnäckig, die Zusammenstellung so vieler Wagen dauere mindestens 6—8 Tage, eine schnellere Herbeischaffung wäre gewissermaßen Zauber, und ein Zauberer sei er nicht. Merkwürdig, nachdem ich diesem Manne ebenfalls 50 Francs versprochen hatte, verwandelte er sich tatsächlich in einen Zauberer und versicherte mit der größten Verbindlichkeit, daß die sämtlichen Wagen am nächsten Abend bereit stehen sollten.

Im Hof der Tiere, wo wir abends noch einmal vorsprachen, gab es indes eine neue unangenehme Ueberraschung. Unter den Leuten Cassanovas zirkulierte das Gerücht, die Griechenbande, die mich schon am Morgen heimgesucht hatte, plane für die Nacht einen regelrechten Ueberfall auf das Lager. Zuerst war ich geneigt, das Gerücht von der lächerlichen Seite zu nehmen, entschloß mich aber doch, das Lager durch sechs Polizisten bewachen zu lassen. Tatsächlich schlichen sich in der Nacht, um 1 Uhr etwa, zwanzig Strolche heran, geführt von demselben Kerl, der erst wenige Stunden vorher 50 Francs von mir in

Empfang genommen hatte. Als die Bande indes bemerkte, daß wir uns im Verteidigungszustand befanden, zog sie sich in aller Stille wieder zurück. Wie ich später hörte, galt der verführte Ueberfall einigen Kästen voll Teppichen und anderen wertvollen Sachen, die sich zwischen dem Gepäck Cassanovas befanden. Der Häuptling der Bande hatte die Frechheit, am nächsten Morgen zu mir ins Hotel zu kommen, um 100 Francs in Empfang zu nehmen, die ihm Cassanova schuldete. Da die Sache stimmte, zahlte ich dem Banditen natürlich ohne weiteres das Geld aus, um von ihm loszukommen.

Der Transport der großen Karawane glich in mancher Beziehung jenen Expeditionen, die in unerforschte Länder ziehen. Das System Nansens und Pearys, die auf ihren arktischen Expeditionen diejenigen Schlittenhunde, welche zum Ziehen untauglich wurden, als Futter für die übrigen Tiere verwandten, ist nicht unähnlich demjenigen, das auch ich auf diesem und manchem anderen Transport anwendete, wenn es sich dabei auch nicht um Hunde handelte. Die größte Sorge bei einem Tiertransport ist immer die E r n ä h r u n g. Diesmal hatten wir neben vielem Preßheu, Brot und mannigfachem vegetabilischem Futter für die Elefanten und übrigen Tiere auch noch 100 Milchziegen mitgenommen, um unsere jungen Giraffen und sonstigen Babys mit Milch versorgen zu können. Ziegen, die keine Milch mehr zu geben vermochten, wurden unterwegs nach und nach geschlachtet und dienten als Futter für die jungen Raubtiere.

Der zaubernde Beamte hatte sein Wort gehalten (damit auch wir Wort halten sollten) und zur gewünschten Zeit standen die Eisenbahnwagen bereit. Am nächsten Morgen sollte ein gemischter Zug zunächst bis Alexandrien gehen. Eine der schwierigsten Arbeiten lag noch vor uns, nämlich die Ueberführung zum Bahnhof. Es wäre ja ein ganz besonderes Glück gewesen, diesen Transport ohne Zwischenfälle auszuführen, und dies Glück wurde uns denn auch nicht zuteil. Elefanten, Giraffen und Raubtiere waren bereits untergebracht und ich atmete schon auf. Man soll aber den Tag nicht vor dem Abend loben. Nur sechzehn große, ausgewachsene Strauße waren noch übrig, die in der Weise zum Bahnhof geführt werden sollten, daß immer ein Vogel von zwei Personen an den Flügeln gepackt und zum Mitgehen

gezwungen werden sollte. Zu dem ersten Strauß gefellten sich mein Bruder und ich, die übrigen Vögel sollten von Cassanovas Leuten einstweilen zurückgehalten werden. Die Leute folgten auch dieser Anordnung, nicht aber die Strauße. Kaum hatten wir uns einige Schritte vom Hofe entfernt, als die übrigen fünfzehn Strauße wie ein Wirbelwind durch den Hof jagten, die sämtlichen Wärter über den Haufen warfen und in der Richtung nach der Wüste entflohen. Als ich dies sah, tat ich etwas, was ich nicht hätte tun sollen — man muß ja aber fortwährend im Leben Lehrgeld zahlen. Ich glaubte unseren Strauß allein festhalten zu können und rief meinem Bruder deshalb schnell zu, er möge den von ihm gehaltenen Flügel loslassen und den Leuten zu Hilfe eilen. Kaum hatte aber der Strauß einen Flügel freibekommen, als er mir mit seinen langen Beinen einen solchen Tritt vor die Brust versetzte, daß ich hintenüber stürzte. Schneller als ein Pferd folgte der Flüchtling seinen Kameraden, während ich noch am Boden lag, nach Atem rang und dem Entflohenen verdutzt nachsah.

Seltamerweise ging das Wiedereinfangen der Straußenherde auf eine beinahe lächerlich einfache Weise vor sich. Einer von Cassanovas franken Leuten, namens Seppel, fand instinktiv das richtige Mittel, indem er auf eine Eigentümlichkeit spekulierte, welcher Tiere und Menschen in gleicher Weise gehorchen, nämlich die *Gewohnheit*. Die Sache hatte aber doch etwas Verblüffendes. Als ich mich eben erhob, sah ich, wie Seppel die ganze Ziegenherde aus dem Hofe heraustrieb. Auf meinen Anruf: „Seppel, was machen Sie denn da?“ antwortete er nur lakonisch: „Ich will die Strauße wieder zurückholen.“ Auf seine Anordnung hatten sich zwei Araber auf Dromedare gesetzt und diese, sowie die Ziegenherde folgten nun den Straußen schnell nach. Als der Zug den Flüchtlingen nahe kam, reckten diese ihre Hälse, schlugen wie vor Freuden mit den flügeln und tanzten in weitem Bogen um die Ziegenherde und die Dromedare herum. Ein ganz grotesker Anblick. Und als ob nun alles wieder in Ordnung sei, setzte sich die ganze Karawane in Marsch nach dem Bahnhof. Die Strauße gingen so ruhig zwischen den Ziegen und Dromedaren, als ob sie von einer unsichtbaren Macht festgehalten würden. Ohne viel

Sträuben ließen die Vögel sich ergreifen und in den für sie bestimmten Wagen führen. Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Auf der ganzen zweiundvierzigstägigen Reise von Kassala bis Suakin hatte man die Strauße ungefesselt zwischen der Ziegenherde und den Dromedaren transportiert. Seppel, der mit dabei gewesen war, wußte das, und hatte ganz richtig kalkuliert, daß die Strauße in die gewohnte Marschordnung sich ohne Widerstreben wieder fügen würden.

Ich danke aber doch Gott, als wir mit der Verladung endlich fertig waren und, zwar total ermüdet, unser Frühstück einnehmen konnten, welches der Direktor des Suezhotels und seine liebenswürdige Gattin uns nach dem Bahnhof gebracht hatten. Der arme Cassanova war schon etwas früher nach Alexandrien abgefahren. Man hatte ihn auf dem „Angareb“, seinem afrikanischen Bette, nach der Station getragen. Da er entsetzlich schwach war, konnte ich kaum die Hoffnung hegen, ihn noch lebend in Alexandrien anzutreffen.

An die Reise von Suez nach Alexandrien werde ich mein Leben lang denken. Selten sind meine Nerven auf eine so harte Probe gestellt worden. Der Tag war heiß, einer der heißesten, deren ich mich entsinne. Die Reise begann damit, daß nach einigen Stunden Fahrt der vorderste Wagen des Güterzuges in Brand geriet. Zum Glück war ein Kanal in der Nähe, so daß man des Feuers Herr wurde. Beim Anziehen der Lokomotive gab es derartige Stöße, daß unsere beiden „Gulahs“, irdene Wasserflaschen, die wir im Wagen aufgehängt hatten, in Scherben gingen. Zur Hitze kam also ein brennender Durst. Die einzige heitere Erinnerung von dieser Reise bildete die Begegnung mit einer Beduinentruppe, die an den Zug herankam, um unsere Giraffen und Strauße zu betrachten. Durch einen jungen Arabier, den ich bei mir hatte, und der sowohl des Arabischen wie des Französischen mächtig war, versuchte ich, von den Beduinen einige ihrer langen Feuersteinschloßgewehre zu kaufen. Sie gaben aber keins herans, da sie ihnen für die Jagd unentbehrlich waren. Diese kleine Erinnerung, das Bild der wilden, braunen Söhne der Wüste geht aber unter in dem Schwall der Unannehmlichkeiten, die noch folgten. Mitten auf der Reise versuchte man, uns in einer Station einfach liegen zu lassen. Da der Zugführer behauptete, seine Lokomotive

könnte den langen Zug nicht weiter ziehen, wurden die Wagen einfach abgekoppelt und der Zug fuhr ohne uns nach Alexandrien davon. In schwärzester Gemüthsverfassung umging ich meine Wagen. Wie leicht konnte dies zu einer Katastrophe führen und mir einen kaum wieder gutzumachenden Schlag zufügen. Die Tiere waren in ihren Wagen so eng zusammengepfercht, daß wir sie nicht einmal füttern konnten, da wir die einzelnen Tiere, ohne die Wagen zu entleeren, gar nicht erreichen konnten. Hier galt es, sich aufzuraffen. Ich erinnerte mich daran, daß Cassanova mir ein Zertifikat des kaiserlichen Hofes in Wien übergeben hatte, das ihm vom Inspektor der k. k. Menagerie zu Schönbrunn, bei Gelegenheit eines Auftrags mit der Weisung zugestellt worden war, es bei etwaigem Bedarf zwecks schnellerer Beförderung der Tiere vorzuzeigen. An dem Schriftstück befand sich ein großes vergoldetes Siegel, und auf dieses setzte ich meine Hoffnung. Als ich es dem Stationschef, einem französisch sprechenden Araber vorzeigte, machte es auch sofort den gewünschten Eindruck. Der Beamte telegraphierte nach Kairo um die Erlaubnis, unseren Wagen eine Extralokomotive vorspannen zu dürfen, und kaum war eine Stunde vergangen, da hatte unser Zug sich in einen Extrazug verwandelt.

Alles hätte jetzt glatt gehen können. Aber das Unheil näherte sich abermals in Gestalt eines betrunkenen Lokomotivführers, der mit seinem Zuge in einem solchen Tempo davontaste, daß sämtliche Tiere durcheinander geworfen wurden. Das Schlimmste aber war, daß der Zug sich in unausgesetzter Feuersgefahr befand. Auf der Maschine wurde derartig darauflos geheizt, daß die Esse einen wahren Vulkan von Feuerfunken und glühenden Kohlenstücken ausspie, die wie ein Regen zwischen unseren Giraffen in das Stroh des Wagens fielen. Wir waren fortwährend damit beschäftigt, das entstehende Feuer auszutreten und die Tiere zu beruhigen. Schließlich blieb mir nichts weiter übrig, als das gesamte Stroh durch die Seitenklappen ins Freie zu werfen. Endlich war aber auch diese furchtbare Nacht vorbei und wir erreichten um 6 Uhr früh Alexandrien. In welcher Verfassung, das kann man sich denken.

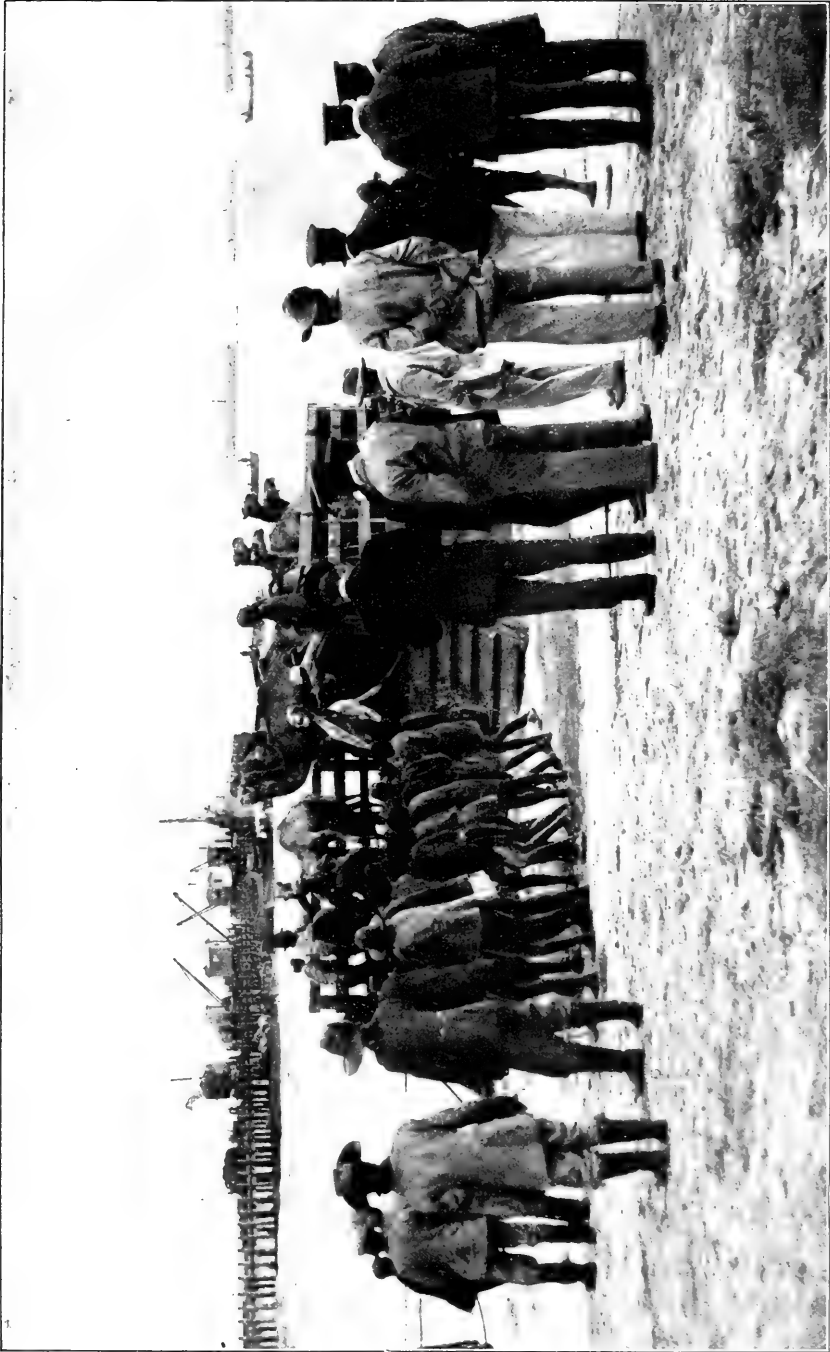
Vielleicht interessiert es den Leser, die Geschichte dieses Trans-

portes, der in mancher Beziehung typisch ist, bis zu Ende zu hören. In Alexandrien ging es zunächst wieder an ein Ausladen und Unterbringen der Tiere, um am nächsten Morgen wieder mit dem Verschiffen zu beginnen. Nebenher lief immer die Sorge um die Ernährung und das Wohlbefinden der Tiere. Auf dem Hofe des Fuhrwerksbesitzers Migoletti, eines Bruders des Afrikareisenden, fanden wir Unterkunft. Hier stieß auch die Karawane Migolettis zu uns, die ich nummehr ebenfalls in meinen Besitz brachte. Der Tag, dem keine Nachtruhe vorhergegangen war, wurde ausgefüllt mit der Versorgung von Lebensmitteln für die in meiner Obhut befindlichen Geschöpfe und mit Vorbereitungen für die Verschiffung, die am nächsten Morgen stattfinden sollte. Erst am Abend sah ich meinen armen Freund Cassanova wieder, in dem das Lebensfünkchen nur noch ganz schwach glühte. Der Kranke freute sich, mich wiederzusehen. Er sprach auch über den bis hierher glücklich vollendeten Transport. Als ich aber um 11 Uhr Abschied nahm, fühlte ich wohl, daß dies ein Abschied für immer sei. Schon eineinhalb Stunden später ist Cassanova sanft hinübergeschlummert.

Zur Trauer blieb uns keine Zeit. Schon in aller Herrgottsfrühe mußten wir uns aufmachen, um unsere Güter nach dem für Triest bestimmten Dampfer „Urano“ zu verschiffen. Die schwierigste und gefährlichste Arbeit blieb natürlich wieder die Uebernahme der Tiere. Giraffen, Elefanten, Büffel, Antilopen, Strauße und Ziegen mußten, in Gurte geschlagen, per Dampftran übernommen werden. Man wird es mir ohne weiteres glauben, daß es ein ängstliches Gefühl in mir auslöste, wenn ich die großen, wertvollen Tiere in der Luft zwischen Himmel und Wasser schweben sah. Viel schwieriger als das Einschlagen in die Schlingen war das Auslösen. Die Giraffen z. B. mußten dabei auf die Seite gelegt werden, anders ließen sich die Stricke nicht lösen, und so schnell es auch geschah, es blieb doch nicht aus, daß man von diesen langbeinigen Geschöpfen mit gefährlichen Tritten regaliert wurde. Mein Bruder Dietrich bekam einen solchen Schlag gegen die Brust, daß er ohnmächtig zusammenbrach. Zum Glück erholte er sich bald, und es zeigte sich, daß nichts gebrochen war. Glücklicherweise kamen wir in Triest an, wo wir von meinem Vater und meinem

Schwager Umlauff erwartet wurden, die bereits die nötigen Eisenbahnwagen im voraus bestellt hatten. Ganz ungeheuer war das Aufsehen, welches unser Transport in der Triester Bevölkerung erregte. Freilich repräsentierten die beiden vereinigten Karawanen Cassanovas und Nigolettis den größten Tiertransport, welcher bis dahin nach Europa gebracht worden war. Er bestand u. a. aus folgenden Tieren: einem Rhinoceros, fünf Elefanten, zwei Warzenschweinen, vier Erdferkeln, vierzehn Giraffen, zwölf Antilopen und Gazellen, vier wilden nubischen Büffeln, sechzig größeren und kleineren Raubtieren, darunter dreißig gefleckten und gestreiften Hyänen, sieben jungen Löwen, acht Leoparden und Geparden, sowie einigen Wildkätzern usw. Außerdem kamen noch sechsundzwanzig afrikanische Strauße hinzu, worunter sich sechzehn ausgewachsene Vögel befanden. Der Matador unter diesen Tieren war ein weibliches Exemplar von einer so außerordentlichen Größe, wie ich seitdem feins wieder gesehen habe. Einen Kohlkopf, den ich in einer Erhöhung von elf Fuß angebracht hatte, konnte dieser Vogel bequem herunternehmen. Der Transport wurde vervollständigt durch zwanzig große Kästen mit Affen und Vögeln, sowie zweiundsiebzig nubische Milchziegen, eine wandelnde Molkerei, die uns Milch für unsere jungen Tiere lieferte. Als die Tiere ausgeladen wurden, standen Tausende von Menschen an den Ufern, um das seltene Schauspiel mit anzusehen und jedesmal, wenn ein Elefant oder eine Giraffe hoch oben in den Schlingen zappelte, erhob sich ein Gebrause von Stimmen. Dieser Volksauflauf war aber noch nichts gegen das Gedränge der Zuschauer, als wir mit unseren Tieren im langen Zuge vom Schiff nach dem Bahnhof marschierten. Das Publikum in den Straßen stand so dicht zusammengedrängt, daß wir uns selbst mit Hilfe unserer Platzmacher, einer Polizeimannschaft von sechs Personen, kaum vorwärts bewegen konnten. Es ist mir heute noch ein Rätsel, daß keine Unglücksfälle vorgekommen sind.

Auf der Fahrt nach Wien, Dresden, Berlin und Hamburg bröckelte die große Karawane auseinander. In der kaiserlichen Menagerie zu Wien blieben ein paar Giraffen, ein Elefant und viele kleinere Tiere. In Dresden fanden ebenfalls zwei Giraffen nebst



Kamelshäre in Swakopmund.



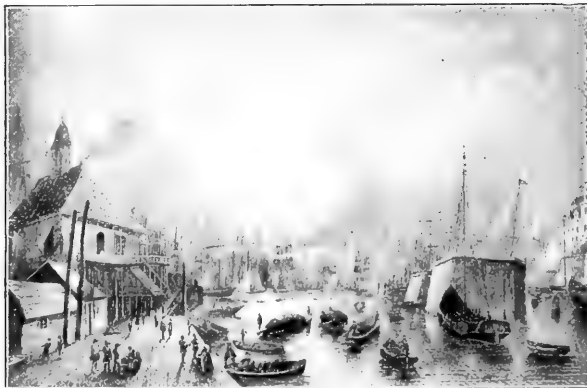
Dietrich Hagenbeck.



Eintritt zum Tierpark.
Neuer Pferdemarkt



William Jamrach.



Das Blockhaus in Hamburg.
um's Jahr 1850.

einer Anzahl anderer Tiere ihre neue Heimat. Den größten Teil der Tiere aber übernahm Herr Dr. Bodinus, dem ich mich bereits telegraphisch angemeldet hatte, in Berlin, für den dortigen Garten. Damals waren gerade die von Herrn Dr. Bodinus geschaffenen neuen Gebäude fertiggestellt, und ich kann wohl sagen, daß ich mein Möglichstes dazu beigetragen habe, diese zu bevölkern. Das Rhinoceros blieb in Berlin, ferner ein paar Giraffen, ein paar Büffel, ein paar Erdferkel und viele Antilopen und Raubtiere, so daß mein Transport, als ich die Reichshauptstadt verließ, schon ziemlich gelichtet war. Nach kurzer Rast ging es nach Hamburg weiter, wo wir am 8. Juli glücklich mit dem Rest des Transportes ankamen, der sich nun schnell weiter verflüchtigte. Der Zoologische Garten erhielt vier Giraffen, zwei Büffel, zwei Erdferkel und einige andere Tiere. Der viel genannte Charles Rice aus England erhielt ebenfalls eine größere Anzahl, so daß ich bis auf die Strauße, die später nach Antwerpen kamen, und einige Raubtiere, die in der nächsten Zeit an verschiedene Menageriebesitzer übergingen, schon bei meiner Ankunft in Hamburg die ganze Karawane an den Mann gebracht hatte. Wenn die Beschreibung dieses großen Tiertransportes den Leser interessiert hat, so möchte ich heute bemerken, daß sie eigentlich nur die Hälfte der Geschichte, und zwar die weniger interessante darstellt, denn diesen Transporten durch Europa gehen ja diejenigen durch die Wildnisse Afrikas voran, die in einem anderen Kapitel geschildert werden sollen.

Seitdem ich im Anfang des Jahres 1866 das Tiergeschäft für eigene Rechnung übernommen hatte, war alle Ruhe dahin. Bald weilte ich an den Ufern des Rheins und bald an den Gestaden des Roten Meeres, und kam ich endlich nach Hause zurück, dann riefen mich inzwischen angelangte Telegramme schon wieder in die Ferne. Diese Reisen wurden auch nicht seltener, nachdem ich am 11. März 1871, also gewissermaßen unter der neuen schwarz-weiß-roten Flagge, meinen eigenen Hausstand gegründet hatte. Doch alle Mußestunden gehörten der Familie. Von den zehn Kindern, die meine Frau mir geschenkt, sind fünf, drei Mädchen und zwei Knaben, am Leben. Die beiden letzteren, Heinrich und Lorenz, jetzt auch meine Sozien im Geschäft, sind gleichfalls schon glückliche Ehemänner geworden —

ebenso wie die drei Töchter inzwischen Hausfrauen. Als sehr lebendiger Beweis dafür umgibt mich eine Schar von dreizehn Enkelkindern.

Die Verkehrsmöglichkeiten haben sich in den letzten Jahren derartig entwickelt, daß man sich von den Schwierigkeiten des Transportes von Menschen und Tieren in jener Zeit, die doch noch so nahe hinter uns liegt, kaum ein richtiges Bild machen kann. Eine große Tierammlung, die ich von dem Menageriebesitzer August Scholz erwarb und für die beträchtliche Summe von 70 000 Francs an den französischen Menageriebesitzer Pianet weiterverkaufte, mußte, um ihren Bestimmungsort in Italien zu erreichen, erst eine schwierige Gebirgstour über den St. Gotthardt zurücklegen. Pianet hatte seine Tiere in sechs große Wagen geladen und jeder wurde von zwanzig Maultieren gezogen. Nicht weniger als 120 Maultiere waren also nötig, um diesen Transport zu bewerkstelligen. Bei Gelegenheit dieses Geschäftes kam auch zum erstenmal die Tierdressur mit uns in Berührung, die später eine so große Rolle in unserem Etablissement spielen und durch mich eine Regeneration erfahren sollte. In der Sammlung befanden sich verschiedene aus Raubtieren bestehende Dressurgruppen, welche von dem Tierbändiger Robert Daggeseßl vorgeführt wurden. Der Einfachheit halber wurde der Dompteur gleich mit übernommen, d. h. von mir engagiert, und beim Verkauf der Tiere an Pianet dann an diesen weitergegeben.

Kurz nach dem Ausbruch des Krieges von 1866 befand ich mich in Frankfurt a. M., das voll war von Soldaten, Tumult und Aufregung. Ein Brief der Zoologischen Gesellschaft, die ihren Garten aufzugeben wünschte, rief mich dorthin und es galt schnelles Handeln, da, wie mir aus London mitgeteilt worden war, auch mein Konkurrent Jamrach ein Angebot des Tierbestandes erhalten hatte. Jamrach gelangte aber nur bis Köln, denn der direkte Verkehr zwischen diesem Platz und Frankfurt war unterbrochen. Auch ich saß zunächst in Köln fest, gelangte aber doch über Koblenz per Eisenbahn, zu Schiff und Wagen endlich nach Frankfurt, wo das Geschäft schnell erledigt wurde.

In Frankfurt war es etwas ungemütlich, die Bevölkerung befand sich in großer Aufregung, denn in diesen Tagen war die Schlacht bei

Aschaffenburg geschlagen worden. Tausende von bayerischen und hannoverschen Truppen passierten die Stadt, um nach Mainz zu kommen. Nach Mainz fuhr auch ich noch an demselben Abend, und am nächsten Morgen per Dampfboot nach Köln. Der Kontrast zwischen den aufgeregten Bildern in Frankfurt und dem stillen Naturfrieden auf dem Rhein, vielleicht auch die innere Freude über die glücklich gelungene geschäftliche Mission, ließen mir diese meine erste Rheinreise als eins der schönsten Erlebnisse erscheinen, die mir bis dahin begegnet waren. Jedenfalls fand die wundervolle romantische Szenerie mich außerordentlich empfänglich, noch heute denke ich mit Freuden an diese herrliche Tour zurück. Ich habe die Rheinufer mit so enthusiastischen Augen nicht wieder angesehen. In Köln machte ich Herrn Dr. Bodinus, dem Besitzer des Zoologischen Gartens, einen Besuch und war eigentlich gar nicht überrascht, auf dem Konzertplatz auch Herrn Janrach zu begegnen. Er hatte nicht den Mut gehabt, sich in dieser kritischen Zeit bis nach Frankfurt vorzuwagen, und mußte nun mit seinen beiden Leuten unverrichteter Sache nach England zurückkehren.

Wenige Tage später befand ich mich in Begleitung meines Vaters auf der Reise nach Wien, wo einer unserer Reisenden mit sieben Elefanten und einer großen Anzahl anderer Tiere angekommen war. Zu jener Zeit konnte man infolge der Kriegswirren noch nicht über Dresden nach Wien kommen, vielmehr mußte man einen Umweg über Frankfurt und Linz machen, so daß wir erst nach einer vierzigstündigen Fahrt in der Kaiserstadt ankamen. Der Transport dieser Tierammlung ging, wie gewöhnlich, nicht ohne seine kleinen Abenteuer vor sich. In der Gegend von Nürnberg bemerkte ich, daß meine Elefanten an Kolik litten. Ich ließ sogleich meine Wagen in Nürnberg abhängen, um erst mit der nächsten Gelegenheit weiterzufahren. Eins der Tiere hatte sich bereits vor Schwäche hingelegt. Erst mit Hilfe eines Wärters, den ich von Wien mitgenommen hatte, gelang es mir, das Tier wieder hochzubringen. Das war keineswegs eine leichte Sache, denn obgleich die Tiere nur etwa 1,50 Meter hoch waren, so besaßen sie doch schon ein Gewicht von mindestens 1000—1200 Pfund.

Es gibt nun ein sehr einfaches Mittel, Elefanten von der Kolik zu befreien; da der Mangel an Bewegung die Krankheit häufig verursacht, so muß Bewegung sie auch wieder beseitigen. Ich führte also meine sieben Elefanten auf dem Bahnhof spazieren, und nach zwei Stunden hatte die Promenade, die für mich selbst kein Vergnügen war, ihre Wirkung soweit getan, daß ich die Tiere wieder in den Wagen zurückbringen konnte. Das dicke Ende folgte indes noch nach. Als bald kam der Stationschef angerannt und machte einen heillosen Spektakel, und nicht mit Unrecht, denn ich muß gestehen, daß der Bahnhof nach dieser zweistündigen Promenade nicht gerade einen sauberen Eindruck machte. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu erklären, der Stationschef möge den Platz nur durch seine Leute säubern lassen, ich würde alles bezahlen, und damit beruhigten sich denn auch die Gemüther. Es kam aber ein noch dickeres Ende nach. Ehe der Zug weiterging, was noch einige Stunden dauerte, begab ich mich in die Stadt und kaufte dort einige Flaschen guten Rum und einige Pfund Zucker. Davon braute ich einen kräftigen Grog, den ich meinen Elefanten als bewährte Nachkur gegen die Kolik zu saufen gab. Dieses Mittel tat den Tieren sehr gut, alle gerieten in eine heitere Stimmung. Einer der Elefanten aber schien des Guten etwas zu viel bekommen zu haben, denn er begann, allen möglichen Unsinn zu machen, bogte seine Gefährten und traktierte sie mit Fußtritten. Für diesen Süffel braute ich noch einen Extragrog, so daß er nummehr total betrunken wurde. Es dauerte auch gar nicht lange, da legte er sich hin und brauchte sechs volle Stunden, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hatte. Der Kater, mit dem er erwachte, war schon mehr eine Art Panthertier, und hätte man ihm gegen seinen Kopfschmerz eine sauren Hering präsentieren wollen, so hätte es schon ein marinierter kleiner Walfisch sein müssen.

Nach einer Reise von vier Tagen und vier Nächten kam ich mit meinem Transport glücklich auf der letzten Station in Harburg an, von hier aus wurden die Tiere in einem Dampfer nach Hamburg überführt. Bei dem Transport vom Wagen zum Schiffe wäre aber beinahe noch ein Unglück passiert. Mein Geschäftsfreund Rice, der mich in Hamburg erwartet hatte und einen der Elefanten führte, den

größten, erhielt von diesem einen so heftigen Stoß mit dem Rüssel, daß er einen förmlichen Salto mortale in der Luft beschrieb und einen Augenblick besinnungslos liegen blieb. Glücklicherweise war der Elefant mit diesem Resultat zufrieden.

Schon auf der Fahrt nach Hamburg verkaufte ich meinem Freund die vier größten Elefanten zum Preise von 24 000 Mk., und bald darauf die drei kleineren an den Tierhändler Charles Reiche aus Alfeld für 20 000 Mk. Der Leser denkt vielleicht, daß dies ein guter Preis gewesen sei, und ich glaubte es damals auch selbst, irrte mich aber sehr, denn Herr Rice verkaufte seine vier Elefanten für 10 000 Dollar an einen amerikanischen Zirkusbesitzer, und Herr Reiche machte ein noch besseres Geschäft. Seine drei Elefanten kamen nach Newyork. Für den größten erhielt er 8500 Dollar, für den zweiten 8000 Dollar und für den dritten 7500 Dollar. Das waren aber auch die höchsten Preise, welche bis dahin für junge Elefanten bezahlt worden waren.

In dem folgenden Jahre (1867) erhielt ich sogar z w e i größere afrikanische Transporte. Der Sudan war ja überhaupt jahrelang für Europa die größte Tierquelle. Der erste dieser Transporte bestand aus fünf Giraffen und einem Elefanten, welchen ein deutscher Kaufmann, namens Bernhard K o h n, aus Aegypten mitgebracht hatte. Bisher hatte dieser Kohn nur Kaufmannsgüter und zwar Felle, Gummi usw. gehandelt, da hatte er auf seinen Reisen erfahren, daß Cassanova von mir beauftragt sei, afrikanische Tiere zu sammeln, und das brachte auch Herrn Kohn auf den Gedanken, die Gelegenheit wahrzunehmen, und auch seinerseits Tiere nach Europa zu bringen. Das Telegramm, welches mir Kohn von Triest aus schickte, machte mir große Freude. Giraffen waren gerade diejenigen Tiere, welche ich gebrauchen konnte, da schon lange keine mehr nach Europa gelangt waren. Selbstverständlich eilte ich sofort nach Wien, wohin auch Herr Kohn inzwischen gereist war, doch gelang es mir erst nach einigen Tagen mit dem geschäftstüchtigen Herrn, der einen sehr hohen Preis forderte, einig zu werden. Mit der Uebernahme des Transportes erwuchs mir eine neue Schwierigkeit. G i r a f f e n waren in unserem Geschäftslerikon ja neu. Bezüglich der Behandlung und des Transportes dieser Tiere mußten erst Erfahrungen gesammelt werden, das zeigte sich schon bei

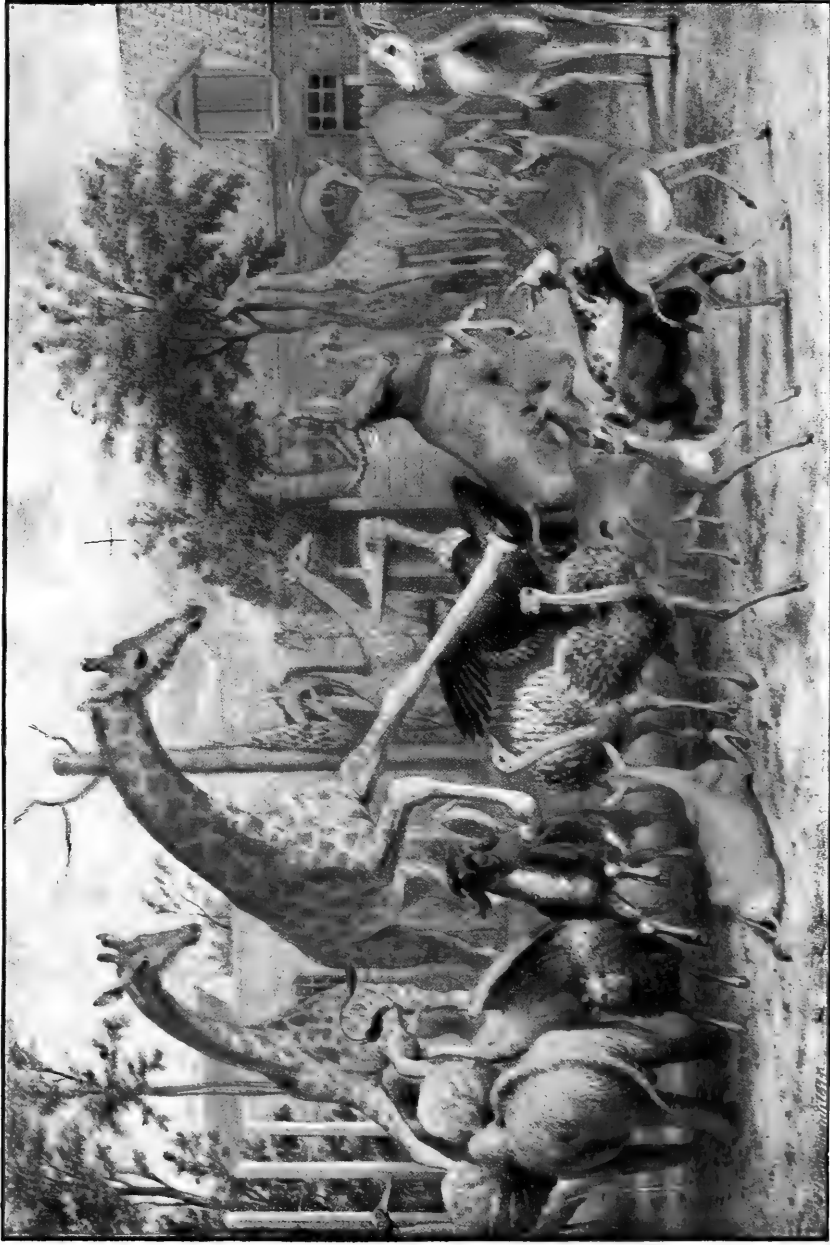
der Ueberführung der Giraffen zum Bahnhof. Jedes einzelne Tier mußte geführt werden. Ich hatte zu diesem Zwecke zehn Leute angenommen. Je zwei führten eine Giraffe und ich selbst nahm den Elefanten. Kaum war jedoch die Stalltür geöffnet — Herr Kohn hatte nämlich den ganzen Transport in einem Pferdestall untergebracht — als alle Giraffen mitsamt ihren Führern in wildem Galopp durchbrannten. Glücklicherweise waren die Straßen in Folge der frühen Morgenstunde leer, sonst wäre es wenigstens ohne einen riesigen Volksauflauf nicht abgegangen. Kohn, welcher mich begleitete, übernahm auf meine Bitte den Elefanten, und ich selbst eilte, so schnell mich meine Beine tragen wollten, den Leuten mit ihren Giraffen zu Hilfe. Die größte hatte bereits ihre Führer zu Boden gerissen und eilte nun in rasender Gangaart davon. Die übrigen Tiere konnte ich noch zum Stehen bringen, und damit hatte ich auch die entlaufene Giraffe wieder in der Gewalt, denn als sie endlich stillstand, sich umfah und bemerkte, daß ihre Gefährten ihr nicht folgten, kehrte sie ebenso schnell zurück, als sie fortgelaufen war. Sofort ergriff ich das Tier und führte es selbst, und nun kamen wir ohne weiteren Unfall zum Bahnhof. Mich hatte das kleine Abenteuer gewitzigt, denn als ich nach fünftägiger Reise am Berliner Bahnhof in Hamburg ankam, ließ ich jedes Tier von drei Leuten führen, so daß der Transport ohne Unfall in meinem Etablissement abgeliefert werden konnte.

Die zweite große Tierkarawane desselben Jahres zeichnete sich durch eine Häufung von Unfällen aus. Ein altes Wort sagt, daß ein Unheil nie allein kommt. Das mußte ich auch hier erfahren. Als der Dampfer mit unseren Tieren auf der Reede von Triest erschien, wohin ich mit meinem Vater geeilt war, nahmen wir mit Schrecken wahr, daß die Quarantäne-Flagge gehißt war. In Aegypten herrschte die Cholera, aus diesem Grunde mußte das Schiff sich einer acht-tägigen Quarantäne unterziehen, und während dieser Zeit durfte natürlich niemand weder an, noch von Bord gehen. Zu allem Unglück erkrankte mein Vater an Dysenterie, und vier Tage nach der Erkrankung stellte sich eine beunruhigende Schwäche ein. Ich geriet in die größte Bestürzung, als der Kranke mich zu sich rufen ließ und gewissermaßen von mir Abschied nahm. Mit dem Taschenbuche vor sich, gab er mir

Verfügungen, die sich auf Geschäfte in Hamburg bezogen, erteilte mir guten Rat in vielen Dingen, die der Zukunft angehörten und sprach es schließlich selbst aus, daß er kaum glaube, die Heimat wiederzusehen. Mit schwerem Herzen ging ich an diesem Morgen aus dem Hause, um den vielen Geschöpfen, die da draußen auf mich warteten, ihr Recht zuteil werden zu lassen. Die Sammlung, die ausgeschifft und wieder verladen werden mußte, bestand aus dreizehn Elefanten, zwei Giraffen, dreizehn Antilopen und Gazellen, fünf Leoparden, zwei Jagdpanthern, zwölf Hyänen, dreißig Affen, dreizehn Strauße und dreizehn Kästen mit verschiedenen Vögeln. Zu der Verantwortung als Leiter dieser großen Karawane kam noch die Sorge um den kranken Vater, der auf Anraten des Arztes der Luftveränderung wegen nach Wien vorausgereist war. Nicht ohne die bekannten kleinen Zwischenfälle wurden die Tiere endlich verladen. Daß unterwegs eine Antilope aus dem Wagen sprang und mit gebrochenem Genick auf dem Bahndamm liegen blieb, daß einer der Strauße ein Bein brach und getötet werden mußte, oder daß einer der kleineren Elefanten durch den Stoß eines Kollegen zugrunde ging, fiel nicht ins Gewicht gegenüber der großen Freude und Ueberraschung, meinen Vater in Wien völlig genesen anzutreffen. Dieser Transport hatte aber noch eine Art von Epilog, der sich bei der Umladung der Tiere in Wien ereignete. Der Sicherheit halber führte man von den dreizehn Elefanten zuerst die sieben kleineren auf die Straße. Als man aber bereits eine gute Strecke zurückgelegt hatte, um nach dem Bahnhof zu gelangen, erhoben die sieben Dickhäuter ein großes Geschrei, worauf die sechs großen, zurückgebliebenen Elefanten sich in ihrem Stalle wie wild gebärdeten, Stricke, Tuae und Haken zerrissen und zur Tür hinausstürmten. Der Aufruhr, der sofort auf der Straße entstand, ist unbeschreiblich. Die Passanten stoben rechts und links auseinander und suchten in den Häusern Rettung. Die Elefanten kümmerten sich aber nicht im geringsten um die auseinanderstiebenden, zweibeinigen Zwerge, sie wünschten nur zu ihresgleichen zu gelangen, und als sie diese erreicht hatten, schritten sie so ruhig hinter dem Zuge her, wie ebensoviele Schafe. Wie alles im Leben, so ging aber auch schließlich dieser Transport zu Ende und ich konnte die Tiere, nachdem sie sich noch einige Tage in meinen

Hamburger Stallungen ausgeruht hatten, glücklich auf einem Londoner Dampfboot unterbringen, denn schon unterwegs waren die Tiere an einen englischen Geschäftsfreund, und von diesem wieder an einen Amerikaner weiter verkauft worden.

Bis in die ersten siebziger Jahre reicht die Aera des ausschließlichen Tierhandels, dem sich in der Folge weitere Unternehmungen anschlossen. Den Schlußstein dieser Epoche bildete die Uebersiedlung in ein neues Heim. Bei der wachsenden Ausdehnung des Geschäfts waren die Räume am Spielbudenplatz längst viel zu eng geworden. Nach langem Suchen glückte es mir im Frühling 1874, am Neuen Pferdemarkt in Hamburg ein geeignetes Grundstück mit Wohnhaus und dahinterliegendem 76 000 Quadratfuß großem Garten aufzufinden. Dieses Grundstück erwarb ich, und die nötigen Einrichtungen, wie Stallungen usw. wurden mit einem solchen Eifer gebaut, daß wir bereits um die Mitte des April unsern Einzug in das neue Heim bewerkstelligen konnten.



Tiertransport aus dem Sudan, im Tierpark am Neuen Pferdemarkt 1870

(Nach der Natur gezeichnet von G. Kreutzmann).



III.

Völkerschaustellungen.

Im Bankettsaal des „Jardin d'Acclimatisation“ zu Paris fand sich an einem schönen Herbsttage des Jahres 1886 eine glänzende Gesellschaft von Vertretern der Wissenschaft, der Künste und der Presse zusammen. Es galt, einen Abschied zu feiern. Unter der Hagenbeck'schen Flagge hatte die Schaustellung einer Singhalesentruppe stattgefunden, die sich nun nach zweieinhalbmonatigem Aufenthalte wieder auflöste. Diese Schaustellung war die Sensation von Paris gewesen, sie hatte dem Garten nicht nur bedeutende Einnahmen, sondern einem unabsehbaren Publikum Unterhaltung, Anregung und Belehrung gebracht. Sonntags hatte die Schaustellung 50—60 000 Besucher angezogen. Das Bankett bildete den würdigen Abschluß des Unternehmens. Viele Reden wurden gehalten, eine der bedeutendsten von dem Chefredakteur des „Figaro“, der mit einem Toast auf den Direktor des Gartens, Herrn Geoffroy St. Hilaire, schloß. Der Gelehrte, dessen Ehrlichkeit und Bescheidenheit seiner Bedeutung nicht nachstand, erwiderte, daß nicht ihm allein das Lob gebühre, sondern auch dem Tierhändler Carl Hagenbeck, der diese anthropologisch-zoologischen Schaustellungen zuerst zusammengestellt und in die Öffentlichkeit eingeführt habe.

Herr Geoffroy St. Hilaire sprach mit diesem Hinweis die Wahrheit aus. In der That war es mir vergönnt, die Völkerausstellungen, die seit 1874 und bis zum heutigen Tage ihre Anziehungskraft ausüben, als erster in die zivilisierte Welt einzuführen. Gern gestehe ich dabei, daß die Idee nicht etwa, wie Athene aus dem

Kopf des Zeus, fertig ins Leben hineingesprungen ist, sondern daß sie sich, von Zufällen beeinflusst, regelrecht entwickelt hat.

Der erste Anstoß war die Tatsache, daß das Tiergeschäft um die Mitte der siebziger Jahre langsam zu gehen anfang und ich also daran zu denken gezwungen war, mein Unternehmen nach irgendeiner anderen Seite hin auszudehnen. In der Folge fand der alte Spruch: „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ wieder einmal seine Bestätigung. Es war im Jahre 1874, als ich meinem alten Freunde, dem Tiermaler H e i n r i c h L e u t e m a n n — ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde — in einem Briefe mitteilte, daß ich eine R e n n t i e r h e r d e von dreißig Exemplaren zu importieren hätte, um verschiedene Zoologische Gärten mit diesen Tieren zu versorgen. Der Künstler schrieb mir darauf, es müsse doch großes Interesse erregen, wenn ich die Rentiere von einer Lappländer-Familie begleiten lassen würde, die dann natürlich auch ihre Felte, ihre Waffen, Schlitten und ihren gesamten Hausrat mitbringen müßte. Was dem Künstler in seinem Briefe vorschwebte, war sicherlich nur das malerische nordische Bild, das er sich nur in abgeschlossener Vollkommenheit mit Menschen und Tieren und womöglich einem winterlichen Hintergrund vorzustellen vermochte. In diesem Vorschlag aber war schon die glückliche Idee der Völkerausstellungen, die sich in den nächsten Jahren wie eine bunte Kette aneinanderreichten, verborgen. Lappländer und Nubier, Eskimos und Somali, Kalmücken und Indier, Singhalesen und Hottentotten, die Bewohner der verschiedensten Zonen, ja Antipoden reichten einander in den kommenden Jahren gleichsam die Hände in ihren Jügen durch die europäischen Hauptstädte.

Der Zug begann mit den Lappländern.

Glücklicherweise traf es sich so, daß der Agent, der die Rentiere zusammenbrachte, auch gleichzeitig eine Familie von Lappen zur Fahrt nach Hamburg veranlaßte. Gegen Mitte September des Jahres 1874 traf die kleine Expedition von Menschen und Tieren, geführt von dem deutsch sprechenden Agenten, einem norwegischen Photographen, in Hamburg ein. Der eigentliche Vater der Idee, mein Freund Leutemann und ich fuhren dem Dampfer entgegen, erkletterten ihn während der Fahrt und begaben uns sofort ins Zwischendeck, wo die Gäste

untergebracht waren. Schon der erste Anblick war entscheidend für meine Ueberzeugung, daß das Unternehmen gelingen werde. Die Karawane bestand aus sechs Personen und machte einen höchst frappierenden Eindruck. Auf Deck stolzierten die drei männlichen Mitglieder der Truppe, kleine, gelbbraune, in Felle gekleidete Leute, neben ihren Renttieren einher. Im Zwischendeck bot sich uns aber ein köstlicher Anblick! Eine Mutter mit ihrem Säugling, den sie zärtlich ans Herz drückte, und ein vierjähriges niedliches Mädchen. Das Ausbooten ging glücklich vonstatten, auch der Transport, dem natürlich einige der dem Leser schon bekannten Zwischenfälle nicht fehlten. Dieses Mal wurden sie aber zu einer glücklichen Vorbedeutung, weil sie dem Unternehmen eine unfreiwillige Propaganda von großer Werbekraft lieferten. Die Renttiere waren auf der Straße ungebärdig und wollten sich nicht führen lassen; in der Nähe des Dammtors entsprangen zwei dieser Tiere, jagten, Gitter und Mauern leicht überspringend, über die Kirchhöfe und gelangten endlich in den Zoologischen Garten, wo sie ja ganz gut aufgehoben waren, bis wir sie wieder abholten. Dieser Zwischenfall und der Anblick der Lappländer hatte indes Tausende von Menschen angelockt und war also zu einer recht guten Reklame geworden.

Meine Ueberzeugung hatte mich nicht getäuscht. Diese erste Völkerausstellung wurde zu einem großen Erfolg. Vielleicht wurde sie es deshalb, weil das ganze Unternehmen mit einer gewissen Naivität und Unverfälschtheit ins Leben getreten war und auch so vorgeführt wurde. Die Gäste aus dem hohen Norden hatten gar keine Begriffe von Schaustellungen und was damit zusammenhängt, es wurde auch absolut keine Vorstellung gegeben. Die Karawane war auf dem geräumigen Grundstück hinter unserm Hause, am Neuen Pferdemarkt, untergebracht, befand sich also vollständig im Freien, ohne künstliche Kulissen und Hintergründe. Es bot sich hier wirklich ein Bild, das wohl im kleinen eine getreue Kopie des Naturlebens war.

Die Lappen oder, wie sie sich selbst nennen, Same, die bekanntlich die nordischen Teile von Rußland, Finnland und Schweden bewohnen, das sog. Lappland, werden ihrer Beschäftigung nach in

drei getrennte Völkerschaften geteilt, und zwar in die Berglappen, Waldlappen und Fischerlappen. Die unstrigen gehörten natürlich zu den Berglappen, die als Renttiernomaden im Lande umherziehen. Diese Leute sind fast ganz auf das Renttier angewiesen.

Es war sehr interessant, die kleinen Leute, die nur eine Größe von 1,5—1,6 m erreichen, bei der Arbeit zu sehen. Wie daheim, brachen sie ihre Zelte ab und errichteten sie wieder, wozu keine große Arbeit nötig war. Diese Zelte waren aus Stangen gebaut und im Sommer mit Leinwand, im Winter mit gegerbten Häuten überzogen. Oben in der Mitte bleibt ein Loch zum Durchzug des Rauches frei.

Schön konnte man unsere Gäste gerade nicht nennen. Ihre Hautfarbe ist ein schmutziges Gelb, der runde Schädel ist mit straffem, schwarzem Haar bewachsen, die Augen stehen ein wenig schief, die Nase ist klein und platt. Dagegen ist das Knochengeriüst sehr fein und zart, und kleinere Hände und Füße als bei den Lappländern kann man nur noch an den Eskimo-Schönen bewundern. Die Wald- und Fischerlappen, die man in jedem Sommer auf nordischen Ausflügen antreffen kann, haben von der Zivilisation schon vieles übernommen, u. a. auch die Kleidung. Unsere Lappländer stehen indes der Natur noch näher, sie verfertigen ihre Kleidungsstücke und Geräte selbst. Die gegerbten Häute des Renttiers nähen sie mit Sehnen sehr fein zusammen, Schneeschuhe und auch Bestandteile ihrer Schlitten werden aus Holz geschnitzt und die Verbindungen mit Lederriemen hergestellt. Frauen und Männer gehen ziemlich gleich gekleidet, beide Geschlechter tragen einen langen Pelzrock, eine spitze Pelzmütze und an den Füßen genähte Lederschuhe. Ein Vergnügen war es, zuzusehen, wie die Renttiere mit Hilfe der Wurfschlinge eingefangen wurden, wie gewandt man die Schlitten bewegte und wie sachgemäß der Aufbau und das Abreißen der Zelte vor sich ging. Großes Interesse erweckte jedesmal das Melken der Renttiere, und Aufsehen erregte geradezu die kleine Lappländerfrau, wenn sie ihren Säugling in ihrer Natürlichkeit ganz ungestört durch das Publikum die Brust reichete. Unsere Gäste waren eben unverfälschte Naturmenschen, die noch Europas übertünchte

Höflichkeit nicht kannten und sich tief in ihrer Seele wohl darüber wundern mochten, was denn an ihnen und ihren einfachen Handtierungen, die ja durchaus keine Künste waren, eigentlich zu sehen sein sollte.

Vom ersten Tage an war das Publikum geradezu enthusiastisch, was ja zum Teil auf die absolute Neuheit nicht nur dieser Vorführung, sondern solcher Vorstellungen überhaupt zurückzuführen ist. Schon am frühen Morgen des Eröffnungstages begann das Zutreten des Publikums, und trotz des großen Raumes, der zur Verfügung stand, nahm das Gedränge geradezu beängstigende Formen an. Die Einfahrt des Grundstückes, die sonst nur für Wagen gebraucht wurde, mußte den anströmenden Zuschauern eingeräumt werden. Schließlich blieb nichts anderes übrig, als Schutzmannschaften zu requirieren, um den Zutritt des Publikums einigermaßen in Schranken zu halten. Einige Wochen später, nachdem ganz Hamburg unsere Lappländer gesehen hatte, war ich mit ihnen auch nach Berlin und Leipzig gereist, die schlechte Jahreszeit war aber diesem weiteren Unternehmen nicht günstig und die Einnahmen reichten nur zur Deckung der nicht unbeträchtlichen Kosten aus.

Dieser erste Versuch einer anthropologisch-zoologischen Ausstellung hatte mich vieles gelehrt. Das Eis war sozusagen gebrochen und ich hatte die Ueberzeugung davongetragen, daß derartige Schaustellungen mit ihrem großen instruktiven Wert Anklang beim Publikum finden würden. In Gedanken hielt ich Umschau nach weiteren vorzuführen Völkerschaften, und die Geschäftskonstellation brachte es mit sich, daß ich vom eisigen Norden direkt in den sonnigen Süden hinübersprang. Einem meiner damaligen Agenten, Herrn Bernhard Kohn, welcher in Nubien Tiere für mich sammelte, gab ich den Auftrag, für den nächsten Transport eine Anzahl von recht interessanten Eingeborenen für mich anzuwerben und sie samt ihren Tieren, Selten, Haus- und Jagdgeräten nach Deutschland zu überführen. Dieses Mal galt es also ein Bild aus dem Aegyptischen Sudan vorzuführen. Im Juni 1876 traf Kohn mit diesem Menschen- und Tiertransport in Triest ein. Die schönen Leute gehörten verschiedenen Stämmen an, sie kamen aus unserm damaligen

Tierparadies, dem Sudan, der einige Jahre später durch den Mahdistenaufstand geschlossen werden sollte. Mit Europäern waren zwar alle diese Leute schon in Berührung gekommen, nach Europa kamen sie zum erstenmal. In Begleitung der Nubier befanden sich viele interessante Haustiere, unter anderem riesige schwarze Dromedare und eine außerordentlich reichhaltige ethnographische Sammlung. Ueber die kleinen Zusammenstöße der Naturmenschen mit der Kultur ließe sich manche hübsche Anekdote berichten. Freilich waren diese Zusammenstöße durchaus nicht immer von unangenehmer Natur. Ein junger, riesenhafter Hamraner Jäger, der trotz seines „zarten“ Alters von neunzehn Jahren über sechs Fuß maß, richtete wahre Verheerungen in den Herzen europäischer Damen an und schien auch selbst gegen die Reize der blaßgesichtigen Schönen nicht unempfindlich zu sein. In der Truppe befand sich auch eine Frau, Hadjidje, die erste Nubierin, welche nach Europa gelangte. In ihrer Gesamtheit gestaltete sich die Vorführung der Karawane zu einer Sensation ersten Ranges. Im Schmucke ihrer eigenen wilden Persönlichkeiten, mit ihren Tieren, Selten, Haus- und Jagdgeräten boten die Gäste ein hochinteressantes, anthropologisch-zoologisches Bild aus dem Sudan. Diese erste Nubierexpedition und eine noch größere des folgenden Sommers bilden eigentlich ein zusammenhängendes Ganzes. Jedesmal begann die Ausstellung in Hamburg und bereifte von hier aus verschiedene Städte, überall das gleiche Aufsehen erregend. Hie und da wurde freilich, wie ich gestehen will, etwas vorgearbeitet. In Breslau, zum Beispiel, kam ich auf die Idee, meine Nubier, alle im pompösen Schmuck ihrer Waffen, Federn und Felle, in den vornehmsten Equipagen, die man in Breslau haben konnte, durch die Stadt spazieren fahren zu lassen. Im ersten Wagen saßen Dr. Schlegel, der Direktor des „Zoo“, ich selbst und die schöne Hadjidje. Neben dem Kutscher thronte in finsterner Majestät ein sudanesischer Krieger mit ragender Lanze. Zehn Wagen fuhrten hintereinander. Unterwegs kehrte man im ersten Café der Stadt ein, das sich sofort bis in den entferntesten Winkel mit neugierigen Besuchern füllte. Resultat dieses Umzuges: 50 000 Besucher am ersten Tage der Ausstellung. Die gesamte Schauausstellung

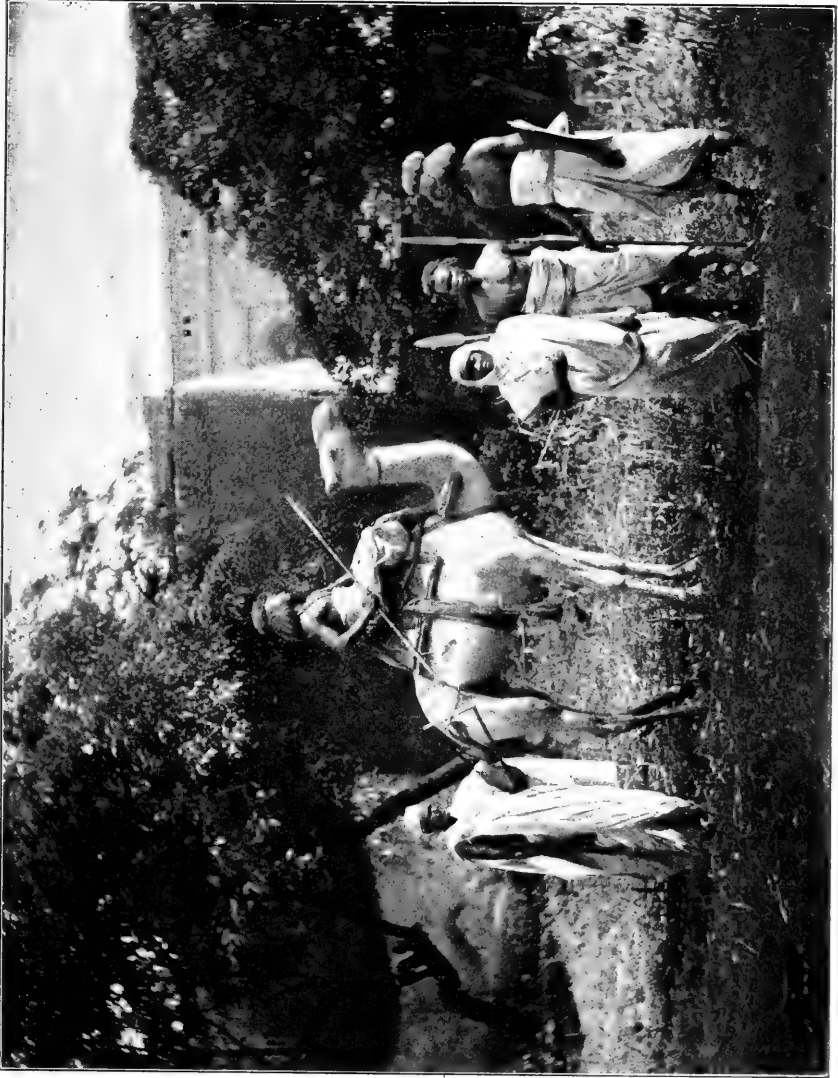
wurde später für den „Jardin d'Acclimatisation“ in Paris engagiert und brachte es hier zu einem alle früheren weit überflügelnden Erfolg. Von Paris ging ich mit meiner großen Truppe nach dem Alexandre-Palace in London, welcher zur damaligen Zeit erst seit kurzem eröffnet worden war, und auch hier erzielten wir ein glänzendes Ergebnis.

Der großartige Erfolg, den die Afrika = Ausstellung ergeben hatte, legte es mir nahe, auch den Winter mit einer passenden Schau-stellung auszufüllen. Das konnte nur vom Norden aus geschehen, und ein glücklicher Gedanke gab es mir ein, die aus unseren Nord-polexpeditionen bekannten und noch nie in Mitteleuropa gesehenen Eskimos vorzuführen. Im Frühling des Jahres 1877 hatte ich bereits einen jungen Norweger, Herrn Adrian Jacobsen engagiert, den ich nun nach Grönland entsandte, um dort eine Eskimofamilie zu einer Kunstreise durch die europäischen Hauptstädte einzuladen. Die Königl. Dänische Regierung hatte nicht nur hierzu ihre Erlaubnis gegeben, sondern beförderte meinen Reisenden außerdem in einem Regierungsschiff nach Grönland. Die Fahrt ging an die Westküste, nach Jacobshavn. Die Aufgabe gelang über alle Erwartung. Jacobsen engagierte zunächst eine Familie, bestehend aus Ukubak, seiner Frau und zwei kleinen Mädchen, sowie zwei ledigen Männern, nebenher brachte er eine hochinteressante ethnographische Sammlung heim — die Eskimohunde zum Schlittenziehen, der Haus-rat, die Felte und Waffen durften ja selbstverständlich nicht fehlen, außerdem aber enthielt die Sammlung zwei Kajaks, jene bekannten Jagdboote der Eskimos, ein großes Weiberboot „Amiak“, eine Menge von interessanten Kleidungsstücken, viele interessante Geräte, wie Schneemesser, Seehundsfang = Apparate und primitive Waffen. Nicht nur mit der Ueberführung dieser neuen Karawane hatten wir Glück gehabt, sondern auch in der Auswahl der Typen.

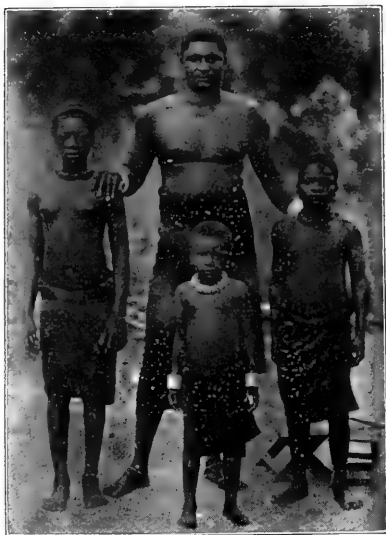
Ukubak, ein Mann von etwa dreißig Jahren, entpuppte sich als ein überaus geschickter Kajakfahrer und im ganzen als ein hochstehendes, charakteristisches Exemplar seines Volkes. Die grön-ländischen Eskimos, durch Nansen in seiner Monographie aufs beste beschrieben, stehen der Zivilisation schon näher als die nördlicher

wohnenden, wildlebenden Eskimos, denen auch der Kajak noch unbekannt ist. Die letzten Nachrichten, die wir von diesen Völkern erhalten haben, entstammen ja bekanntlich der Feder des kühnen Norwegers Roald Amundsen, der drei Jahre lang unter den Eskimos gelebt hat. Allzuviel unterscheiden sich die Eskimos, die in Grönland unter dänischem Schutz wohnen, nicht von ihren Stammesgenossen. Obgleich sie das Christentum angenommen haben, sind ihre Sitten und Gebräuche der alten heidnischen Ueberlieferung ziemlich getreu geblieben. Vor allem haben sie das Jagdhandwerk zu üben, wenn sie sich auf der Höhe erhalten wollen. Das Wild in Grönland ist bekanntlich der Seehund und die anderen verschiedenen Robbenarten. Ukubak gehörte zu den guten Jägern, das konnte man schon daran erkennen, daß er in seinem Kajak und auf dem Wasser durchaus zu Hause war. Der Kajak ist ein schmales Fellboot, in das der Jäger seine Beine hineinstecken muß. Die Oeffnung wird rund um den Körper verschlossen, und zwar so, daß die Kleider des Jägers ringsherum an der Bootöffnung befestigt werden. Nicht selten passiert es, daß diese Boote, vom Sturm überrascht, im heftigen Wellengang umschlagen, so daß der Jäger mit dem Oberkörper nach unten ins Wasser hängt. Es gehört eine außerordentliche Geschicklichkeit dazu, um mit Hilfe des Doppelruders, das der Jäger in der Hand hält, wieder an die Oberfläche zu gelangen. Schon mancher Eskimo hat auf diese Weise, wenn keine Hilfe rechtzeitig in der Nähe war, seinen Tod in den Wellen gefunden. Für Ukubak war diese Kraftleistung eine Kleinigkeit, er übte das Umschlagen des Kajaks und das Wiederemporttauchen als ein Kunststück, das ihm stets glückte, und das er nie müde wurde, zu wiederholen.

Ukubak war ein mittelgroßer Mann mit einnehmenden Gesichtszügen, seine in zierliche Fellkleider gehüllte Ehehälfte konnte selbst vom Standpunkt eines Kabluna oder Weißen als eine Schönheit gelten. Sie war eher groß als klein, von schlanker Figur, trug das Haar zu einem Schopf zusammengebunden mitten auf dem Kopf und hatte zwei entzückende Babies bei sich. Die Eskimoschönen tragen keine Kleider wie die unsrigen, sondern Fellhosen und zierlich genähte Schuhe, sogenannte Kamikfer. Diese anziehende Familie, in Be-



Zubier-Gruppe.



King Dido mit zwei Frauen.



Patagonier.



Somali-frauen.

gleitung zweier weiterer Eskimojünglinge, zog also bei uns ein und machte es sich auf demselben Raume bequem, den einst die Lappländer eingenommen hatten — die aber durchaus keine Verwandten der Eskimos sind. Ganz nach Eskimoart wurde den Leuten eine Wohnung hergerichtet, nämlich halb unter der Erde.

Der Erfolg in Hamburg war groß. Als bald erschien mein hochverehrter Freund, Monsieur Geoffroy St. Hilaire, um die Gäste aus dem Norden zu besichtigen und für Paris anzuwerben, wo der Erfolg ebenfalls durchschlagend war. Jetzt endlich, endlich begannen auch die Zoologischen Gärten in Deutschland jenen Völkerschaustellungen ihre Pforten zu öffnen. Dr. Bodinus, der ehemalige Direktor des „Zoo“ in Berlin, vermochte nicht länger zu widerstehen. Von Paris siedelte die Expedition im März 1878 nach Berlin über und der Zuspruch übertraf alle Erwartungen. Sogar unser alter unvergeßlicher Kaiser stattete den Eskimos einen Besuch ab und ergöhte sich an den kühnen Wassereskapaden Ukubaks. Von Berlin ging es nach Dresden, von hier noch einmal nach Berlin zu einer achttägigen Schausstellung, und dann nach Hamburg, wo die Eskimos nur für wenige Tage im Zoologischen Garten Quartier bekamen. Es waren gerade die Osterfeiertage, mit billigem Entree von vier Schilling oder dreißig Pfennig, und der Zuspruch war enorm. Nicht weniger als 44 000 Besucher wurden gezählt. Da die Eskimos schon Ende April wieder in ihrer Heimat sein sollten, mußte gleich nach Ostern Abschied genommen werden. Arm waren sie gekommen, zogen aber im buchstäblichen Sinne des Wortes reich in ihre Heimat zurück. Außer einem wirklichen Vermögen, wenigstens für ihre Verhältnisse, führten sie zwei Wagen mit Geschenken aller Art in ihre Heimat.

Seltzam! Jedem, der auf seinen Lebensweg zurückblickt, wird es wohl so scheinen, als ob das, was im Grunde genommen nur Zufall war, ein vorherbestimmtes Geschick gewesen sei. Alle Ereignisse vereinigten sich zu einer Kette, die auseinanderfiel, wenn auch nur ein Glied fehlte. Was zuerst wie ein artiges Spiel und eine angenehme Abwechslung erschien, erwies sich nach und nach als ein großes Glück. Der Tierhandel, weit davon entfernt, lukrativ

zu sein, brachte in jedem Jahre große Verluste, und die Völkerausstellungen waren es nun, durch welche das Manko gedeckt wurde. Als ein ganz besonders schlechtes Jahr steht 1879 in meinem Lebenskalender verzeichnet. So ziemlich alles, was ich unternahm, schlug fehl. Das Geschäft der Tierimportation war ziemlich gesunken, es war, wenn man so sagen kann, zu einer Art Ueberproduktion gekommen. Obgleich mir die sämtlichen Absatzquellen bekannt waren, wie keinem anderen, wurde es mir schwer, meine Tiere an den Mann zu bringen. Ich war gezwungen, sie zu fabelhaft billigen Preisen zu verkaufen, nur um dieses „fressende Kapital“ von mir abzuschütteln. Ueberraschend gestaltete sich die Bilanz dieses angenehmen Jahres: ich war so annähernd alles, was ich in den vielen Jahren vorher in unermüdlicher Arbeit erworben hatte, in diesem einen Jahre wieder los geworden. Mein einziger Rückhalt bestand darin, daß das Grundstück, welches ich besaß, gut 100 000 Mark mehr wert war, als es zu Buche stand. Verzagen aber war nie meine Sache, im Gegenteil, ich glaube, der Widerstand des Schicksals reizte mich, den Mut nicht zu verlieren, und so arbeitete ich unverdrossen weiter, um den Berg zu überwinden. Der Schluß des Jahres 1880 brachte schon wieder einen recht hübschen Ueberschuß.

Dieses Jahr steht im Zeichen des Elefanten. Aus den Elefantenimporten dieses Jahres entwickelte sich auf Umwegen eine neue Völkerausstellung, und man kann so recht sehen, wie sich in der Kette Glied an Glied fügt. Unter meinen amerikanischen Kunden entstand ein Wettbewerb um die Erlangung indischer Elefanten. Mein Hauptabnehmer war der weltberühmte Barnum, ein anderer der inzwischen ebenfalls außerordentlich bekanntgewordene Forepaugh. Diese beiden Matadore des amerikanischen Zirkuswesens suchten einander in der Vorführung von Elefanten zu übertrumpfen und hätten sie am liebsten herdenweise dem Publikum gezeigt. Es regnete also große Lieferungsorders, und dies war in mehr als einer Beziehung ein großes Glück für mich.

Im Sudan war der Mahdi aufgetaucht, und sein Nachfolger Abdullahi hatte das neue Reich, Mahdia, hermetisch abgeschlossen.

Wo sonst meine Jäger über Berg und Tal zogen und Europäer unter dem Schutz der ägyptischen Regierung sicher reisen konnten, hausten jetzt die wilden, fanatischen Anhänger des neuen Prophetentums. Lange Jahre sollte es ja dauern, ehe die englische Regierung sich aufraffte, und das Reich Abdullahis, das sich wie ein Stück Mittelalter der modernen Kultur entgegenstemmte, von Grund aus zerstörte. Damals aber, beim Ausbruch des Mahdistenkrieges, war der afrikanische Tierhandel mit einem Schlage total ruiniert. Auch die direkte Berührung der Umwälzung im Sudan mit meinem Geschäft blieb nicht aus. Die Niederlassung, welche ich in Kassala besaß, wurde ausgeraubt, doch erhielt ich auf meine Reklamation den Schaden später von der ägyptischen Regierung ersetzt.

Um meine amerikanischen Geschäftsfreunde in ihrem Hunger nach Elefanten zu befriedigen, war ich genötigt, Plätze aufzusuchen, wo man diese Tiere preiswert erwerben konnte. Zu diesem Zwecke entsandte ich meinen Mitarbeiter, den bekannten Weltreisenden Herrn Joseph Menges, der bisher im Sudan für mich tätig gewesen war, nach Ceylon, zunächst als Pionier, um zu erforschen, was dort an Elefanten zu haben sei. Menges nahm eine gründliche Revision von Ceylon vor, bereiste es bis an die entferntesten Winkel und knüpfte Geschäftsverbindungen an. Seinen Spuren folgten dann zwei andere Reisende, um sich mit dem Ankauf und dem Transport von Elefanten zu beschäftigen.

Inzwischen machte Menges einen kleinen Abstecher nach Somaliland, um diese Gegend auf ihre Ergiebigkeit für uns zu untersuchen und ob sie uns einen kleinen Ersatz für den geschlossenen Sudan bieten möchte. Von den Erlebnissen dieses Weltreisenden wird noch an anderer Stelle die Rede sein. Im Sommer 1881 kehrte Menges mit einem Tiertransport zurück, wurde aber unterwegs vom Unglück überrascht. Menges hatte sich mit 45 Straußen, einem Dutzend der schönen Beisa-Antilopen, verschiedenen Gazellen und anderen Tieren auf einem kleinen Dampfer eingeschifft, um nach Aden überzusetzen, geriet aber auf dieser kurzen Strecke in einen orkanartigen Sturm, wobei die meisten Strauße und Antilopen über Bord gewaschen wurden oder mit gebrochenen Gliedmaßen an Deck

liegen blieben. Von dem ganzen Transport gelangten nur sechs Strauße und drei Antilopen lebend nach Hamburg. Von solchen Zufällen darf man sich in unserm Geschäft nicht entmutigen lassen. Der Kampf muß stets nach verschiedenen Fronten geführt werden, Unwegsamkeit, Klima und Naturereignisse spielen stets eine große Rolle.

Menges kehrte sofort nach Somaliland zurück, nahm aber diesmal zerlegbare Käfige und einen großen Posten Holz zum Bau von Kästen mit sich, um den Tieren auf der Reise mehr Schutz gewähren zu können. Der zweite Transport glückte besser. Eine Straußenfarm in Algerien hatte mir einen Auftrag auf 40 Strauße erteilt, und Menges hatte das Glück, nicht nur diese Vögel, sondern noch viele andere Tiere zusammenzubringen und unbeschädigt nach Europa zu überführen. Von Marseille aus wurden die Strauße nach ihrem Bestimmungsort verladen, die übrigen Tiere nach Hamburg, und alles ging glücklich von statten, so daß der Verlust des ersten Transports durch diesen zweiten reichlich gedeckt wurde. In dieser Sammlung befand sich eine neue Art Wildesel aus dem Somaliland, mit schönem, blaugrau gezeichnetem Fell und mit schwarzen, bis zum Oberkörper reichenden Streifen an den Beinen. Die Zoologen wollten indes merkwürdigerweise von der Neuheit dieser Spezies nicht viel wissen.

*

*

*

Kurz darauf stellte sich bei mir, zwar kein fachmännischer, aber ein dennoch höchst illustrier Beurteiler meines Imports ein, ein Beurteiler, an den ich mich wohl kaum jemals gewendet hätte. Es war kein geringerer als Fürst Bismarck. Als ich, es war im Herbst 1882, eines Tages gegen Mittag von einem Geschäftswege aus Hamburg nach meinem Tierpark zurückkehrte, wurde ich von meiner Frau mit der Botschaft in Empfang genommen, Fürst Bismarck sei in Begleitung zweier Damen und eines Herrn vor etwa zwanzig Minuten infognito angekommen und befinde sich im

Part. Sofort begab ich mich dorthin und fand den Fürsten vor dem Wildesel aus Somaliland. Der Fürst fragte eben einen alten Wärter, was denn dies für ein kurioses Tier sei. Da der Wärter keine richtige Antwort zu geben vermochte, trat ich vor und bemerkte, es sei ein junger, kürzlich aus Somaliland importierter Wildesel, und zwar ein bisher noch unbekanntes und unbeschriebenes Tier. Da der Fürst Näheres zu erfahren wünschte, erzählte ich ausführlich, wie das Tier durch meinen Reisenden entdeckt, gefangen, aufgefüttert und nach Europa gebracht worden sei. Ich fügte hinzu, daß ich dennoch Schwierigkeiten hätte, das Tier an die Zoologischen Gärten zu verkaufen, da niemand daran glauben wolle, daß hier eine neue Tierart vorliege. „Das ist doch komisch“, erwiderte ganz erstaunt der Fürst, „ich bin kein Zoologe, habe aber doch auf den ersten Blick gesehen, daß dies ein neues und kurioses Tier sein muß, denn es ist ja an den Beinen gestreift wie ein Zebra, auch hat der Körper eine viel schönere blaugraue Färbung, als man sie sonst bei gewöhnlichen Eseln findet.“ Nun entwickelte sich ein munteres Gespräch und der Fürst zeigte ein so lebhaftes Interesse und fragte so viel, daß ich ihm über den ganzen Stand und die Einrichtungen meines Geschäfts im In- und Auslande erschöpfende Auskunft geben mußte.

*

*

*

Meinen Somali-Esel verkaufte ich schließlich an den Zoologischen Garten in London, auch mußte ich mich verpflichten, innerhalb eines Jahres ein paar Bälge von alten Tieren dieser Gattung für das Britische Museum gratis zu besorgen, ein Versprechen, welches auch eingelöst wurde. Die Felle gehören noch zum Bestände des Britischen Museums.

Inzwischen war nun auch der Elefantenimport aus Ceylon zur Entwicklung gelangt und gestaltete sich recht günstig. Im Jahre 1885 führte ich nicht weniger als 67 dieser Tiere von der Insel aus. Wie etwas Selbstverständliches griff nun das neue Gebiet auch in die Völkerausstellungen ein, die ununterbrochen ihren Fortgang

nahmen. Das Jahr 1883 vereinigte wieder einmal äußerste Gegensätze, I n d i e r und — K a l m ü c k e n.

Die Elefantentransporte legten mir den Gedanken nahe, einmal eine Anzahl „Kornaks“, wie bekanntlich die Elefantentreiber genannt werden, aus Ceylon mit nach Europa kommen zu lassen, um zu zeigen, wie die Elefanten auf Ceylon und überhaupt in Indien zur Arbeit benutzt werden. Die Vorführung erregte, wie ich vorausgesehen hatte, das allergrößte Interesse. Die eingeführten Eastelefanten, die ebenso willig und gefügig sind wie Pferde, verrichteten unter ihren Reitern eine ganze Reihe schwieriger Arbeiten, zu denen man allerdings in jedem einzelnen Falle viele Pferde nötig gehabt hätte. Die Vorführung fand zuerst in P a r i s statt, später arbeiteten die Elefanten noch einen Monat in Berlin, und auch hier erregte das niegesehene Schauspiel Aufsehen.

Durch den guten Erfolg dieser kleinen Truppe ermutigt, traf ich sofort Anstalten, für das nächste Jahr eine große, umfassende Ceylon-Ausstellung ins Werk zu setzen. Diesmal sollte es sich nicht nur um Elefanten und ihre Kornaks handeln, sondern um eine Völkerausstellung im großen Stile, mit dem nötigen ethnographischen und zoologischen Drum und Dran. Mit dieser Ausstellung wollte ich dann die Hauptstädte Europas bereisen. Um alles richtig in die Wege zu leiten, entsandte ich zwei bewährte Reisende nach Ceylon, die, nach meinen Plänen und Instruktionen, im Frühjahr 1884 mit der ganzen Karawane in Europa eintreffen sollten.

Inzwischen reiste ich mit einer großen K a l m ü c k e n - A u s - stellung umher, die ich aus dem Wolgagebiet Rußlands eingeführt hatte. Die Kalmücken sind ein interessantes Volk mit reicher geschichtlicher Vergangenheit. Sie selbst nennen sich Mongol-Dirat, der Name Kalmücken kommt von der tatarischen Benennung Khalemak. Der größte Teil dieser ausgedehnten Völkerschaften steht noch unter chinesischer Oberhoheit und ihre Stammsitze befinden sich in der Gegend des Kuku-nor, seit Jahrhunderten aber leben große Scharen im russischen Reich und sind hier über weite Gebiete zerstreut. Es ist ein Nomadenvolk, das in besonderen, leicht aufgerichteten Zelten wohnt, Kibitken genannt, und der Viehzucht obliegt. Unsere

Kalmücker stammten also von den Ufern der Wolga und hatten neben ihren Zelten und Gerätschaften auch ihr sämtliches Viehzeug mitgebracht, vor allem Pferde, eine große Herde von Kamelen und als eine der seltensten Sehenswürdigkeiten eine immense Herde riesiger Fettschwanzschafe. Diese Tiere bekommen zuweilen einen durch die Fettbildung so schwer gewordenen Steiß, daß man ihn dauernd auf einem kleinen zweirädrigen Karren unterbringt, in den das Tier eingespannt wird. Neben diesen seltsamen Schafen erregten die kirgisischen Stuten viel Interesse, die täglich gemolken wurden. Aus der Pferdemicke bereiten die Kalmücker ihr Lieblingsgetränk, den inzwischen als Heilmittel gegen Brustkrankheiten weltbekannt gewordenen Kumys. Der Kumys ist ein gegorenes Getränk, hat einen säuerlichen Geschmack und schäumt, wenn er das nötige Alter erreicht hat, beim Eingießen, wird aber meist unmittelbar nach der Gärung getrunken. Mit dem Viehzeug hatte es aber noch lange nicht sein Bewenden. Auch zwei buddhistische Priester hatte ich mitkommen lassen, die in ihrem Ornat keinen üblen Eindruck machten.

In unserer Ausstellung konnte man das Leben und Treiben der mongolischen Gäste bis in die kleinsten Details beobachten. Sie schlugen ihre Zelte ab und bauten sie wieder auf. Diese bienenkorbartigen Kibitken sind Holzgestelle, die mit großen Filzdecken bekleidet sind; nur oben bleibt ein Luftloch, durch welches das Licht hereinfällt und der Rauch des Herdes abzieht. Denn just unter der Dachöffnung werden über einem Gestell an großen eisernen Haken die Kochtöpfe aufgehängt, selbst im eisigen Winter verbreitet sich in diesen transportablen Hütten behagliche Wärme. Die Gestelle sind durch Einschaltung von Gelenken so eingerichtet, daß man sie zusammenlegen kann. Der Abzug einer Horde wurde aufs genaueste dargestellt, man brach die Kibitken ab, befestigte ihre einzelnen Teile auf Pferden und Kamelen und begab sich auf die Wanderschaft. Das heißt, man zog ein paarmal im Kreise herum und war wieder an Ort und Stelle. Die Zelte wurden aufgebaut und das Lagerleben begann. Die Stuten wurden gemolken und das Mahl hergerichtet. Es wurde gebetet, gefochten, gesungen und getanzt.

Die Ausstellung der Kalmücker hatte, um kurz zu sein, einen

ganz ungeheueren Erfolg. In Paris, wohin ich mich zuerst gewendet hatte, war der Andrang bedeutend, was sich indes kurz darauf in Berlin abspielte, war beispiellos, die Besucherzahl übertraf alle Ziffern, die ich bisher bei Völkerausstellungen zu verzeichnen gehabt hatte. Ich entsinne mich noch der Freude, die ich empfand, als mir nach Gumbinnen, wo ich geschäftlich zu tun hatte, aus Berlin ein Telegramm folgenden Inhalts gesandt ward: „Bis jetzt Besuch etwa 80 000 Personen. Riesiger Andrang. Verkehr wird nur durch große Anzahl von Schutzleuten zu Fuß und zu Pferde aufrecht erhalten.“ Diese 80 000 Personen hatten an einem einzigen Tage bis vier Uhr nachmittags Eingang in den Zoologischen Garten gefunden. Bis zum Abend war die Zahl der Besucher sogar auf 95 000 gestiegen.

Die große Ceylonkarawane, die von langer Hand sorgfältig vorbereitet war, wurde im April des Jahres 1884 glücklich in Europa gelandet. Mit diesem Transport befand sich wohl die interessanteste Ausstellung in meinen Händen, die ich bis dahin gehabt hatte. Sie bestand aus 67 Menschen, 25 Elefanten, von ganz jungen Exemplaren bis zu den größten Arbeitselefanten, und einer ganzen Anzahl von Kindern verschiedener Art. Die ethnographische Ausstellung umfaßte allein Hunderte verschiedener Nummern, auch die vegetabilische Welt war durch zahlreiche Proben vertreten. Eine Beschreibung der dunkelhäutigen Indier, durch den halbrunden im schwarzen Haar getragenen Kamm von so charakteristischem Aussehen, braucht man heute im Zeitalter der Photographie nicht mehr zu geben.

Ueber meine Singhalesentruppe lag es wie ein Hauch aus dem alten Wunderland Indien, nicht nur seine bunte pittoreske Außenseite hatten wir eingefangen, sondern auch einen Schimmer seiner Mystik. Das bunte fesselnde Bild des Lagers, die majestätischen Elefanten, teils mit goldstrotzenden Schabracken behangen, teils im Arbeitsgeschirr, gigantische Lasten schleppend, die indischen Magier und Gaukler, die Teufelstänzer mit ihren grotesken Masken, die schönen, schlanken, rehägigen Bajaderen mit ihren, die Sinne erregenden Tänzen und schließlich der große religiöse Perra-Harra.



Somalis.



Ukubak mit Familie.



Ukubaks Frau.



Indische Gaukler.

festzug — alles das übte einen geradezu bestrickenden Zauber aus, dem die Zuschauer überall erlagen. Daß diese Wirkung nicht etwa nur an die Vorstellung gebunden war, beweist das folgende kleine Geschichtchen, das ich gleich vorwegnehmen möchte. Ich nenne es: „Krupp und die Singhalesen“.

Auf unserer Tournee gelangten wir auch nach Köln und von hier aus unternahm eine Anzahl unserer Singhalesen, im Schmucke ihrer malerischen Kostüme, und natürlich in Begleitung einiger Europäer, einen Ausflug nach E s s e n. Hier fuhr man in einigen gemieteten Equipagen spazieren und gelangte so auch nach dem weltberühmten Etablissement des Kanonenkönigs Krupp. Da zufällig die große Pforte offen stand, fuhren die Equipagen kurzerhand und ohne irgendeine Erlaubnis abzuwarten, in die Fabrik ein. Große Aufregung. Zusammenströmen von Arbeitern, Vorarbeitern, Meistern, Technikern, Ingenieuren und, was weiß ich, vielleicht auch von Direktoren. Man glaubte offenbar, eine Anzahl erotischer Potentaten sei angekommen, um Kanonen zu bestellen. Die Höflichkeit verbot es, Fragen zu stellen, und so wurden die Gäste aus Indien mit der größten Liebenswürdigkeit durch das ganze Etablissement geführt, bis sie ihre Equipagen wieder bestiegen, sich im Namen Hagenbeds bedanken ließen und davonfuhren. Lange Gesichter sahen ihnen nach. Mit der Kanonenbestellung war es ebensowenig etwas gewesen, als beim Besuche Li-Hung-Tschangs.

Eröffnet wurde diese Ausstellung in H a m b u r g und zwar in der großen „Moorweidenhalle“, die jetzt längst abgerissen ist. Während mehrerer Wochen war der immense Raum von früh bis spät mit Zuschauern gefüllt. Auf Hamburg folgten Düsseldorf, Frankfurt am Main, Wien. Hier, in Wien, gestaltete sich der Besuch zu einer wahren Völkerwanderung. Gleich am ersten Sonntag mußten zweimal wegen allzu großen Andranges die Kassen geschlossen werden. Persönlich hatte ich nie vorher so angestrengt arbeiten müssen, als während der vierwöchigen Ausstellung in Wien, zu jeder Tagesstunde meldeten sich hohe und höchste Herrschaften, deren Führung ich zu übernehmen hatte. Die Ausstellung ward zu einer Art Sensation. Wir waren erst acht Tage in Wien, als der Kaiser seinen Besuch

ansagen ließ. Mit innigem Vergnügen übernahm ich die Führung des hohen Herrn, der mit dem lebhaftesten Interesse den Vorführungen der Tänzer und Zauberkünstler, der Gaufler und Arbeitselefanten folgte und schließlich auch der ethnographischen Ausstellung sein Augenmerk zuwandte. Der Besuch währte eindreiviertel Stunden. Beim Abschied dankte der Kaiser in liebenswürdiger Weise für die Führung und die Erläuterungen und wünschte zu dem „interessanten Unternehmen“, wie er sich ausdrückte, viel Glück. Den Singhalefen stand noch eine besondere Ueberraschung bevor, denn am nächsten Tage ließ der Kaiser jedem einzelnen Mitglied der Truppe einen neuen österreichischen Dukaten überreichen.

Zum durchschlagenden Erfolge des Unternehmens hatte dieser Besuch gerade noch gefehlt. Die Presse stürzte sich auf den Kaiserbesuch und schilderte in langen ausführlichen Artikeln nicht nur alles, was Seine Majestät gesagt und getan hatte, sondern widmete auch den Einzelheiten meiner Ausstellung eingehendste Beachtung. Die Folge war ein enormes Anschwellen des Besuches. Seit der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 hatte man einen derartigen Massenandrang nicht mehr beobachtet. Dem allgemeinen Interesse Rechnung tragend, führte ich Volkspreise ein, zwanzig Kreuzer für den ersten und zehn Kreuzer für den zweiten Platz. Das fand große Anerkennung. Außerdem gab ich in den Vormittagsstunden Vorstellungen für die Volksschulen, wer konnte, zahlte fünf Kreuzer, wer nicht konnte, brauchte nichts zu zahlen. Die Einnahmen aus diesen Schülervorstellungen wandte ich mildtätigen Instituten zu. Mein Lohn war anderer Art. Unvergeßlich bleibt mir der freudige Eindruck, den ich empfand, als sich eines Morgens gleichzeitig 7000 Kinder eingefunden hatten und unter Jubel, mit leuchtenden Augen die Vorführungen genossen. Schon der Aufmarsch dieser Kinder, die natürlich verschiedenen Schulen angehörten, gewährte ein freundliches Bild. Die Knabenschulen führten vielfach ein Trommler- und Pfeiferkorps mit sich, und so zogen sie denn unter Musik und fröhlichem Gesang durch den Prater der Rotunde zu, in der wir unser Lager aufgeschlagen hatten.

Nebenbei sind die Ausnahmepresentationen, wie ich verraten will,

eine unbezahlbare Reklame. Kinder sind nie damit zufrieden, eine Sache nur einmal zu sehen, wenn ihre Phantasie Nahrung gefunden hat. Die Kinder setzen ihren Eltern, Großeltern, Onkeln, Tanten und sonstigen Verwandten so lange zu, bis diese mit ihnen die Ausstellung noch einmal besuchen. Ich hatte also sozusagen Tausende kleiner Sendboten in das Wiener Publikum abgeschickt.

Von Wien ging's nach Berlin, aber nicht in den Zoologischen Garten, da ich mit diesem in Anbetracht meiner enormen Unkosten nicht einig werden konnte. Die Ausstellung fand auf einem Platz beim Lehrter Bahnhof statt, dauerte vier Wochen und brachte noch größere Einnahmen, als ich in Wien zu verzeichnen gehabt hatte.

Der Vorteil, den ich bei dieser großen und lehrreichen Expedition gehabt hatte, war trotz des bemerkenswerten Erfolges nur mäßig, da die Unkosten zu bedeutend waren. Nach Schluß der Ausstellung in Berlin gab ich meinen Singhalesen in unserm Hamburger Etablissement ein großes Abschiedsfest und sandte sie, mit Schätzen reich beladen, wieder in ihre Heimat. In den beiden nächsten Jahren, 1885 und 1886, bereiste ich mit derselben Ausstellung Süddeutschland und die Schweiz, gelangte noch einmal nach Wien und setzte schließlich nach England über. Hier war ich vom Glück nicht begünstigt. Infolge schlechten Wetters, großer Spesen und anderer Mißgeschicke, kostete mich die englische Expedition über 40 000 Mark, die ich bar zuzusetzen hatte. In Paris war es, wo die Ceylon-Ausstellungen, glücklicherweise mit einem ganz enormen Erfolg, ihr definitives Ende erreichten. Der Durchschnittsbesuch des Jardin d'Acclimatisation betrug an den Sonntagen 50—60 000 Besucher, während der zweieinhalbmonatigen Dauer der Ausstellung wurde annähernd eine Million Besucher gezählt.

Die Völkerausstellungen bilden in meiner Erinnerung eine in sich abgeschlossene Geschichte, die reich an Gestalten und Anekdoten ist. Wie mancher dunkle Kopf taucht lachend in meiner Erinnerung auf, wie manches verblüffte schwarze oder braune Gesicht, das mit erstaunten Augen die unfassbaren Wunder der Kulturwelt betrachtet. Wo seid ihr alle geblieben, ihr Afrikaner, Indier, ihr roten Söhne

der Wildnis, ihr Eskimos und Lappländer, die ihr euch meiner Führung in das Land jener merkwürdigen Weißen anvertrautet, die euch in Scharen anstauten, als wäret ihr Wundertiere. Alle seid ihr längst heimgekehrt in die Länder eurer Vorfahren, und die Reise in das Land des weißen Mannes, der euch mit reichen Schätzen heim sandte, ist zum großen und unvergeßlichen Abenteuer eures Lebens geworden. Vielen von euch, wenn ihr noch lebt, flattern nun schon graue Haare ums Haupt. Wo bist du, mein guter El Amin, du, dessen herrliche Gestalt einst die Herzen der weißen Frauen entzündete, obgleich deine Haut so braun war wie die schönste Schokolade? Und du, mein lieber Tافرuri, stolzierst du in deinen Wäldern noch mit dem alten Säbel herum, um den du mich einst batest und in dessen Besitz du dich wichtiger dünktest, als alle Herrscher der Welt zusammengenommen? Ob auch du, mein alter Ukubaf, immer noch deine berühmten Taucherkünste mit dem Kajak ausführst, denen einst selbst unser alter Kaiser seinen Beifall spendete? . . . In langer Reihe ziehen die Gestalten vorüber, freundliche und gleichgültige, angenehme und fatale, aber alle besitzen ihren Platz in der Erinnerung.

Daß eine dankbare Erinnerung auch in euren Reihen lebendig ist, und daß die Völkerschaustellungen, außer zu ihren Lehrzwecken auch noch zu ganz merkwürdigen und abenteuerlichen Schicksalsfügungen berufen waren, zeigt das folgende buchstäblich wahre Geschichtchen.

Den jungen Offizier eines deutschen Kriegsschiffes, welches in Punta Arenas in der Maghellanstraße vor Anker gegangen war, kam eines Morgens die Lust an, einen Ausflug in die Pampa zu unternehmen, um mit Fauna und Flora dieses öden Gebietes nähere Bekanntschaft zu machen. An die Begegnung mit Menschen dachte er nicht. Auf dem Rücken eines in Punta Arenas gemieteten Pferdes zog der Offizier wohlgenut in die Steppe. Nachdem er stundenlang umhergestreift war und an den Heimweg zu denken begann, bemerkte er erst, daß er seinen Kompaß verloren hatte. Auf der Pampa, die dem Fremden keinerlei Richtmarken bietet, geriet er bald gänzlich in die Irre. Als die Nacht hereinbrach, befand der Deutsche sich mitten auf der Pampa, ohne eine Ahnung, wie weit er sich vom Schiffe entfernt

habe. Schon erwog er den Gedanken, sein Nachtlager unter irgend-einem Strauche aufzuschlagen, so wenig verlockend diese Aussicht auch war. Der Puma hat auf der Pampa sein Quartier, und mancher Alleinreisende ist von ihm angefallen worden. Zudem sind unter diesem Himmelsstrich nicht nur die Nächte, sondern auch die Tage kalt. Musters behauptet, Patagonien habe nur zwei Jahreszeiten, den Winter und einen schlechten Vorfrühling, der nicht viel besser sei als der Winter. Während er noch mit solchen Gedanken beschäftigt war, schlug plötzlich aus der Ferne der dumpfe Laut von Pferdegetrappel an sein Ohr. Im nächsten Augenblick tauchte aus der Dämmerung eine Horde wilder Indianer auf und sprengte mit Rufen der Ueberraschung und des Staunens auf den Verirrten ein. Genug hatte er über diese unzivilisierten Horden gelesen, um zu wissen, daß die Begegnung leicht den Tod im Gefolge haben könne. Das Pferd, die Büchse, die er trug und die blanken Knöpfe an seiner Schiffsuniform genügten, um die Begehrlichkeit der Indianer zu reizen. Was bedeutet ein Totschlag mitten in der Pampa? Danach kräht kein Hahn. Dezimieren die Indianer sich doch selbst untereinander auf die unbarmherzigste Weise. Schon glaubte der Deutsche, sein letztes Stündlein sei gekommen; er packte die Büchse und beschloß sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen, als sich etwas ganz Seltsames und schier Unglaubliches ereignete. Auf einen Schrei des heranspringenden Häuptlings hielt die ganze Horde an, der Häuptling ritt allein auf den Fremden zu, starrte ihn an und rief mit freudig bewegter Stimme: „Du Capitano Vapore Hagenbed?“ Dem Deutschen tönte dies Wort wie eine Erlösung, war er doch ein geborener Altonaer, und blitzschnell kam ihm der Gedanke, daß der Indianer wohl zu einer der Völkerausstellungen gehört haben mochte, die er so häufig in meinem Tierpark am Neuen Pferdemarkt gesehen hatte. Schnell faßte er sich und rief hocherfreut: „Ja Hagenbed Uamburgo Capitano!“

Gegenseitiges Staunen. Der Häuptling hält unter vielfachen Gesticulationen seiner Truppe einen großen Vortrag. Allgemeiner Jubel. Alle sitzen ab, ein Feuer wird angezündet und der Fremde mit großer Höflichkeit eingeladen, sich in dem Kreis der Rothhäute

niederzulassen. Dies ließ er sich nicht zweimal sagen. Die Nachkühle hatte ihm schon empfindlich zugesetzt. Aber es gab noch andere Genüsse. Die Horde kam von einem Jagdausflug und führte viele Strauße und junge Guanakos mit sich. Ein Strauß wurde gerupft und gebraten und zum Schmaus aufgetischt, wobei man den Offizier mit den besten Bissen bewirtete. Nachdem die Gesellschaft sich also gestärkt hatte, machte der Offizier dem Häuptling begreiflich, daß er nach Punta Arenas und zu seinem „Vapore“ zurück möchte. Der Häuptling und sechs seiner Leute sattelten nun ihre Pferde und nahmen den Offizier in die Mitte. In kurzem Galopp ging es direkt zur Küste, wo die Gesellschaft nach einem Ritt von einigen Stunden wohlbehalten ankam. Hier verabschiedete man sich unter lebhaftem Händeschütteln von dem Offizier, und das Abenteuer hatte ein Ende. — —

Das hast du gut gemacht, mein alter Pitjotsche, und ich nehme deine Höflichkeit gegen meinen verirrtten Landsmann mit so viel Dank an, als habest du sie mir persönlich erwiesen. Du hast die kurze Zeit, die du unter meiner Obhut zubrachtest, nicht vergessen und in deinem Herzen wohnt Dankbarkeit. Zwar bist du nur ein brauner, in rohe Felle gekleideter Indianer, und doch erhebt es mich, daß du mir drüben, auf deiner wilden Pampa, als ein Freund lebst.

Das Geheimnis, welches dieser kleinen Episode zugrunde lag, hat auch der Leser schon erraten. Der patagonische Häuptling befand sich einst wirklich in einer meiner Ausstellungen. Kapitän Schwerts hatte ihn nebst Frau und einem zwölfjährigen Sohn auf einem Kosmos-Dampfer nach Hamburg gebracht. Ich habe diese kleine Familie aber nur wenige Wochen in meinem Tierpark gehabt, wo sie ihre Spiele mit Lasso und Bolas dem Publikum vorführten. In Dresden, wohin ich die Indianer auf einige Wochen gesandt hatte, bekam Pitjotsche Heimweh und flehte mich an, ihn nach seiner Pampa zurückzusenden. Ich habe seiner Bitte denn auch willfahrt und ihn mit dem nächsten Kosmos-Dampfer nach Punta Arenas zurückexpediert. An Bord beschäftigten sich die Offiziere sehr viel mit dem klugen und gutmütigen Häuptling und zu allen faßte er Vertrauen. Und nun kommt der Clou. Die Uniform der Kosmos-Offiziere war ähnlich derjenigen der Offiziere von der Reichsmarine. Als nun der

Häuptling den jungen Mann in der Pampa fand, hielt er ihn für einen Kapitän des Kosmos-Dampfer, die er sich wiederum nur in Verbindung mit mir vorstellen konnte.

Dieses artige Abenteuer würde in jedem Indianerbuch Effekt machen und hat noch den Vorzug, wahr zu sein. Auf die Menschen-



Hagenbeck kommt!

Zeichnung von Adolf Oberländer in den „fliegenden Blättern“ (1893).

welt läßt sich Oberländers berühmtes Bild „Hagenbeck kommt!“ jedenfalls nicht übertragen, das Gegenteil ist der Fall. Ähnliche Abenteuer könnte man nicht nur auf der Steppe oder im Grönlandeis, sondern auch im afrikanischen Urwald oder im indischen Dschungel erleben. Wo meine Pioniere, Kundschafter, Jäger und Transporteure nicht hingekommen sind, leben mit Eingeborene, die einst Glieder einer Völkerschau waren. Sie haben ohne ihr Wollen Belehrung eingeheimst und Kultur in die Wildnis mit hinausgenommen. Von den Indiern bis zu den Hottentotten, von den Kalmücken bis zu den Feuerländern, haben die Völkersausstellungen alles in sich aufgenommen, was sich nur aus seinen Stammsitzen herauslocken ließ. Noch jetzt findet ja ein reger Völkerzug statt, wie man im **Tierpark zu Stellingen** alljährlich beobachten kann.



„Teufel-Tänzer“ aus Ceylon.



IV.

Ich werde Zirkusdirektor und Dompteur.

Auf etwas merkwürdige und doch ganz folgerichtige Weise kam ich dazu, vorübergehend auch in die große Armee des fahrenden Volks einzutreten — ich ward **Zirkusdirektor**.

Als die großen Ceylonausstellungen zu Ende waren, saß ich mit einer ganzen Elefantenherde da, ohne zu wissen, was mit ihr anzufangen sei. Jeden Tag wollten die Tiere ihr gemessen Teil Nahrung — und nicht zu knapp — es war nicht mehr als billig, daß sie sich es selbst erarbeiteten. Dies war um so mehr nötig, da im Tierhandel flauere Zeiten herrschten. Ich mußte also auf etwas Neues finnen, das treffende Kapital irgendwie nutzbringend anzulegen. Schließlich kam ich auf die Idee, einen **Zeltzirkus** auf amerikanische Art zusammenzustellen und auf die Reise zu schicken. Entschluß und Ausführung gingen Hand in Hand, und ich stürzte mich sofort auf das neue Unternehmen, aber mehr der Not gehorchend, als dem eigenen Triebe, denn ein tieferes Interesse hatte ich, wie ich gestehen muß, an dieser Sache nicht. Es blieb mir eben nichts weiter übrig, als in den sauren Apfel zu beißen, um wenigstens die Unterhaltungskosten für meine Tiere herauszuschlagen. Die Mühe, das Ungemach und die Schwierigkeiten, die mit der Zusammenstellung dieses Unternehmens verbunden waren, will ich mir nicht wieder ins Gedächtnis rufen. Endlich war aber eine gute Gesellschaft von Artisten beisammen, meine schöne Elefantenherde und verschiedene Gruppen dressierter Tiere konnten sich überall sehen lassen, und als die Geschichte im Jahre 1887 auf dem Heiligengeistfeld in Hamburg eröffnet werden sollte, konnte ich wohl darauf rechnen, einen Erfolg zu erzielen.

Es kommt vor, daß Unternehmungen, auf die viel Mühe verwendet worden ist, mit einem Krach enden. Mit meinem Zirkus war es umgekehrt. Er begann mit einem Krach. Kaum war alles aufgebaut und fertiggestellt, als ein fürchterlicher Orkan losbrach, der innerhalb einer Stunde den ganzen Zeltbau in Grund und Boden demolierte. Nur um Haaresbreite entging ich selbst der Katastrophe. Als der Sturm hereinbrach, befand ich mich oben im Zelt, um das Dach herunterzunehmen. Plötzlich riß der Orkan den ganzen Bau zusammen und einer der großen Zeltmasten sauste, nur drei Fuß von mir entfernt, mit Wucht zu Boden. Hätte die Stange mich getroffen, so wäre aus der Memoirenschreiberei wohl nichts geworden.

Nach dem Sturm war der Platz, auf dem mein Zirkus gestanden hatte, nur noch eine Trümmerstätte. Total verzagt, mit Tränen in den Augen, standen meine Artisten umher, alle waren der Meinung, dies sei das Ende des Unternehmens. Obgleich ich selbst das Gefühl hatte, als seien mir plötzlich alle Felle weggeschwommen, so war ich mir doch wohl bewußt, daß hier nur größte Schnelligkeit und Energie helfen könnten. Mit Donnerstimme forderte ich die Leute auf, Hand ans Werk zu legen und jetzt zu zeigen, daß sie allen Hindernissen gewachsen seien. Mit gutem Beispiel ging ich selbst voran. Mit solchem Feuereifer wurde das Werk in Angriff genommen, daß die Aufräumungsarbeiten binnen zwei Stunden beendet waren. Bei einem Erholungstrunk feuerte ich meine Leute nochmals an, mich nach Kräften zu unterstützen, um den Schaden wieder wett zu machen, aber es dauerte doch einige Tage, bis alle demolierten Teile ersetzt, das Ganze wieder aufgebaut und zur Eröffnung fertig war.

Die Geschichte konnte losgehen und klappte auch ganz famos, obgleich meine Zirkusausstattung, wie man sich denken kann, sehr primitiv war. Dagegen konnten meine Artisten, wie schon erwähnt, sich sehr gut sehen lassen. Auch ein paar dressierte Tiergruppen, sowie eine kleine Ceylontruppe von zwanzig Personen waren vorhanden. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus, ja, er blieb uns auch treu, nachdem wir auf die Reise gegangen waren und häufig mit schlechtem Wetter zu kämpfen hatten. Auf Hamburg folgte Schleswig-Holstein, dann Hannover usw. Seide wurde bei diesem Unternehmen zwar

nicht gesponnen, doch schlugen wir uns durch und ich hatte noch den Vorteil, während der drei Jahre des Zirkuslebens mein Tiermaterial nach und nach gut abzusetzen. Am Ende des letzten Jahres verkaufte ich die wertvolleren Tiere an den Zirkus von *Barnum und Bailey*, welcher sich gerade in London befand, der Rest ging an meinen bisherigen Direktor, Herrn *Dreyler*, gegen Abzahlung über.

Das Ziel, welches ich mir mit diesem Zirkusunternehmen gesteckt hatte, war erreicht, ich hatte mich während der Jahre 1887, 1888 und 1889 gut durchgeschlagen und die Tiere nebenbei verkauft. Die Erfahrungen und neuen Kenntnisse, die ich als Zirkusdirektor sammelte, bekam ich noch in den Kauf. Nur, das mag man mir glauben, ging es ohne fortwährende Aufregung und Verärgerung nicht ab. Zwar hatte ich meinen Schwager *Heinrich Mehrmann*, den später bekannt gewordenen *Compteur*, als Manager des Unternehmens eingesetzt, auch löste der umsichtige und fleißige Mann seine Aufgabe außerordentlich glücklich, zuweilen aber war er nicht imstande, ausgebrochene Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten allein zu schlichten, so daß ich als *deus ex machina* erscheinen mußte, um Ordnung in die Geschichte zu bringen.

Unter dem Artistenvölkchen, das die Welt durchzieht, sind ganz gewiß sehr viele ehrliche und achtbare Leute, das Leben auf der Landstraße produziert aber auch einen Haufen von Gesindel. Mit diesen Leuten ist schwer auszukommen, Treu und Glauben wohnt nicht in ihrer Brust. Ich erinnere mich da eines „*August*“, der ein ganz guter Arbeiter, aber ein furchtbarer Nörgler und Heizer war. Häufig stachelte er die sämtlichen Mitglieder gegeneinander auf und zwang mich, schleunigst auf der Bildfläche zu erscheinen, nur um sein böses Werk zu zerstören. Bei der Auflösung des Unternehmens kam der Herr zu mir und flehte mich mit Tränen in den Augen an, ihm doch den Pony zu schenken, auf dem sein Sohn zu voltigieren gewohnt war. Im Besitze dieses Tieres würde er bald wieder Engagement bekommen. Der Mensch quälte und bettelte so lange, und wußte alles so beweglich darzustellen, daß ich ihm den Pony schenkte. Nun schien er ganz außer sich vor Freude und bedankte sich tausendmal, weil ich — wie er sagte — ihm den Weg in die Zukunft geebnet hätte. Mit

einem Bon bewaffnet, gegen dessen Vorzeigung ihm das Tier ausgeliefert werden sollte, entfernte er sich . . . Der gute Mann reiste stehenden Fußes nach Bremen, wo der Zirkus sich zurzeit noch aufhielt, nahm den Pony in Empfang und verkaufte ihn sofort an einen Grünhörer . . .

In die Zeit meines Zirkuslebens fällt ein Ereignis von weittragender Bedeutung. Ich begann einen Plan auszuführen, der mir schon seit vielen Jahren vorgeschwebt hatte. Was mich schon in den Knabenjahren antrieb, mit beiden Füßen in das Geschäft meines Vaters einzuspringen, und in den Jünglingsjahren, mit aller meiner Kraft den Tierhandel zu entwickeln, war die mir angeborene Liebe zur Tierwelt. Sie beherrscht auch noch alle meine Unternehmungen. Obgleich ich gar nicht einmal gesonnen bin, mein Licht als Geschäftsmann unter den Scheffel zu stellen, so muß ich doch, wie ich mich kenne, sagen, daß ich in erster Linie Tierliebhaber bin. Es ist unmöglich, ein solches Geschäft, wie das unsrige, zu betreiben, ohne daß man Tierliebhaber ist.

Im stillen hatte ich schon lange den Gedanken erwogen, ob es nicht möglich sei, mit der alten, grausamen Tierdressur zu brechen und an ihre Stelle eine humane einzuführen. Die Tiere sind Wesen wie wir selbst, und ihre Intelligenz ist nicht der Art, sondern nur dem Grade und der Stärke nach von der unsrigen verschieden. Sie reagieren auf Bosheit mit Bosheit und auf Freundschaft mit Freundschaft. Längst hatte ich gefunden, daß durch Liebe, Güte und Beharrlichkeit, gepaart mit Strenge, auch von einem Tiere mehr zu erreichen ist, als durch rohe Gewalt. Auch war mir durch den jahrelangen intimsten Umgang mit Tieren bekannt, daß auch bei ihnen die Begabungen, die Charaktere und das Temperament verschieden sind. Nichts also verkehrter, als alle über einen Kamm zu scheren. Wie Menschen, wollen auch sie individuell behandelt werden, denn nur so kann man ihr Zutrauen erwerben und ihre Fähigkeiten wecken.

Wer zu dieser Ueberzeugung gelangt war, den mußte es schmerzen, seine Lieblinge mit Peitsche, Knüppel und Eisenstange mißhandelt zu sehen, denn im wesentlichen beschränkte sich die Tier-

Dressur auf diese Hilfsmittel, wie ich später in einem eigenen Kapitel noch Gelegenheit haben werde, auszuführen. Während ich mit meinem Zirkus reiste, erachtete ich die Zeit für gekommen, um im Ernste an die Einführung der „zahmen“ Tierdressur zu gehen. Durch scharfe Auswahl der Intelligentesten sollte geeignetes Material geschaffen werden, die dann aufgenommenen Exemplare aber sollten durch Rücksichtnahme auf die Eigenart jedes Tieres zu Freunden, nicht zu Feinden gemacht werden. Zufällig lernte ich den Tierdressur Deyerling in England kennen, und da er gerade stellenlos war, engagierte ich ihn unter der Bedingung, daß er die Schulung der Tiere nur nach meiner Angabe ausführen dürfe. Deyerling ging willig auf meinen Vorschlag ein, ich konnte ihm meine Absicht schon im allgemeinen mit einem Hinweis auf die Dressur von Katzen und Hunden klarmachen, bei denen ja auch keine Gewaltmittel angewendet wurden. Was hier geschah, mußte ja auch bei großen Raubtieren möglich sein.

Die erste Probe wurde an keinem geringeren gemacht, als an seiner Majestät dem Löwen. In den Jahren 1887—1889 schaffte ich zu diesem Zwecke nicht weniger als einundzwanzig Löwen an, und aus dieser großen Zahl erwiesen sich nur vier als brauchbar. Das ist gewiß ein eklatanter Beweis von der immensen individuellen Verschiedenheit gleichartiger Tiere, aber ein Beweis, der zu gleicher Zeit, wie man zugeben wird, ungeheuer kostspielig ist. Auf die Charaktere dieser ersten vier, auf die neue Art dressierten Löwen, will ich ebenfalls an dieser Stelle nicht weiter eingehen und nur sagen, daß der Erfolg ein außerordentlicher war. Die Löwen, nur mit der Peitsche aufgemuntert, gescholten, wenn sie nachlässig, gelobt und mit Fleischstückchen belohnt, wenn sie gut arbeiteten, bequerten sich zu allen möglichen Tricks: sie nahmen verschiedene Stellungen auf Pyramiden, Stühlen und Böcken ein und begaben sich wieder auf ihren Platz. Zum Schluß fuhr der Dressur sogar in einem zweirädrigen, mit drei Löwen bespannten Karren, in der Form einem altrömischen Rennwagen ähnlich, viermal in voller Karriere durch den vierzig Fuß im Durchmesser spannenden Käfig — eine Sensationsnummer.

Ihr erstes Engagement absolvierte diese Gruppe im „Nouveaux Cirque“ in Paris, der während der drei Monate dieser Vor-

führung das beste Geschäft machte, welches er seit seinem Bestehen zu verzeichnen gehabt hatte. Von Paris aus begann eine Rundreise durch alle größeren Städte. Ich selbst schnitt mit dieser Gruppe von 1889, ihrem Erscheinungsjahr, bis 1892 so großartig ab, wie ich es vorher mit irgenwelchen anderen Unternehmungen nie gekannt hatte. In dankbarem Gedenken schreibe ich es nieder, daß die zahmdressierte Löwengruppe in jenen flauen Geschäftsjahren der Lebensnerv meines ganzen Geschäfts war.

Die Lehre, die in diesem Erfolg lag, blieb nicht ungenutzt. Schon sann ich auf die Zusammenstellung weiterer zahmer Tiergruppen und diesmal galt es einem bedeutenden Zweck. Die große Weltausstellung, welche 1893 in Chicago stattfinden sollte, war in Sicht. Als ich nun eines Tages den amerikanischen Konsuln von Hamburg und Bremen die Deyerlingsche Löwengruppe vorführen ließ, meinten diese Herren, mit einer solchen Dressurnummer müsse in Chicago während der Ausstellung ein großes Geschäft zu machen sein. Mein Plan ging nun dahin, in Chicago einen Zoologischen Zirkus zu errichten und sofort die Dressur geeigneter Tiergruppen in Angriff zu nehmen. Leicht schreiben sich diese Worte hin, und doch decken sie eine unendliche Summe von Arbeit, Schwierigkeiten und Hindernissen. Die erste Forderung, wichtiger noch als die Auswahl der Tiere, sind tüchtige Leute, welche zugleich Tierfreunde und mutige Menschen sein müssen.

Ich warf meine Auzen auf Heinrich Mehrmann, meinen Schwager, den ich schon einmal als Leiter meines Zirkus erwähnt habe, er schien mir die erforderlichen Qualitäten zum Tierdresser zu besitzen. Es gab indes eine etwas komische Szene, als ich zuerst an den Tierbändiger in spe herantrat. Nachdem ich Mehrmann meinen Vorschlag auseinandergesetzt hatte, machte er ein sehr verblüfftes Gesicht und sprach die klassischen Worte: „Willst du mich uzen?“ — „Ich habe dir meine aufrichtige Meinung gesagt,“ antwortete ich, „vorausgesetzt, daß du Lust zur Sache und Courage hast. Und da du ein großer Tierliebhaber bist, so denke ich, die Sache wird sich sehr gut machen lassen.“ Mehrmann besann sich nicht lange. „Wenn du

Vertrauen zu diesem Unternehmen hast," sagte er, „dann können wir's ja probieren.“

Binnen kurzem war alles für den Besuch hergerichtet. Ich hatte eine Anzahl verschiedener junger Tiere zusammengebracht und in meinem Garten provisorisch einen größeren Käfig hergerichtet. Dieser sah Mehrmann zum ersten Mal in der Rolle eines Dompteurs. Während der ersten drei Wochen half ich meinem Schwager, um ihm die nötigen Direktiven bezüglich der Behandlung der Tiere zu geben, allerdings meinte er schon nach zehn Tagen, wenn ich ihm einen guten Wärter an die Hand gäbe, wolle er schon allein fertig werden. Die Gruppe, die ich zusammengestellt hatte, war keine kleine, und besaß wegen der Verschiedenartigkeit der Tiere sogar einen sensationellen Zug. Sie bestand aus zwölf Löwen, zwei Tigern, einigen Jagdleoparden, zwei Kragenbären und einem Eisbär. Alle diese unruhigen Elemente mußte wir erst miteinander ausöhnen, wir mußten sie lehren, sich miteinander zu vertragen — eine schwierige Aufgabe, die wir aber derartig praktisch durchführten, daß die Tiere schon nach vierzehn Tagen friedlich nebeneinander spielten und anfangen, sich zu befreunden. Ein amüsanter und interessanter Bild gewährte es, die Tiere während ihrer Spielstunden in dem großen Käfig herumtoben zu sehen. Mitten in dem Getümmel hielt sich dann der neue Dressieur mit seinem Wärter auf, um hier und da die Grobiane, die aus Scherz Ernst machen wollten, mit einer langen dünnen Peitsche zur Raison zu bringen. Im übrigen wurde die Peitsche nie gebraucht, sondern alles Wünschenswerte ausschließlich durch Güte und Belohnung erreicht. Die Katzenartigen Raubtiere erhielten kleine Stücke Fleisch, welche sie bald aus der Hand zu nehmen lernten, für die Bären gab es als Aufmunterung, wenn sie ihre Sache gut gemacht hatten, Zucker.

Schneller als erwartet werden konnte, schon im Winter 1890, war die Gruppe soweit dressiert, daß ich daran denken konnte, Engagements einzugehen. Um die Tiere recht gut einzugewöhnen, sie soviel wie möglich im Freien zu haben, und mit dem Anblick eines vielköpfigen und unruhigen Publikums vertraut zu machen, kam ich auf die Idee, die Gruppe nach dem Crystal-Palace in London

zu bringen. Im Frühling 1891 hielten wir unseren Einzug und begannen, in einem großen, vierzig Fuß im Durchmesser haltenden, eisernen Käfig unsere Vorstellungen zu geben, die sich recht erfolgreich anließen. Daß die Gruppe ein ungewöhnliches Aussehen erregte, davon erhielt ich einen unwiderleglichen Beweis. Zwei Amerikaner boten mir für die Tiergruppe rundweg die stattliche Summe von 50 000 Dollars. Da die Tiere indes nach der Weltausstellung in Chicago gebracht werden sollten, und ich selbst das gleiche Ziel im Auge hatte, schlug ich das Angebot ohne Besinnen ab . . . Ich ahnte nicht, daß ich in diesem Augenblick 200 000 Mark ins Wasser geworfen hatte.

Als der Sommer zu Ende ging, ereilte mich und die mit so vielen Hoffnungen dressierte Tiergruppe ein großes Unglück. Mein Schwager schrieb mir eines Tages, einige seiner Tiere seien erkrankt, er wisse aber nicht recht, was ihnen eigentlich fehle. Da der September bereits vorgeschritten war, und die Gruppe im Oktober wieder in Hamburg eintreffen sollte, reiste ich nicht erst nach London, sondern wartete, allerdings mit einiger Unruhe, die Ankunft der Tiere ab. Mein Schreck, als ich die Tiere endlich zu Gesicht bekam, war fürchterlich. Alle Tiere waren an Rotz erkrankt, auch der sofort hinzugezogene Tierarzt, mein Freund Köllisch, vermochte leider keine andere Diagnose zu stellen. Das Unglück war da und wenig half es mir, festzustellen, daß der gewissenlose Lieferant in London den Schaden durch schlechtes Fleisch angerichtet hatte. Jede Hilfe erwies sich als vergeblich. Meine armen Tiere starben unter den schrecklichsten Qualen hin. Schließlich vermochte ich den Anblick ihrer Leiden nicht länger zu ertragen und erwies den unrettbar Verlorenen die Wohlthat eines schnellen Todes durch Gift.

Dieser herbe Verlust bezeichnete den Anbruch einer schweren Zeit. Wie sollte ich eine ähnliche, glänzende Gruppe für Chicago zusammenbringen? Zwar war ich noch im Besitz einer kleinen Reservegruppe von zwei jungen Königstigern, einigen Bären und einem halben Dutzend Löwen, wie aber dieses Ensemble so schnell vervollständigen, daß es noch für die Weltausstellung in Betracht kommen konnte? Sofort sandte ich Telegramme nach Indien, um junge Tiger zu er-



Indischer Gaukler mit Tanzbär.



Andhra Bajadaram.

halten, im Frühling 1892 kamen denn auch wirklich vier junge Tiger an, aber sie brachten kein Glück. Einer hatte den grauen Star, der andere war während der Reise von den Matrosen so viel gereizt worden, daß mit ihm nichts aufzustellen war, die übrigen beiden waren zwar fehlerlos, aber noch ganz junge Exemplare im Alter von höchstens sechs bis sieben Monaten.

Der Tod schien in meinem Tiergarten sein Standquartier aufzuschlagen zu wollen. Höchstens zwei Monate blieben die Tiere gesund, da bekamen sie plötzlich Erbrechen und Durchfall, schließlich Krämpfe und starben nach einer Krankheit von wenigen Tagen. Eine Gruppe von vier jungen Löwen, die ich in England gekauft und im Frühling 1892 nach Hamburg überführt hatte, endete in derselben Weise. Drei junge Königstiger aus dem Zoologischen Garten in Frankfurt a. M., lebhaftere, muntere Tierchen, in deren Pflege nichts versehen wurde, überdauerten nur einen Monat, dann gingen sie an derselben geheimnisvollen Krankheit zugrunde. Ich stand vor einem Rätsel, so etwas war mir noch nie vorgekommen, im Gegenteil, im Aufziehen von jungen Tieren hatte ich stets ein ganz besonderes Geschick und Glück. Wie sehr wir auch hin und her sannten und experimentierten, es war keine Erklärung dafür zu finden, woher diese Krankheit stammen möge. Das Sterben nahm einen großen Umfang an. Sämtliche junge Löwen, Tiger und auch Panther, die ich aufs neue heranschaffte, gingen ein. Hauptsächlich verlor ich solche Tiere, die das erste Lebensjahr noch nicht überschritten hatten; ältere Tiere wurden zwar auch krank, doch kamen sie mit dem Leben davon.

Viel später erst wurde der wahre Grund dieses großen Sterbens entdeckt. Er ist so bemerkenswert, daß ich das Nötige gleich sagen will. Während des ganzen Frühjahrs und Sommers starben meine Tiere hin — und im August brach in Hamburg die Cholera aus. Mehr brauche ich kaum zu bemerken. Die Senje, die im Hochsommer in der Menschenwelt Tausende und Abertausende wie reife Aehren hinmähete, hatte schon mehrere Monate früher meine jungen Tiere gestreift. Alle waren an choleraartigen Erscheinungen gestorben. Vielleicht hätte viel Unheil verhütet werden können, hätte uns nur ein leiser Argwohn auf die richtige Fährte gebracht. Was

unsere Tiere hinraffte, waren sicherlich bereits die Vorboten der Cholera, und wie wahr es ist, daß die Keime dieser schrecklichen Seuche durch das Wasser verbreitet werden, zeigte sich an der Tatsache, daß das Sterben unter meinen Tieren sofort aufhörte, als der Tierarzt Köllisch auf die Idee kam, ihnen nur noch gekochtes Wasser zum Saufen zu verabreichen. Die Cholera, die erst gegen Ende August in Hamburg konstatiert wurde, hatte also schon von März ab unter den tropischen Tieren in meinem Garten gewüthet, hatte die alten siech gemacht und die jungen, deren zarter Organismus weniger Widerstand bot, getödet.

Eine schlimme Zeit. Die großen Verluste drückten mich sehr nieder. Nach und nach hatte ich durch alle diese Todesfälle 20 000 Mark verloren und war an dem Ende meines flüssigen Kapitals angelangt. Ich klagte meine Not eines Tages einem mir wohlwollenden Bankier, der sich sogleich erbot, mit Kapitalien einzuspringen, und da ich ohne solche Hilfe das Chicagoer Unternehmen nicht hätte durchsetzen können, machte ich von dem angebotenen Kredit Gebrauch. Die Zeit war aber inzwischen schon viel zu weit vorgeschritten, um noch die nötigen Dressurgruppen ausbilden zu können und so kaufte ich denn von meinem Bruder Wilhelm drei schöne Gruppen, die gerade fertiggestellt worden waren. Auch die kleine Reserdeguppe, welche mir selbst übrig geblieben war, hatte inzwischen unter Mehrmanns Händen den nötigen Schliff erhalten — und so schiffte ich mich denn am 16. August 1892 mit dem Dampfer „Augusta Victoria“ nach Amerika ein, um einige mir empfohlene Herren als Teilhaber für das amerikanische Geschäft zu gewinnen.

Unmittelbar nach meiner Ankunft in Newyork hörte ich zu meinem größten Schrecken, daß in Hamburg die Cholera ausgebrochen sei. Die Presse entwarf, an sensationelle Berichterstattung gewöhnt, schon die entsetzlichsten Bilder von dem massenhaften Sterben und den trostlosen Zuständen in Hamburg. Zuerst kam mir der Gedanke, mit dem nächsten Dampfer zu meiner Familie zurückzukehren, bei ruhiger Ueberlegung verwarf ich aber diese Idee, da ich ja doch nicht helfen konnte. Am nächsten Tage reiste ich nach Chicago, schloß innerhalb zweier Tage den Kontrakt mit meinen Partnern ab, kehrte schleunigst

nach Newyork zurück und verließ Amerika bereits am 7. September mit der „Lahn“, einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen. Ein hamburgisches Schiff war nicht disponibel, denn die vier Dampfer, welche inzwischen von Hamburg eingetroffen waren, lagen sämtlich in Quarantäne. Als wir an diesen vier Schiffen vorüberfuhren und von den zurückgehaltenen Passagieren durch Tücherschwenken begrüßt wurden, sank eine trübe Stimmung auf mich nieder. Ich dachte an meine Familie, an Freunde, Verwandte und Bekannte in der Cholerastadt, und alles in mir drängte vorwärts, der Heimat entgegen. Wen würde ich wiederssehen und wen würde ich schmerzlich vermissen? Der Tod hatte ja in allen Kreisen reiche Ernte gehalten.

Als ich nach einer raschen, bei prachtvолlem Wetter verlaufenen Ueberfahrt, am 16. September in Hamburg am Hannoverschen Bahnhof eintraf, wurde ich von meiner Frau in Empfang genommen und vernahm zu meiner großen Freude und Beruhigung, daß in der Familie alles wohl und munter sei.

Welch ein Anblick aber, als ich durch die Stadt fuhr. Die Straßen menschenleer und tot. Viele Fenster verhängt und die Läden geschlossen, an manchen Türen die dunklen Zeichen der Trauer. So hatte ich meine Vaterstadt nie gesehen. Der Eindruck war erschütternd, und ich schäme mich nicht, es zu gestehen, daß mir während der ganzen Fahrt die Tränen aus den Augen stürzten.

Ueber allem, was mit der Expedition nach Chicago zusammenhing, abgesehen von den immensen Erfolgen der Schauausstellung, schwebte ein Unstern. Kaum befand ich mich drei Wochen in Hamburg, als meine amerikanischen Kompagnons mir telegraphierten, ich bekäme nur dann die Erlaubnis zur Einfuhr meiner Tiergruppen, wenn ich sie so schnell wie möglich nach England brächte und das ganze Unternehmen bis zum Frühjahr dort stationierte. Die amerikanische Regierung hielt diese Vorsichtsmaßregel für geboten, um die Einschleppung der Cholera durch mich und meine Tiere zu verhüten. Na, das war ja eine nette Bescherung! Diese neue Hiobspost wirkte wie ein Donnerschlag. Ohne Zeitverlust galt es aber jetzt, in England einen geeigneten Platz für die Ueberwinterung der Tiere ausfindig zu machen. Da fiel mir die Tower-Gesellschaft in Blackpool ein,

mit der ich befreundet war. Ohne Besinnen reiste ich nach Blackpool und erwirkte von der Tower-Gesellschaft die Erlaubnis, auf ihrem freien Terrain ein provisorisches Gebäude aufzuschlagen, in dem ich die armen Tiere bis zum Frühling lassen konnte. In drei Wochen wurde der Bau fertiggestellt. Ueber Grimsby zogen wir dann ins Winterquartier und warteten den Frühling ab. Welche ungeheuren Kosten entstanden aber durch diese erzwungene Quarantäne! Um dem Leser einen ungefähren Begriff zu geben, will ich nur bemerken, daß der Transport der Tiere von Hamburg nach Chicago, mit dem Umweg über England, annähernd 100 000 Mk. Spesen verursachte. Der direkte Weg würde nur etwa ein Drittel dieser Kosten verursacht haben. Schließlich kam ich aber auch über diese Schwierigkeiten hinweg und reiste Anfang März 1893 mit der „Aller“ über Newyork nach Chicago, wo ich am 20. März eintraf.

Unter den großen Weltausstellungen nimmt diejenige von Chicago in vielen Beziehungen den ersten Platz ein. In der großen, brausenden Metropole des Westens herrschte ein richtiges Ausstellungsfieber. Das amerikanische Spekulantentum ist wohl nie so üppig in Blüte geschossen als hier. Rund um den großen Hyde-Park, wo sonst der feuerrote Sumach im Sonnenbrand träumte, nun aber die vielgestaltige Ausstellung emporwuchs, regten sich tausend Hände, und die Hotels aus Fachwerk, die da emporgehastet wurden, nahmen der Zahl nach riesige Dimensionen an. In und außerhalb der Ausstellung herrschte eine unbezähmbare Bauwut. Geld schien gar keine Rolle zu spielen, alles wurde mit den kühnsten Hoffnungen auf die Zukunft honoriert. Vielleicht noch nie vorher war es den Architekten und Künstlern in solchem Maße in die Hand gegeben, ihre Träume zu verwirklichen. Das Administrationsgebäude mit seiner goldenen Kuppel war denn auch wie ein Traum aus Tausend und einer Nacht. In dem langgestreckten Manufacturers Building mit dem „größten Dache der Welt“ feierte die Expansionslust der Amerikaner, die ja immer nach dem Größten und Gewaltigsten streben, einen wahren Triumph. Von den blauen Fluten des Michigan-sees aus gesehen, glich das Ganze einer wunderbaren Ferie. Nicht weniger als 500 große Gebäude bedeckten den unermesslichen Platz.

Drüben, in der sogenannten Midway Plaisance, der Vergnügungsstraße dieser Weltausstellung, reckten sich schon die Eisenteile des Ferrisrades in die Luft, das Deutsche Dorf und das Irländische Kastell, die Internationale Schönheitschau und das Türkische Café waren schon im Bau, die sensationellste Sehenswürdigkeit war aber von Anfang an, und ward es später in größtem Maßstabe: Hagenbeck's Zoologische Arena. Die gewaltige Ausstellung litt aber an ihrer eigenen Größe, ehe sie in allen Teilen fertig war. Zahlreich waren die Gebäude, groß, beinahe fieberhaft die Bautätigkeit, aber ganz immens auch die Unfertigkeit. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Weltausstellung nicht mit einem Schlage, nicht zu einem bestimmten Termin fertig sein kann, das hat sich noch überall bestätigt, was ich aber zu sehen bekam, als ich nicht viel über einen Monat vor Eröffnung der Ausstellung in Chicago eintraf, das verursachte mir einen gewaltigen Schreck.

Ganz im Gegensatz zu den Berichten meiner Partner war das für meine Arena bestimmte Gebäude kaum zur Hälfte fertig, man hatte noch nicht mit der Dachkonstruktion begonnen, das Ganze befand sich noch in dem Stadium eines wüsten Chaos. Streiks und schlechtes Wetter wurden als die Hauptursachen der Verzögerung angegeben. Mit aller Macht drang ich darauf, daß die Arbeit durch Anstellung weiterer Leute beschleunigt wurde, damit die Tiere, die unter der Obhut Heinrich Mehrmanns schon am 24. März von England abgegangen waren, ein Obdach finden konnten. Mitte April, als die Tiere mittels Extrazuges in Chicago eintrafen, war denn auch wenigstens alles so weit fertiggestellt, daß man die Tiere unter Dach zu bringen vermochte. Leider war das Frühjahr 1893 in jener Gegend außerordentlich kalt, im Innern der halbfertigen Gebäude herrschte eine wahrhaft frostige Temperatur, unter der hauptsächlich meine aus 150 Exemplaren bestehende Affensammlung, sowie auch die Papageiensammlung litt, die allein etwa 80 verschiedene Arten enthielt. Ehe die Ausstellung noch eröffnet war, hatte ich durch den Eingang von Tieren schon annähernd 2000 Dollar verloren, und ich durfte es als ein Glück betrachten, daß wenigstens meine Dressurtiere gesund geblieben waren.

Wenig ahnte ich, daß die Eröffnung der Weltausstellung für mich noch ein artiges Probestückchen in petto hatte. Als uns noch eine Woche von der Eröffnung trennte, waren wir mit der inneren Einrichtung der Arena soweit fertig, daß wir in dem großen eisernen Manegegefäß Probevorstellungen geben konnten. Alles verlief dabei so glatt, daß wir es uns nicht besser wünschen konnten. Als wir jedoch nur noch vier Tage von der Eröffnung entfernt waren, begann der Dresseur der großen Hauptgruppe, auf welcher alle unsere Hoffnungen ruhten, mein Schwager Mehrmann, über Schwäche, Müdigkeit und furchtbare Kopfschmerzen zu klagen. Mir ahnte gleich nichts Gutes, als aber der Arzt am nächsten Morgen einen Anfall von Typhus konstatierte, und Mehrmann sofort ins Lazarett sandte, fiel mir das Herz doch ein wenig in die Schuhe. In zwei Tagen sollte eine große Probe- und Reklamevorstellung für die Ausstellungskommission und für die Chicagoer Presse stattfinden — und der Hauptdresseur krank im Lazarett! Hier war nichts zu machen, ich mußte selbst in den Käfig. Als die Probevorstellung herannahte, besann ich mich nicht lange und führte die Gruppe meines Schwagers vor, wobei nur der mit den Tieren bekannte Wärter assistierte. Ich hatte den Eindruck, daß alles gut gehen mußte, und sah der großen Eröffnungsvorstellung mit Ruhe entgegen. Und es ging über Erwarten gut.

Schwarz gekleidet, nur mit einem spanischen Rohr versehen, betrat ich den großen Zentralkäfig und hielt zunächst eine Ansprache, in welcher ich die Sachlage erklärte und darauf aufmerksam machte, daß ich schon seit fünf Monaten mit den Tieren nicht mehr in Berührung gekommen sei. Zwar wollte ich mein Möglichstes tun, daß alles gut gehe, sollte jedoch die Vorstellung nicht ganz den gehegten Erwartungen entsprechen, so möge man das in Anbetracht der Umstände verzeihen. Nun öffnete ich die Tür und die Tiere strömten in den Käfig. Die Löwen, Tiger, Bären nahmen ihre gewohnten Plätze ein, der Wärter trug die nötigen Requisiten heran und die Vorstellung nahm ihren Anfang. Man kann sich denken, daß ich völlig in meiner Aufgabe aufging und alle Energie und Umsicht in die Ausführung der Dressurproben legte. Zu meiner größten Freude wickelte sich eine Nummer

immer noch schöner als die andere ab, unter endlosem Applaus nahm die Vorstellung ihren Fortgang und ward schließlich zu einem großen Erfolg. Nachdem die Vorstellung zu Ende geführt war, brach der Beifallssturm erst recht los, unter nicht endenwollendem Jubel wurde ich dreimal in die Manege zurückgerufen. Die Ausstellungskommission stattete mir ihre Gratulation ab, ganz außerordentliches Interesse erregten die Vorführungen bei der Presse, deren Vertreter mich geradezu mit Fragen über mein Unternehmen bestürmten, um am nächsten Tage spaltenlange, bildgeschmückte Artikel zu bringen.

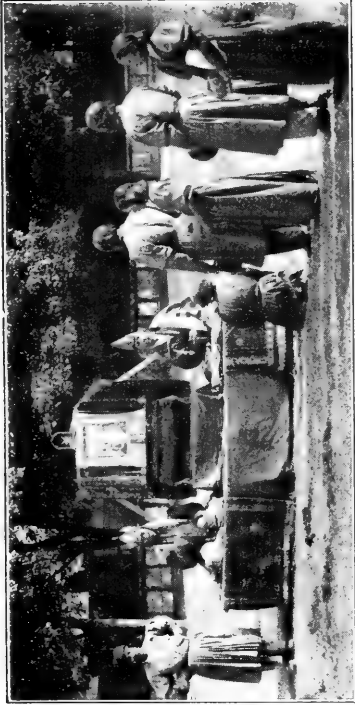
Mit der Aufnahme meines Unternehmens konnte ich also zufrieden sein. Anders ließ sich das „Geschäft“ an. Bei der Eröffnung am ersten Tage hatten wir, bei nur einmaliger Vorstellung, unsern Zirkus ausverkauft, an den nächsten Tagen aber, selbst bis gegen Ende des Monats, waren die Einnahmen recht mittelmäßig. Dies lag an dem geringen Besuch der Ausstellung. Es war allgemein bekannt geworden, daß die Ausstellung sich in einem hochgradig unfertigen Zustand befand, und so verschob man den Besuch eben auf eine spätere Zeit. Im Laufe des Sommers änderte sich das alles, der Besuch der Ausstellung ward ein ganz enormer, und in gleichem Maße steigerten sich auch die Einnahmen unseres Zirkus, der überhaupt die hervorragendste Attraktion von Midway Plaisance bildete.

Die große Tiergruppe führte ich nur kurze Zeit vor, alsbald übernahm der Hauptwärtler, den ich inzwischen angelernt hatte, die Tiere, und in der fünften Woche war ihr eigentlicher Meister, Heinrich Mehrmann, glücklicherweise wieder so weit, seine Gruppe vorführen zu können. Mein Chicagoer Aufenthalt war mit so viel Strapazen und Aufregungen verknüpft, daß ich bald ziemlich heruntergekommen war. Es ward Zeit, sich wenigstens auf einige Wochen bei Müttern auszuruhen. Zu diesem Zweck reiste ich nach Hamburg, wo ich den Monat Juni verlebte, und kehrte dann noch einmal nach Chicago zurück. Diesmal blieb ich nur wenige Wochen, um dann, sehr befriedigt vom Stand des Geschäfts, nach Europa abzudampfen. Das dicke Ende kam nach. Meine amerikanischen Partner erwiesen sich nicht als das, wofür ich sie gehalten hatte. Kaum hatte ich den Rücken gewendet, als sie unter nichtigen Vorwänden die Auszahlung meiner

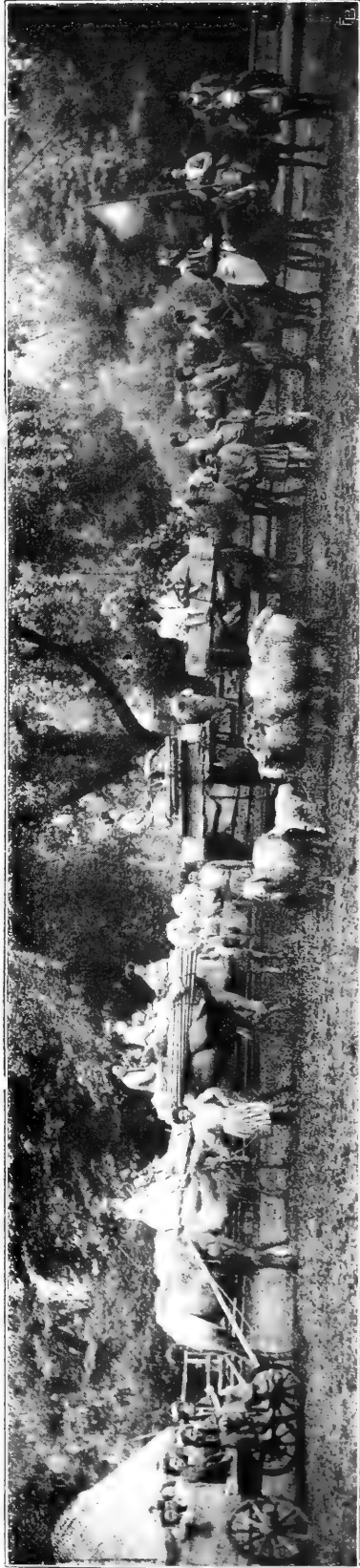
Anteile an meinen Vertreter sistierten. Es nützte nichts, ungerechte Beschwerden richtigstellen zu wollen, da diese Beschwerden in der Absicht der betreffenden Herren lagen. Um einem langwierigen Prozeß und dem damit verbundenen Aerger aus dem Wege zu gehen, verzichtete ich schließlich auf annähernd 20 000 Dollar, die man mir von meinem rechtmäßigen Anteil in Abzug brachte. Mit diesen Leuten, rein als Unternehmer betrachtet, war überhaupt nicht der geringste Staat zu machen. Wären sie meinen von der Erfahrung diktierten Anweisungen gefolgt, so hätte das Fünffache des Verdienstes erreicht werden können. Trotz der gewaltigen Kürzung schloß das Unternehmen aber dennoch ganz zufriedenstellend für mich ab. Daß das verdiente Geld, fast bis zum letzten Cent, in Amerika blieb, steht auf einem andern Blatt.

Nach Schluß der Ausstellung ließ ich mich nämlich verleiten, eine neue Partnerschaft einzugehen. Diesmal sah ich mich besser vor und glaubte mich durch einen vorsichtigen Kontrakt nach allen Richtungen hin gesichert zu haben. Profit Mahlzeit! Der Zoologische Zirkus, der unter meinem Namen eine Tournee durch die Vereinigten Staaten machte, geriet durch ein hinter meinem Rücken geführtes verkehrtes Management in Schulden und es kam zum Krach. Wer darin saß, war ich. Da das Geschäft unter meinem Namen ging, machte man mich für die schuldigen Gelder verantwortlich, und kurz, die Sache endete damit, daß ich abermals etwa 18 000 Dollar los wurde. Und das war so annähernd der Betrag, den ich in Chicago verdient hatte.

So endete die amerikanische Tournee. Im Sommer 1895 kamen alle meine Tiere von ihrer großen Reise zurück, aber nicht, um lange zu bleiben. Mit den dressierten, bereits in Amerika vorgeführten Tiergruppen ließ ich meinen Schwager Mehrmann eine Rundfahrt unternehmen, die ihn u. a. nach Basel, Straßburg, Kopenhagen und Nizza führte. Hier überwinterte die Expedition und nahm im nächsten Jahre ihren Weg wieder durch deutsche Gauen, bis sie auf der Berliner Gewerbeausstellung 1896 in meinem Tierpark unter anderen Dressurgruppen ihren Platz fand. Auch in Berlin hatten die Dressuren einen großen Erfolg, dessen sich mancher Leser entsinnen wird.



Kalmückische Kalmückenfamane
(Gottesdienst)



Kalmücken auf der Steppenwanderung.



Kalmücken: Nationaltanz.



Kalmückenpriester.

Manche ähnliche Expedition kleineren und größeren Maßstabes ist in die Welt hinausgegangen, unter unzähligen fremden Flaggen arbeiteten und arbeiten die einstigen Insassen und Zöglinge des Hagenbeck'schen Tierparks, als eine der größten Dressurunternehmungen aus der jüngsten Zeit sei noch die Beschickung der Weltausstellung St. Louis 1904 erwähnt.

V.

Erschaffung des Tierparadieses.

Unaufhaltsam rollen die Jahre dahin und Gutes wie Böses bergen sie in ihrem Schoße. Trotz manchen Rückschlages bedeuteten sie für mich Entwicklung. Meine Tierhandlung hatte immer größere Dimensionen angenommen und zog ihre Kreise schon über den ganzen Erdball. Sie war wie ein großer Baum mit vielen Ästen und Verzweigungen. Aus dem ursprünglichen Stamm waren die Völkerausstellungen, die Dressuren, mannigfache Züchtungsversuche hervorgewachsen, und manches werdende Projekt rang noch nach Gestaltung und Blüte.

Der Raum, in dem ich mein Geschäft eingepflanzt hatte, genügte nicht mehr, bot keine Möglichkeit für die notwendige Expansion, ich mußte mich nach einem viel größeren Terrain umsehen, welches der Ausdehnung keine Schranken setzte. Allein schon, um e i n e n neuen Zweig meines Unternehmens zur vollen Entfaltung bringen zu können, war die Schaffung eines umfassenden Geländes unumgängliche Notwendigkeit. Die Einführung jagdbaren Wildes aus fernen Länderstrichen, der Import und Export von Haus- und Nutztieren hatte begonnen und Hand in Hand damit ging die Akklimatisierung, Züchtung und Kreuzung einheimischer mit fremden Tierrassen. Große Lieferungen für neugegründete Zoologische Gärten in Marokko, Japan, China, Argentinien usw. erforderten ebenfalls immense Räume für den Tierbestand. Der Umzug ward zur Notwendigkeit.

Wo aber war in Hamburg ein Gebiet zu finden, das nach Größe und Lage für meine Zwecke in Betracht kommen konnte? Zwar besaß ich in der Hamburgischen Vorstadt Horn ein Grund-

stück von 142 000 Quadratfuß, aber alles angrenzende Land gehörte dem Hamburger Staat und schloß für mich also die Möglichkeit aus, mich zu vergrößern. Schon lange vorher, im Jahre 1888, als ich dieses Grundstück erwarb, hatte ich durch meinen Makler bei den zuständigen Behörden anfragen lassen, ob ich ein größeres Terrain vom Staate erwerben könne, doch ward mir darauf die entschiedene Antwort, daß von dem Staatsterrain nichts verkäuflich sei. Jahrelang war ich bemüht, auf Hamburgischem Gebiete ein Grundstück von geeigneter Größe zu erwerben, entweder aber war die Lage ungünstig oder der geforderte Preis zu hoch, so daß aus dem Ankauf nichts ward.

Da die Suche also in Hamburg aussichtslos war, setzte ich sie auf preussischem Gebiete fort, obgleich ich es schmerzlich empfand, daß in meiner Vaterstadt kein Raum für mich sein sollte.

An einem schönen Sonntagmorgen besuchte ich meinen lieben alten, jetzt leider verstorbenen Freund Wegner in Stellingen und besprach auch mit ihm das Thema, das mir unablässig im Sinn lag. Mir ging es in jenen Minuten wie dem Manne, der seine Brille sucht, während er sie auf der Nase hat. Mitten im Gespräch nahm mich Wegner plötzlich beim Arm und sagte: „Komm mal eben mit, ich will dir ein schönes Stück Land mit einer kleinen Villa zeigen, das momentan billig zu haben ist.“ Wir traten vor die Tür. Wegner führte mich, seinem Hause gegenüber, an einer Hecke entlang, hinter der in einem arg verwilderten Garten eine kleine Villa lag. Das Terrain, das einen Umfang von 200 000 Quadratfuß hatte, sollte für 35 000 Mk. zu haben sein. Die Sache stimmte. Zwei Tage später war das Grundstück mein Eigentum. Am dritten Tage, Mittwoch, erfuhr ich von meinem alten Freund, daß zwei an meinen neuen Besitz grenzende Grundstücke auch noch preiswert zu haben seien, und 24 Stunden später waren auch diese beiden Parzellen mein Eigentum.

Wonach ich jahrelang gesucht, war mir nun durch einen Zufall innerhalb weniger Tage in den Schoß gefallen. Nun hatte ich endlich ein prächtiges, hochgelegenes Terrain, welches sich vorzüglich zur Anlage eines Wildparkes eignete. In meinem Kopfe gruppierte sich

sofort der ganze Ausbau des Terrains und fand in einer Zeichnung mit Angaben der Einteilung seine erste praktische Gestalt. Auch packte ich die Erschließung und Nutzbarmachung des Geländes gleich mit beiden Händen an, so daß bereits fünf Monate später zwölf große Gehege und fünf schöne Tierhäuser fertiggestellt waren.

Das Werk wuchs indes in der Arbeit, es wuchsen die Gedanken und Pläne, und viel geistige und praktische Arbeit sollte sich noch häufen, bis Stellingen zu dem gemacht war, was es jetzt ist. Terrain und Baulichkeiten eigneten sich ganz vorzüglich für meine Zwecke, nur war die Anlage zu weit von meinem Hauptgeschäft in der Stadt entfernt. Auch die Verbindung zwischen Hamburg und Stellingen war schlecht. Da kam ich auf die Idee, daß es vielleicht möglich sei, die von meinem Grundstück nach der Hamburger Grenze zu belegenen, großen Terrains preiswürdig zu erwerben und eventuell an ein Konsortium weiter zu verkaufen, um mir auf diese Weise die ganze Gegend aufzuschließen und eine direkte Verbindung zwischen dem preussischen Stellingen und dem hamburgischen Eimsbüttel herzustellen. Meine nächste Aufgabe war es nun, herauszubekommen, in welchen Händen sich die verschiedenen großen Ländereien befanden. Das hatte ich bald heraus und ging nun ans Werk, die sämtlichen Terrains so niedrig wie nur möglich einzuhandeln. Zuerst ließ ich mir die Terrains auf längere Zeit an die Hand geben, um mich nach unternehmenden Leuten umzusehen, welche geneigt sein würden, an der Spekulation teilzunehmen. So leicht, als ich es mir vorgestellt hatte, ging die Sache jedoch nicht. Nicht alle Leute sahen mit meinen Augen. Aus Berlin, wo ich meine Angelegenheit zu propagieren suchte, kehrte ich unverrichteter Dinge zurück. Auch in Hamburg fand ich keine Gegenliebe.

Mit diesen nutzlosen Versuchen, Anschluß zu finden, waren schon fünf volle Monate ins Land gegangen, als mir endlich wieder mein bester Freund, der Zufall, zur Hilfe kam. Eines Tages erhielt ich den Besuch eines mir wohlgesinnten Hamburger Herrn, der in England lebt und in Begleitung seines Bruders in meinem Etablissement auf dem Neuen Pferdemarkt eine Anzahl ungarischer Hirsche besichtigt und angekauft hatte. Nichts war natürlicher, als

daß ich den Gästen von meinem neueingerichteten Wildpark in Stellingen erzählte und sie einlud, sich die Anlage anzusehen. Draußen in Stellingen während der Besichtigung einiger frisch importierter Hirsche und Rehe erwähnte ich gesprächsweise meinen Plan. Ein Wort gab das andere, und ich führte schließlich aus, daß ich die ganzen Ländereien, die zwischen meinem Besitz und Hamburg lägen, zu einem sehr billigen Preise an der Hand hätte. Jetzt sei ich auf der Suche nach einigen Herren, die sich entschließen könnten, das Unternehmen mit mir gemeinsam in die Hand zu nehmen. Mein Vorkaufsrecht würde ich mit einem ganz minimalen Profit abgeben, und zwar unter der Bedingung, daß ich weitere Terrains für mich selber ankaufen könnte, um mein Lieblingsprojekt, einen Zoologischen Garten nach meinen eigenen Ideen aufzubauen, zu verwirklichen. Damit würden zugleich die ganzen Ländereien am schnellsten aufgeschlossen.

Nachdem ich mit meinem kleinen Vortrag zu Ende war, sah der eine der Gäste mich nachdenklich an und sprach die einfachen Worte: „Das scheint mir eine gesunde Sache zu sein. Für mein Teil habe ich 100 000 Mk. dafür übrig.“ Auf eine Anfrage von seiten seines Bruders erklärte auch der andere Herr, das Unternehmen mit der gleichen Summe betrauen zu wollen, auch sprach er gleich seine Ansicht dahin aus, daß es nicht schwer halten könne, eine kleine Gesellschaft für das Unternehmen zusammenzubringen. Nach weiteren acht Wochen war die ganze Angelegenheit perfekt geworden, ich selbst hatte mich verpflichtet, mein ganzes Unternehmen nach Stellingen zu verlegen und in die Spekulation selbst mit mindestens 150 000 Mk. einzutreten.

Nun begannen sich meine eigenen umfassenden Pläne zur Anlegung eines ganz neuartigen Zoologischen Gartens zu kristallisieren. Um mich an dieser Stelle kurz zu fassen, will ich nur sagen, daß der leitende Gedanke der war, die Tiere in größtmöglicher Freiheit vorzuführen und damit gleichzeitig zu zeigen, was die Akklimatisation zu tun vermag. Ich wollte den Tierliebhabern an einem großen, praktischen und dauernden Beispiel zeigen, daß es gar nicht nötig ist, luxuriöse und kostspielige Gebäude mit großen Heizanlagen einzurichten, um die Tiere am Leben und gesund zu erhalten, sondern

daß der Aufenthalt in freier Luft und die Gewöhnung an das Klima eine weit bessere Gewähr für die Erhaltung der Tiere bietet. Die Hauptanziehungskraft des geplanten Tierparks sollte in der neuartigen Unterbringung der Tiere zu suchen sein. Ein modernes Tierparadies sollte sich da aufbauen, wo jetzt noch nichts zu sehen war als Kartoffeläcker. Von einem gegebenen Punkte des Gartens sollte man die Tiere aller Zonen, in großen Abstufungen, und jede Art in einer ihrer Heimat angemessenen Umgebung, gleichsam frei sich bewegen sehen. Die Gemsen, Wildschafe und Steinböcke auf künstlichen Gebirgen, die Tiere der Steppen auf weiten freien Triften, die Raubtiere in unvergitterten Schluchten, nur durch einen Graben von den Besuchern getrennt. In der Mitte mußte sich ein Zentralgebäude mit großer Arena für Dressurzwecke erheben und daneben weite Räume für das, was man den Transitverkehr nennen könnte. Für einen Tierbestand, dessen Umfang sich für die nächsten Jahre kaum abschätzen ließ, mußte Unterkunft geschaffen werden. Während ich zehn Jahre vorher kaum 20 Stück jagdbares Wild in einem Jahre verkaufte, war die Zahl jetzt auf viele Hunderte angewachsen. Verkaufte ich in früherer Zeit jährlich 6—8 Kamele, so nannte man das einen großen Umsatz, jetzt war ich schon dazu gekommen, in 100 Stück einen kleinen Umsatz zu sehen. Wenige Jahre später bewältigte ich einen Auftrag auf 2000 Dromedare, die allerdings nicht erst den Weg über Stellingen zu nehmen brauchten. Der Verkehr mit Zebras war von 3—4 Stück auf 50 Stück im Jahre 1905 angewachsen. In anderen Tierarten dieselbe Erscheinung. Elefanten hatte ich allerdings schon in meinem alten Etablissement am Neuen Pferdemarkt in großer Zahl beherbergt, die höchste belief sich auf 20 Stück zu gleicher Zeit. Diesen Rekord brach Stellingen aber schon 1904, denn in diesem Jahre waren einmal 43 dieser Dickhäuter bei mir zu Gast.

Eine ungeheure Arbeit lag vor uns. Es galt, eine Wildnis in einen Kuruspark umzuschaffen, in einen Lustpark mit Wasserläufen und Gebirgsformationen, mit praktischen Tierhäusern und reinen Kurusgebäuden. Zunächst war es meine Aufgabe, die hart an meine Grundstücke grenzenden Ländereien nach und nach so billig als nur möglich zu erwerben. Mit etwas Geduld und kaufmännischem Ge-

schied hatte ich es denn auch in den nächsten drei Jahren dahin gebracht, 14 Hektar Grund mein eigen nennen zu können. Mein Grundstück in der Stadt wurde nach vielen Schwierigkeiten und allerlei Hindernissen von seiten einer hochlöblichen Bürgerschaft teils an den Staat Hamburg, teils an die Hamburger Vereinsbank verkauft. Nun waren wir in Stellingen festgewurzelt.

Endlich, im Oktober des Jahres 1902, waren die Pläne so weit gediehen, daß mit der Terrainbewegung, sowie mit dem Aufbau des großen Zentralgebäudes begonnen werden konnte. Bis zum Eröffnungstage mußten mindestens 40 000 Kubikmeter Erde bewegt werden, nur um eine landschaftliche Veränderung zu bewerkstelligen. Als die Arbeit begann, fiel der Blick über einen weiten Acker, auf dem weiter nichts als sechs Bäume standen. Ein kleiner Stab von Künstlern, Ingenieuren, Architekten, Landschaftsgärtnern und Arbeitern ging ans Werk, und der Platz glich alsbald einer Szene aus Aladins Wundergeschichten. Ich sah das Werk wachsen und werden, sah einen Plan nach dem andern reifen und Gestalt annehmen. Sichtbarlich traten nach und nach die Ideen in die Erscheinung, die ich lange in meinem Innern gehegt hatte. Im Stellingener Tierpark konnte man zuerst das niegesehene Schauspiel beobachten, wie afrikanische Strauße zur Winterszeit im freien ein Schneebad nahmen oder sich bei strenger Kälte lustig umhertummelten. Steinböcke, Gamsen und Antilopen brauchten das Leben der Gefangenschaft nicht mehr in den Niederungen zu vertrauern, sondern durften auf felsigem Grat lustig zur Höhe streben. Der König der Tiere bewegte sich frei, in stolzer Majestät in seiner weiten Grotte. Endlich, am 7. Mai 1907, nahte der Tag der feierlichen Eröffnung des Tierparks als Krönung vieler arbeitsreicher Jahre.

Und nun sitze ich hier und lasse meinen Blick über die weiten Gründe schweifen, auf denen es hin und her wogt von wißbegierigen Besuchern, weit drüben spannt sich eine zierlich geschwungene Brücke über die Landstraße zu jungfräulichem Grund, der sich dem Tierpark angegliedert hat. Und auch über diesen greifen die Gedanken schon hinaus mit neuen Ideen und neuen Plänen.

Zweiter Abschnitt.

I.

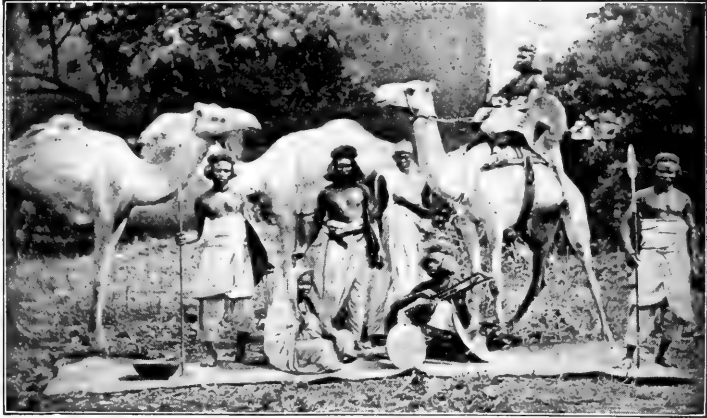
Vom Einfangen wilder Tiere.

Kein Handelshaus ist gezwungen, in einem so umfangreichen Maße praktische Geographie zu treiben wie eine Tierhandlung. Das Gebiet, auf welchem die Tierhandlung ihre Objekte auffuchen muß, ist die ganze Erde. In den afrikanischen Urwald, in die Dschungel Indiens und Ceylons, in die weiten Steppen Sibiriens und der Mongolei müssen Kundschafter entsandt werden, ihnen folgen die Weltreisenden und Jäger mit ihrem Stabe eingeborener Hilfskräfte. Anders als der Jäger, den nur die Lust am Sport treibt, muß der Vertreter der Tierhandlung zu Werke gehen — es gilt, das Wild lebend zu erjagen und den Tierbestand zu schonen, nicht ihn zu dezimieren. Die Zentrale daheim gibt dem Jäger eine ungebundene Marschrouten mit, an ihm ist es, auf unbetretenen Pfaden neue dankbare Jagdgebiete aufzusuchen. Der schwierigste Teil der praktischen Geographie, die getrieben werden muß, besteht in der Ermittlung von Verkehrswegen, auf denen die Beute lebend und gesund zivilisierten Gegenden zugeführt werden kann. Tief aus dem Innern unkultivierter Länder bewegt sich manche Tierkarawane wochen-, ja monatelang durch Steppe und Wildnis, und jeder Fußbreit eroberten Weges muß mit Verlusten bezahlt werden.

Bücher und Karten sind bei der Ermittlung unserer Arbeitsplätze nur in ganz beschränktem Maße zu verwenden, denn naturgemäß liegen die Fangplätze wilder Tiere weitab von allem Verkehr.



Singbadeje mit Ochsenfuhrwerk.



Arabier.



Feuerländer.



Feuerländer-Familie.

der kultivierten Welt. Unzivilisierte Völkerschaften, nicht weniger wild als die Tiere, die gefangen werden sollen, bilden häufig ein Hindernis. Unwirtliche Gegenden setzen mancher Expedition eine Grenze. Jeder Reisende, der aus fernen Ländern mit seiner Tierkarawane heimkehrt, wird zu einem lebenden Lexikon, das neue Aufschlüsse bringt. Abends beim Lampenschein, im Kreise der Freunde, die ihn hinausgesandt hatten, erzählt der heimgekehrte Weltreisende von seinen Erlebnissen und Abenteuern, von Kriegszügen und Sagen der Eingeborenen, von seltenen Tieren, die da und dort zu finden sein sollen, aber noch nicht gefunden sind, und manche kleine, zuerst unwesentlich scheinende Mitteilung gibt die Anregung zur Ausrüstung einer neuen Expedition in unerforschte Gebiete.

Als das Tierparadies par excellence, als eine der reichsten und unverfälschtesten Tierquellen ist der ägyptische Sudan zu bezeichnen. Das in Frage kommende Gebiet ist räumlich ein sehr ausgedehntes. Einer seiner besten Kenner, mein alter Freund und getreuer Mitarbeiter, der Weltreisende Josef Menges, sagt über dieses Gebiet: „Wenn man weit greift, so kann man dazu das ganze nordabessinische Tiefland rechnen, welches sich von Massaua bis zum oberen blauen Nil erstreckt. Das eigentliche Jagdgebiet bildet jedoch die Landschaft Taka und beginnt im Osten mit dem oberen Chor Baraka, um im Westen mit dem Oberlaufe des Rahad, einem Nebenflusse des Blauen Nil zu enden.“ Diese Ländereien bestehen vorwiegend aus buschdurchsetzten Steppen, aus denen sich malerische, felsige Bergstöcke erheben, die erst in Abessinien die Natur eines wilden Hochlandes annehmen. Aus der reichen Tierwelt, welche dieses Gebiet belebt, seien nur erwähnt, von Säugetieren: der afrikanische Elefant, das schwarze Nashorn, das Nilpferd, die Giraffe, der Löwe, Leoparden und Geparden, die gefleckte und die gestreifte Hyäne, Hyänenhund, Erdwolf, Honigdachs und der Sattelschafal, der Wildesel, der Kaffernbüffel, zahlreiche Antilopenarten, wie Pferde-, Kuh-, Kudu-, Beisaantilope, Wasserbock, Buschbock, Sömmering, Dorcas und arabische Gazelle, Klippsspringer und Zwergantilope; ferner das Warzenschwein, das Erdferkel, das Stachelschwein, der Hunds- und Mantelpavian, der Dschelada und Guerez-Affe. Reich ist die

Vogelwelt vertreten mit dem schnellfüßigen Strauß, dem Marabu, dem Sekretär, dem Gaukleradler und verschiedenen Geiern, dem Nashornvogel, Perl-, Frankolin- und Wüstenhühnern. Krokodile, Schlangen usw. vervollständigen den Bestand an Tieren, die zur Jagd geeignet sind.

Daß dieser Reichtum an schönen jagdbaren Tieren, darunter die Riesen der Tierwelt, von jeher die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen hat, ist begreiflich, und so gehören diese Gebiete sozusagen zum klassischen Boden des Tierfanges.

Viele Jahre war dieses Tierparadies geschlossen und der Engel mit dem flammenden Schwert, der die Pforte dieses Paradieses bewachte, war Abdullahi Kalifat el Mahdi, der falsche Nachfolger des ebenso falschen Propheten. Das Tierparadies erhielt seine Schonzeit. Das Betreten Mahdias bedeutete für den Europäer wie für Ägypter fast gewissen Tod, sicher lange Gefangenschaft. Dennoch würde man fehlgehen, in jenen Gegenden eine fanatische, unduldsame Bevölkerung zu vermuten. Nur die Machthaber übten einen blutigen Zwang aus. Und diese an Wild so überreichen Gebiete sind nicht etwa von Jägervölkern bewohnt, vielmehr sind die Eingeborenen durchweg entweder sesshafte Ackerbauer, die in den wenigen Städten des Landes nebenbei noch Handel und etwas Industrie betreiben, oder Nomaden, die mit ihren Herden von Weideplatz zu Weideplatz ziehen, die aus Strohmatten und Stäben gebauten einfachen Zelte und den wenigen Hausrat auf dem Rücken der Kamele mit sich führend. Eine gewisse Uebereinstimmung in der Lebensweise herrscht unter den Völkern des Sudan, trotzdem sie in verschiedene streng getrennte Stämme zerfallen. Man unterscheidet unter den mächtigeren die Djalin, Schukurieh, Dabaina, Hamran, Beni-Umer, Marea, Habab, Halenga, Hadendoa, die durch ihre Kamelzucht berühmten Ababdeh Bischarin und die Tadruri. Diese letzteren sind aus Darfur eingewanderte mohammedanische Neger. Alle diese nubischen Stämme, die ausnahmslos Anhänger des Propheten sind, zeigen auch in der äußeren Erscheinung eine auffallende Uebereinstimmung, nur die Djalin und die Tadruri bilden eine Ausnahme. Im Sudan lebt ein schöner Menschenschlag, die Glieder sind von seltenem Ebenmaß, und

stolz und aufrecht ist die Haltung des Körpers, aber die Leute sind nicht nur schön, sondern auch intelligent und gewöhnlich auch gutmütig. Ihr heißes Blut verleiht ihnen allerdings ein aufbrausendes Temperament. Mutig und kriegerisch sind alle, doch kommen blutige Fehden unter den einzelnen Stämmen jetzt nur selten vor, da die ägyptische Regierung Ordnung hält. In der Verteidigung ihrer Herden gegen wilde Bestien und auf der Jagd finden die Nubier Gelegenheit genug, Mut und Temperament zu bewähren.

Die Lebensweise unserer Nubier ist eine sehr einfache und regelmäßige. Während der Regenzeit werden einige dieser nomadischen Stämme an den Ufern des Setit, Atbara und des Basarlam sesshaft, friedlich weiden die Herden von Ziegen, Schafen, Buckelrindern und Kamelen, und in dem durchtränkten Boden wird Durra oder Negerhirse und Baumwolle gesät, die man an Nachbarstämme verkauft. Besser noch als auf Reisen läßt sich jetzt das Leben dieser freien Kinder der Natur beobachten und um so leichter, da eine ihrer vornehmsten Tugenden die Gastfreundschaft ist. Ein Stück altbiblischen Lebens spielt sich ab. Die einfachen Hausgeräte, wie Wasser- und Milchgefäße, Wasserschläuche aus Tierhäuten, Sandalen usw. werden „im Hause“ angefertigt. Die Frauen, denen überhaupt der größte Teil der Arbeit zufällt, flechten Strohmatte, sowohl grobe zum Hüttenbau als zierliche zum Belag der Betten. Auch feinere Arbeiten entstehen unter ihren Fingern, zarte Baumwollgewebe, die als Umschlagetücher Verwendung finden. In den wenigen Städten und Marktplätzen des Landes, wie Kassala, Kedarif, Doga, Galabat, findet man außerordentlich geschickte eingeborene Handwerker, die mit primitiven Werkzeugen Schilder aus Elefanten- und Büffelhaut, Lanzen, Schwerter, Messer, Sättel für Kamele und Pferde anfertigen. Unter diesen Schabraken findet man wahre Prachstücke, daneben werden feine Gold- und Silberarbeiten, wie Kaffeebecher, Arm- und Beinringe in filigran hergestellt.

Zweimal täglich nimmt der Nubier seine „Euchme“ zu sich, das Nationalgericht, das er entweder mit Milch oder mit „Mellach“ genießt. Euchme ist eine Art von Polenta aus Durra Korn. Die Sklavin, die in jeder „besseren“ Familie zu finden ist, zerreibt das

Horn auf der Murchaka oder dem Reibstein zu Mehl und läßt es in kochendem Wasser zu einem Brei gerinnen. Verkehrte Welt: die Fleischspeise, das Mellach, wird als Sauce serviert; man bereitet dieses Gericht aus Fleisch, das an der Sonne getrocknet und zu Pulver zerrieben, dann mit Butter und einer gedörrten Pflanze, deren arabischer Name Wefka ist, vermischt wird; das Ganze wird dann gekocht und mit Salz und rotem Pfeffer gewürzt. Diese Sauce wird über die Luchme gegossen und das Ganze in einer großen, hölzernen Schüssel auf dem Boden angerichtet. Familienmitglieder und Gäste kauern sich rings um die Schüssel und alle greifen mit einem frommen „Bismillah“, d. h. „in Gottes Namen“, zu. Wie in uralten Zeiten, so taucht auch heute noch jeder mit seiner reingewaschenen Hand in die Schüssel, formt sich ein Klößchen, kehrt es in der Sauce um und führt es zum Munde. Dies wiederholt sich so lange, bis die Schüssel leer oder alle gesättigt sind. Alsdann beginnt der für uns Abendländer so unglaublich lächerliche Ohrenschmaus. Die gute Sitte im Orient will es, daß jeder Gesättigte, um den Hausvater zu ehren, kräftig aufstößt und jedem Aufstoßen folgt ein lautes ehrenfestes „El Hamdulillah“, d. h. „Gott sei Dank“.

Bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, wie Hochzeiten und andern Familienfesten, wird ein Ochse geschlachtet und auf dem Flecke verzehrt. Der Talg wird an Ort und Stelle zum Einfetten der Frisur verwendet. Es ist ganz unglaublich, mit welcher Schnelligkeit das Tier geschlachtet, mit den krummen Messern abgehäutet, das Fleisch zerteilt, auf Kohlen geröstet und verzehrt wird, noch unglaublicher sind die Mengen, die von einzelnen Menschen genossen werden. Mit einem Büffel oder einer Giraffe wird auf der Jagd nicht viel Federlesens gemacht, der Schmaus wird auf der Stelle aufgetischt und nur Haut und Knochen bleiben übrig. Ich entsinne mich einer Flußpferdjagd am Atbara, bei der die Menge der hungrigen Eingeborenen aus benachbarten Ortschaften, es mögen wohl einige hundert Mäuler gewesen sein, das geschossene 4—5000 Pfund schwere Tier innerhalb zweier Stunden bewältigten. Die Scharen von Geiern, die sich auf dem Schauplatz der großen Schlächterei sammelten, erhielten nur noch die Knochen.

Trotz des friedlichen Charakters der Nubier muß es ganz natürlich erscheinen, daß sich ein großer Teil von ihnen zu kühnen Jägern herانبildet. Die Jagd ist für die Menschen, die in jene tierreiche Landschaft hineingeboren werden, gewissermaßen eine elementare Beschäftigung. An den zerrissenen Ufern der Ströme mit ihren dornigen, fast undurchdringlichen Urwäldern und in der Steppe, die in der Regenzeit einen 10—15 Fuß hohen Graswald darstellt, wandert der Elefant in Herden von 50—100 Exemplaren, zieht paarweise das schwarze doppelhörnige Rhinoceros, bewegt sich zu Hunderten die sanfte Giraffe, der wilde Kaffernbüffel und die flüchtige Antilope. Ihren Spuren folgen die Raubtiere. Der eingeborene Jäger kennt die Lieblingsplätze seines Wildes, dessen Fährte er mit dem Spürsinn des Naturmenschen auffindet. Der Scheu des Wildes setzt er seine List entgegen. Ganze Familien und Dörfer widmen sich der zwar gefährvollen, aber anreizenden und einträglichen Jagd und auf diese Weise haben sich förmliche Jägerkasten gebildet.

Die vornehmste unter diesen Kasten bilden die Schwertjäger oder „Agaghir“ (Plural von Agahr, Schwertjäger), welche sich selbst und nicht mit Unrecht für die Aristokratie ihres Standes halten, denn die von ihnen betriebene und fast nur in Taka übliche Jagd mit dem Schwerte erfordert Kühnheit, Gewandtheit und Geschicklichkeit. Die von den Schwertjägern angewandte Jagdmethode ist eine ganz eigentümliche und besteht im wesentlichen darin, daß die gut berittenen Jäger ihrem Wild durch einen Hieb mit dem scharfgeschliffenen Schwert die Knie- oder Achillessehne des Hinterbeines durchschlagen. Solange es sich nur um harmloses Wild, wie Giraffen und Antilopen oder Strauße handelt, ist diese Jagd ziemlich ungefährlich und erfordert nur gutes Reiten in dem zerrissenen und gefährlichen Gelände. Die Jagdpferde sind von abessinischer Rasse; kleine, aber kräftige und feurige Tiere, deren Temperament ganz demjenigen ihrer Reiter angepaßt ist. Die Jagd wird gefährlich, wenn es sich um wehrhafte Tiere handelt, wie den Kaffernbüffel, das Nashorn, den Löwen oder gar den Elefanten. Obgleich sich stets zwei bis vier Schwertjäger zusammentun, werden die Jäger dann leicht zu Gejagten.

Zur Jagd auf Elefanten ziehen nur die geübtesten Jäger

aus und zwar in kleinen Trupps von vier bis sechs Leuten, die vorzüglich beritten und so eng miteinander befreundet sind, daß sich in der Gefahr einer unbedingt auf den andern verlassen kann. Menges, der solche Elefantenjagden unzählige Male mitgemacht hat, pflegte den Hergang etwa in der folgenden Weise zu erzählen. Die Suche nach Elefanten beginnt damit, daß man die Wasserläufe und Tränkplätze, wohin das Wild des Nachts zur Tränke geht, genau untersucht. Finden sich die Spuren von Elefanten, dann wird die nicht zu verkennende Fährte sofort aufgenommen und eine lange, oft sehr ermüdende Suche beginnt. Der afrikanische Elefant ist sehr beweglich und ein gewaltiger Wanderer vor dem Herrn, oft vergehen viele Stunden, bis die Jäger Fühlung mit der Herde gewinnen. Freilich kommt es auch vor, daß dies überhaupt nicht geschieht und daß die beunruhigten Tiere den ganzen Tag und die ganze Nacht durch marschieren, ohne zu halten. Die Regel ist indessen, daß Elefanten bis gegen Mittag äsend durch den Steppenwald ziehen und während der heißen Stunden des Mittags rasten. Fast aussichtslos wird die Jagd, wenn die Elefantenherde sich in die dichten, die Steppen des Sudan durchsetzenden Dornenwälder oder „Kitter“ zurückzieht. Für die Schwertjäger hört dann jede Möglichkeit einer erfolgreichen Jagd auf. Zuweilen folgen die mit Büchsen bewaffneten Jäger, die mit den Schwertjägern gemeinschaftliche Sache machen, den Elefanten in diese afrikanischen Dschungel. Oft aber ist der Dorn so dicht und verschlungen, daß die Jäger schon selbst eine Elefantenhaut besitzen müßten, um in das Labyrinth eindringen zu können.

Wird die Herde auf günstigem Terrain angetroffen, so geschieht der Angriff derart, daß die Jäger die Herde anreiten, und den mit den besten Zähnen bewaffneten Bullen von seinen Gefährten zu trennen suchen. Der Elefant ist, durch eine vieltausendjährige Verfolgung gewöhnt, nicht nur vorsichtig, sondern auch furchtsam geworden und flieht, wenn sich nur ein Ausweg findet. Wird er jedoch gestellt, so verwandelt er sich in den entschlossensten Gegner, der sofort zum Angriff übergeht. Unter wütendem Trompeten, das die Pferde vor Angst ganz unbändig macht, stürzt er sich auf den Jäger, die nun ihrerseits fliehen. Mit Vorliebe greift der Elefant hellfarbige Pferde

an, Schimmel, die ihm bei seinem nicht sonderlich guten Gesicht zuerst auffallen. Einer der Jäger reitet demgemäß einen Schimmel und die Aufgabe dieses Reiters ist es, sich von dem Elefanten verfolgen zu lassen, er muß es jedoch so einrichten, daß er dicht vor dem wütenden Tier bleibt und seine ganze Aufmerksamkeit absorbiert, damit er nicht auf das achtet, was hinter ihm vorgeht. Die Kameraden des führenden Jägers jagen hinter dem verfolgenden und verfolgten Tiere her, bis der erste dem Elefanten auf zehn Schritte nahe gekommen ist. Jetzt springt er hurtig vom Pferde, eilt, das Schwert in den Händen, in langen Säßen hinter dem Elefanten her, bis er dicht an dem linken Hinterbein des Tieres angelangt ist. In dem Augenblick, da der Elefant das Bein auf den Boden setzt, faßt die scharfe, mit zwei Händen geführte Klinge nieder und zerhaut die Achillessehne, so daß das Tier durch Aussetzen des Fußknochens einseitig gelähmt wird. Natürlich dreht der verwundete Bulle sich nach dem Angreifer um, der sich jedoch nach vollführtem Hiebe zur Flucht gewandt hat, und nun ist die Reihe an dem ersten Jäger, der von seinem Schimmel springt, sich dem bereits halb gelähmten Tiere vorsichtig nähert und mit wuchtigem Hieb auch die Sehne des rechten Hinterbeines durchhaut. Das mächtige Tier ist nun völlig hilflos und der Gnade seiner Angreifer überlassen. Wurden die Hiebe kräftig genug geführt, so sind auch die großen Schlagadern durchschnitten und das Tier stirbt an Verblutung, oft freilich erst nach längerer Zeit, doch ohne besondere Schmerzen. Falls Gewehre zur Hand sind, gibt man dem besiegten Riesen den Gnadenschuß und für die Jäger beginnen nun Stunden emsiger Arbeit. Die Stoßzähne werden ausgebrochen und die Haut in einzelnen Stücken abgezogen, sie ist sehr geschätzt für die Anfertigung von Schildern, Schwertscheiden und zum Binden der primitiven Pflüge. Das Fleisch bleibt gewöhnlich eine Beute der Geier und Raubtiere, sind aber die Lager der Nomaden in der Nähe, dann zieht die gesamte Bevölkerung zum Kampfplatze, um das Fleisch zu bergen, das, in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet, ähnlich dem südamerikanischen Charqui, einen geschätzten Vorrat für die Regenzeit bildet.

für den Europäer hat auch die Jagd auf großes Wild alle

Schrecken verloren, im hohen Norden tritt er mit der größten Ruhe dem einst so gefürchteten Eisbären gegenüber und betrachtet ihn nicht anders, als er den Moschusochsen betrachtet, der ihm Proviant für die Küche liefern muß; in Afrika geht er dem Elefanten und dem Löwen bis auf wenige Schritt entgegen und ist imstande, diese Könige der Wildnis noch zu photographieren, ehe er ihnen den Garaus macht. Anders der Kampf der Eingeborenen gegen das größte lebende Tier der Schöpfung. Die Waffen der Jäger sind viel primitiver, als die mächtigen Waffen, die der Elefant führt. Diese Jagd, die einem Handgemenge gleicht, stellt große Anforderungen an die Geistesgegenwart, die Gewandtheit und den Mut der Angreifer. Stürzt ein Pferd, ein Fall, der in dem ausgedörrten, von tiefen Rinnen durchzogenen, von der Sonnenhitze gespaltenen Boden nur zu leicht vorkommt, so ist entweder der Mann oder das Pferd verloren. Nur die Entschlossenheit seiner Kameraden, die den Elefanten gemeinsam angreifen, kann den Jäger retten. Die Sudanesen behaupten, kein gewerbsmäßiger Elefantenjäger sterbe im Kreise seiner Familie, sondern alle endigten früher oder später unter den Zähnen und Füßen eines gejagten Elefanten.

In ähnlicher Weise wie der Elefant werden auch das Rhinoceros und der Büffel gejagt. Die Giraffe, die Antilope und der Strauß werden so lange gehegt, bis sie ermatten, bei der Schnelligkeit dieser Tiere eine schwere Aufgabe für Mann und Pferd. Selbst dem Löwen, dem Erzfeinde seiner Viehherden, geht der Hamraner Jäger kühn mit dem Schwert zu Leibe.

Die Reihe der Jäger könnte noch viel weiter verfolgt werden, hinab bis zu den Beduinen, geschickten Straußenjägern, die im Sudan Gastrollen geben, oder bis zu den großen europäischen Sportsleuten, die das Jagdgeschäft en gros betreiben. Doch soll hier in der Hauptsache ja nicht von der Jagd allein die Rede sein, noch weniger von Massenabschlachtereien, sondern vom *f a n g*, der die Tiere lebend in die Hand des Jägers liefert.

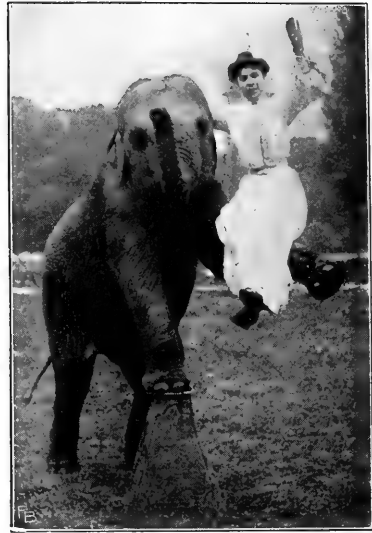
Morgenerwachen am Atbara. Ein leichter Wind kräuselt die Grassteppe, im hellen Licht der höhersteigenden afrikanischen Sonne



Ceylon-Hauptling.

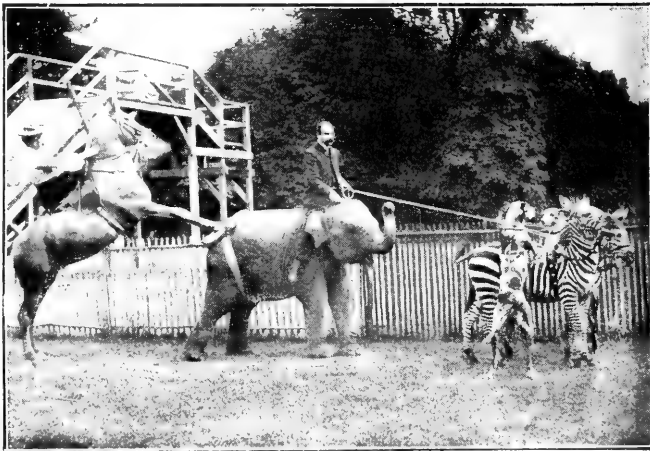


Hagenbeck's erster Zirkus.

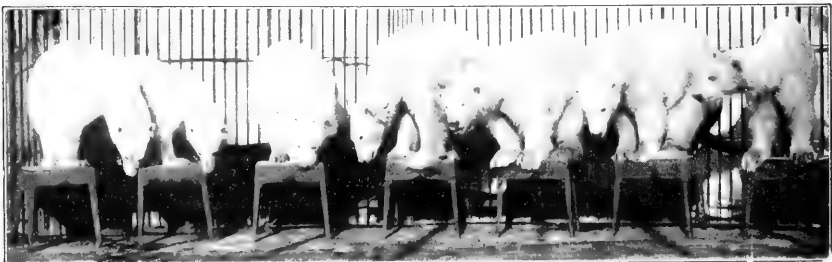


Dressierter Elefant.

Dressur-Leistungen.



Einstudierung einer „Effekt-Nummer“.



Dressierte Eisbären.

stehen die Bäume glanzübergossen. Im Uferdickicht lärmen unzählbare Schwärme von Vögeln, vom riesenhaften Marabu bis zum Schwälbchen, das über die Wasserfläche schießt. Ganz in der Ferne erhebt sich aus dem Wasserpiegel der ungeschlachte Kopf eines Sauriers — oder ist es eine Sandbank? Schon steigt die Hitze und Myriaden summender Insekten erfüllen die Luft. Auch in unserer Station, die nicht weit vom Flußufer entfernt liegt, wird es lebendig. In der weiten Seriba, die von einem aus Baumstämmen geschichteten Verhau umgeben und deren einziger Ausgang durch ein Dornengeflecht verschlossen ist, erheben sich die aus Stroh gebauten Hütten der Europäer und ihrer schwarzen Diener, die Ställe für gefangene Tiere und einige Verschläge für Vorrat.

Längst sind die Feuer, die über Nacht an verschiedenen Stellen der Seriba unterhalten wurden, um Raubtiere abzuschrecken, ausgelöscht und der Tag tritt in seine Rechte — der Arbeitstag. Gestern bei der Ankunft von Hagenbecks Jägern war alles eitel Lust und Freude. Alte Freunde wurden von den mit der Landessprache vertrauten Weißen begrüßt und in der landesüblichen Weise Geschenke entgegengenommen und gespendet. Reiche Gastgeschenke in Form von fetten Schafen, Hühnern, Eiern, Honig, Durrahmehl, großen Töpfen voll Merissa und Assalieu, das ist Durrahm und Honigwein, strömten in das Lager der weißen Männer, die sich ihrerseits auch nicht lumpen ließen und ihren dunklen Freunden eine Menge hochgeschätzter europäischer Artikel zum Geschenk übersandten. Darauf großes Freuden- und Willkommenfest auf der Station. Zuerst ein Schmaus, währenddessen die eßbaren Gastgeschenke zum größten Teile von den Schenkern selbst verzehrt werden. Dann Kriegstänze der Männer, die unter Trommelbegleitung und Geschrei mit Lanze, Schwert und Schild Scheingefechte ausführen, Gruppentänze anmutiger Frauen und Mädchen unter Händeklatschen, eintönigem Trommelflang und Beifallsgeheul. Ein Wettrennen auf flinken Reitdromedaren und Jagdperden bildet die *pièce de résistance*. Aber bis in die tiefe Nacht hinein wird beim Schein der Lagerfeuer getanzt und gejauchzt.

Die Empfangsfeierlichkeiten sind vorbei. Heute tritt das „Geschäft“ in seine Rechte. Slavinnen bereiten unter freiem Himmel

das Morgenmahl und auch die Tiere werden nicht vergessen. Ein reges Leben entfaltet sich. Bekannte, Eingeborene strömen ab und zu, manche aus bloßer Neugierde, andere um ihre Dienste als Jäger anzubieten und um Jagdpferde zu bitten. Jagdzüge werden besprochen, die Jäger mit Direktiven versehen, ausgerüstet und entlassen. Die Jäger ergreift das Jagdfieber, sie säumen keinen Augenblick, eilig kehren sie noch einmal ins heimatliche Dorf zurück und legen die letzte Hand an ihre Ausrüstung. Die Satteltaschen werden frisch gepolstert und die gewichtigen Schwerter scharf geschliffen, während Sklavinnen die Proviantschläuche mit Durrhamehl füllen. Wenn die Jagdgesellschaft hinauszieht, folgen ihr einige mit Wasser und Proviant beladene Kamele, sowie eine Herde Ziegen, die für die einzufangenden Tiere die Milch liefern sollen.

Der Fang der jüngeren Tiere durch die Schwertjäger geschieht hauptsächlich in der Weise, daß die Herden so lange gehezt werden, bis die schwächeren Jungen vor Mattigkeit zurückbleiben und sich von der Herde isolieren. Leicht können sie jetzt ergriffen und gefesselt werden. Bei Giraffen und Antilopen ist diese Jagdart ohne Gefahr, meistens auch bei Büffeln, da diese ihre Kälber schmäählich im Stiche lassen. Das begehrteste Wild, junge Elefanten und Rhinocerosse, ist auch am schwierigsten zu erjagen. Diese Dickhäuter verteidigen ihre Jungen hartnäckig und häufig kann man ihrer nur dadurch habhaft werden, daß man die Alten tötet. Wenn die Mutter auf das Geschrei des Kleinen zurückkehrt und sich zu einem Kampf auf Leben und Tod rüstet, wird ihr Tod zu einer traurigen Notwendigkeit. Auf diese Weise, lediglich durch Verfolgung und Abschneiden von der Herde, wurden in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts in Kordofan die ersten Giraffen gefangen. Im großen wurde dieser Fang jedoch erst betrieben, seitdem der dem Leser bereits bekannte *Cassano* die Schwertjäger in Taka zu Helfern gewann und durch ihre Vermittlung die ersten afrikanischen Elefanten als Gefangene erhielt. Die gefangenen Tiere werden mit aller Sorgfalt gepflegt, zu diesem Zwecke werden ja die Ziegenherden mitgenommen, damit frische Milch vorhanden ist; allein trotzdem geht ein großer Teil infolge der ausgestandenen Aufregung und Angst zugrunde, ehe die Station wieder

erreicht wird. Auf der Weiterreise geht wiederum eine Zahl der gefangenen Tiere ein und in der Regel gelangt kaum die Hälfte nach Europa.

Sehr geschickte Fallensteller und Fänger sind die Taururis. Ihre Hauptmasse lebt in Abessinien und betreibt die Jagd zu Pferde und mit Feuerwaffen. Die im Sudan lebenden sind jedoch besonders Fallensetzer und ihr Gebiet ist die niedere Jagd. Sie verstehen es vortrefflich, in Kasten und in aus Steinen gebauten Fallen Leoparden, Hyänen und die großen Paviane zu fangen, Stachelschweine und Erdferkel auszugraben oder des Nachts zu überlisten, und namentlich in sinnreich gearbeiteten Schlingen und Netzen Vögel aller Art, Sekretäre, Nashornvögel, Raubvögel bis herab zum Perl- und Frankolinhuhn zu fangen. Infolge dieser Vielseitigkeit gehören sie zu unseren geschätztesten Mitarbeitern.

Eine ganz besondere Stellung unter den Fängern nehmen die Hawati oder Wasserjäger ein, deren Wild das Nilpferd und das Krokodil ist. Alle sind ohne Ausnahme vortreffliche und kühne Schwimmer, die den Ungeheuern des Wassers sogar in ihrem eigenen Elemente zu Leibe gehen. Die Waffe dieser Jäger besteht aus der Harpune, die auf einem langen Bambus befestigt und vermittels eines langen, festen Seiles mit einem Schwimmer aus leichtem Holze verbunden ist. Die Jäger harpunieren ihr Wild zumeist vom Lande aus, namentlich um die Mittagsstunde, wenn die Krokodile auf den Sandbänken schlafen und die Nilpferde in stupidem Dämmern auf dem Wasser schwimmen. Das harpunierte Tier wird vermittels des Schwimmers an das Ufer gezogen und durch Lanzenstiche getötet — wo die Feuerwaffe noch nicht vorhanden ist. Für den Fang wird nur eine ganz kleine Modifikation angewendet. Auch die jungen Flusspferde werden harpuniert und an das Land gezogen, doch bedienen sich die Jäger einer besonders gebauten Harpune, die nicht tief eindringt, auch trägt man Sorge, daß die Verwundung nur leicht ist und bald heilt. Zu dieser Jagd gehört eine geübte und geschickte Hand, doch sind wenigstens drei Viertel der früher nach Europa gebrachten Nilpferde auf diese Weise gefangen worden.

Was von der Erlangung des großen Wildes gesagt wurde,

gilt im allgemeinen auch für die gefährlicheren unter den Raubtieren. Wohl kommt es vor, daß den Hirten auf ihren Streifereien ein junger Löwe oder ein kleiner Leopard, der sich verirrt, in die Hände fällt. Allein dies sind Zufälle. In der Regel müssen die Alten daran glauben und das bittere Blei aus der Büchse des Jägers kosten, wenn man die Jungen einfangen will.

Wenn man den volkstümlichen Anschauungen und den Wigblättern glauben dürfte, so genügte es, dem Löwen in der Wildnis einfach entgegenzugehen und ihm eine Tüte voll Pfeffer ins Gesicht zu werfen — worauf das Tier derartig nießen muß, daß man es in aller Ruhe fesseln kann. Will man Affen fangen, so genügt es, unter einem Baume ein Paar Stiefel anzuziehen und dieselben Stiefel, innen mit Leim beschmiert, dann einfach ins Gras zu stellen. Sofort steigt ein Affe vom Baum und zieht die Stiefel an, bleibt am Leim kleben und braucht von dem Jäger jetzt nur noch mit nach Hause genommen zu werden.

So leicht und so komisch spielt sich der Affenfang nun freilich nicht ab, obgleich gerade er viel des Interessanten bietet. In einem unserer frequentiertesten Jagdgebiete, den Uferlandschaften des Mareb oder Gasch ist der große, braune Pavian, der *Albarapavian* (*Cynocephalus Doguera*) Herr und Meister, doch die eigentlichen Herren und Meister sind wir selbst, die den Pavian aus seiner Herde herauslocken und gefangen nehmen, und nicht etwa, wie bei anderm Wild, die jungen Tierchen, sondern die Führer der Herde. Die schroffen, kahlen Granitfelsen, die in malerischen Partien durch das nubische Tiefland zerstreut sind, hallen wider vom Geschrei und Gegrünze dieser Paviane, die in Herden von hundert und mehr Individuen auf diesen Felsen nomadisieren. Der Nahrung halber steigen sie hinab in den die Ufer säumenden, dichten Dompalmenwald, oder statten auch den Durchapflanzungen der Eingeborenen höchst unwillkommene Besuche ab.

Eine unserer Stationen befand sich am Gasch, am Fuße der Berge von Sahanei und in unmittelbarer Nähe einer felspartie,

die man als eine Affenstadt bezeichnen konnte. Unterhalb des Felsens glitzerte wie Silber das trockene Bett des Gasch, denn der Gasch ist ein Regenstrom, der nur während einiger Monate im Jahr, in der Regenzeit, Wasser führt, aber den übrigen Teil des Jahres lediglich eine gewaltige Fläche blendenden Sandes bildet. Hier und da im Sande findet man natürliche Wasserlöcher, Stellen, deren harter Untergrund das Versickern des Wassers verhindert hat, daneben auch künstliche, durch Menschenhand offengehaltene Tränkstellen. In der Nähe unseres Lagers verengte sich das Flussbett durch eine vorgeschobene Felsenleiste auf fünf Meter Breite und hier fanden sich in kurzem Abstand mehrere Wassertümpel, die von den Affen als Tränkplätze benutzt wurden. Den ganzen Tag hörten wir das Streiten und Schnattern der Affen, wenn sie zur Tränke zogen, auch des Nachts wurden unsere Ohren von diesem Konzert verfolgt. Auf schmale Felsleisten hingekauert saßen ganze Familien oder auch, wenn man will, ganze Haremswirtschaften. Leise grunzt und quiekt es, Mütter lullen ihre Babies in Schlummer, und alte Herren brummen über die Störung. Plötzlich ein Kreischen und die ganze Herde bricht in ein wahnsinniges Geschrei aus. Sicherlich hat der ärgste Feind der Paviane, der schleichende Leopard, einen Einbruch versucht. Bei Tage konnte man aus nächster Nähe riesige alte Männchen bewundern, wahre Prachteremplare voll Kühnheit und Selbstbewußtsein, und der Wunsch ward rege, diese Herren etwas näher kennen zu lernen. Dazu war man ja schließlich ins Lager gekommen. Auf eine freundliche Einladung würden diese, mit Europens Höflichkeit noch unbekanntem, vierhändigen Gentlemen nicht reagiert haben, man mußte also zu geeigneten Mitteln greifen.

Eines Tages erscheint auf der Bildfläche unser alter Freund Abdalla Okutt, ein Straußenjäger vom Stamme der halb-wilden Basas. Er kam mit seiner Familie aus dem etwa dreißig Kilometer von uns entfernten, isolierten Gebirgszuge von Bitama, und war in unserer Seriba sehr willkommen, da er den Vorschlag machte, zunächst für uns einen Posten der großen „Hobei“ (Paviane) zu fangen, bis sich ein edleres Wild für ihn fände. Alles, was der Jäger zu diesem Zweck gebrauchte, bestand in einigen Netzen, einer

Anzahl von Stricken und Hilfe. Daß dem Gaste ein anständiges „Bachschisch“ für den Fang eines jeden großen Männchens versprochen wurde, versteht sich von selbst.

Hütet euch, arme Affen, einem Meister wie Abdalla Otkut könnt ihr nicht entgehen. Der Jäger ging sogleich ans Werk und verstopfte die sämtlichen Wasserlöcher des Gash mit Dornbüscheln — bis auf eines. Auf diese Weise waren die Paviane gezwungen, alle dieselbe Tränke zu benutzen, und zwar diejenige, an die auch unsere Tiere geführt wurden. Mit der größten Ungeniertheit nahmen die Affen unsern Vorschlag an, eine Folge unserer Geschäftspolitik, die es uns zur Pflicht gemacht hatte, die Tiere vorher nie zu stören oder zu beunruhigen. Sie hatten sich längst an unsere Anwesenheit gewöhnt. Nun hatten sie ihre Scheu soweit verloren, daß sie mit unseren Tieren zugleich an die Tränke gingen und, nur 50 Schritt von unseren Leuten entfernt, ihren Durst löschten. Um die Affen noch sicherer und vertraulicher zu machen, wurde in der Nähe des Wasserloches regelmäßig Durrha gestreut, welches die großen Männchen mit Bier annahmen; sie ließen überhaupt keines der kleineren oder schwächeren Tiere an den kostbaren Fund heran.

Während dieser heuchlerischen Freundlichkeit von unserer Seite wurde die Falle hergerichtet, die unsere Gäste zu Gefangenen und alsbald zu Emigranten machen sollte. Man darf sich unter dieser Falle keinen komplizierten Apparat vorstellen, sondern muß seine Ideen gewissermaßen auf eine primitive Urwaldsanschauung zurückschrauben. Die Falle besteht ganz einfach aus einer aus Baumzweigen geflochtenen Rotunde, die durchsichtig ist wie ein Käfig, und in ihrem Aeußeren dem Kegelförmigen Dach einer Eingeborenenhütte gleicht. Zuerst wird aus zähen Ruten ein Kranz von etwa zwei Meter Durchmesser geflochten, das Fundament. In diesem Kranz werden starke Stangen in Abständen von dreißig Zentimeter gesteckt, die an der Spitze zusammenlaufen und fest verbunden werden. Der ganze Kegel wird mit dünnen Zweigen und Stricken, die man aus der Rinde des Baobab dreht, verbunden und bildet dann einen ganz soliden Käfig von ziemlichem Gewicht. Wenigstens hatten unsere Leute schwer zu schleppen, um eine solche Falle vom Bauplatz nach der Fangstelle,

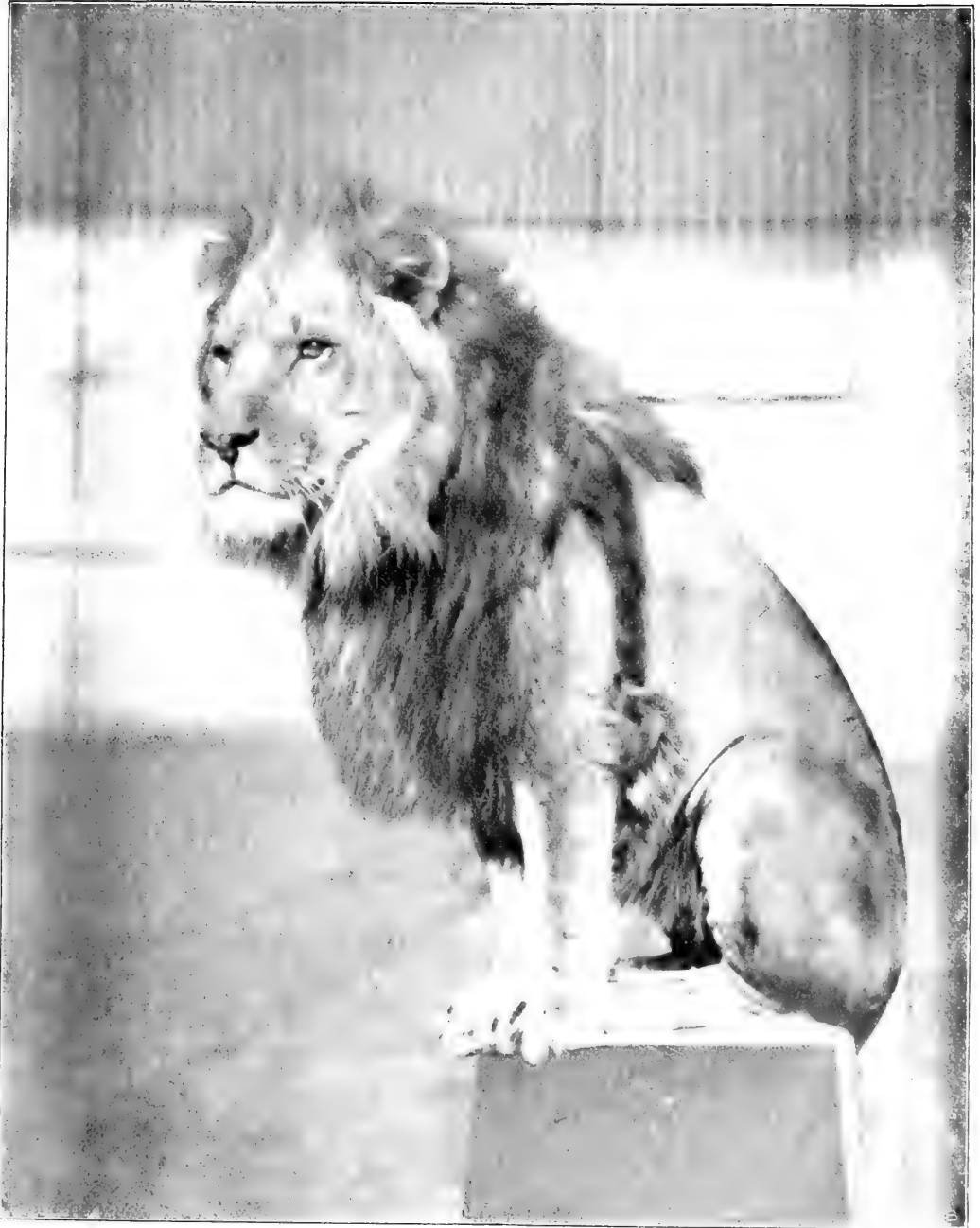
der Tränke im Gasch, zu schaffen. Auch das Aufstellen der Falle ist mehr als primitiv. Man stellt sie eben hin, hebt aber die eine Seite empor und stützt sie durch einen starken, in den Sand getriebenen Knüppel. Zunächst geht es aber noch nicht an den eigentlichen Fang, sondern es wird noch weiter geheuchelt. Man verstreut die täglichen Durthaportionen nicht mehr auf dem Sande, sondern legt sie in die Falle. Erst als die Tiere auch in die Rotunde gingen und sich hier seelenruhig ihr Futter holten, machte der Meister Abdalla Ernst.

Im Dunkel der Nacht wird ein langer Strick an dem Knüppel befestigt, der die Falle offen hält; der Strick wird im Sande verborgen und führt nach einem versteckten Platze, der die Aussicht auf den Fangapparat gestattet. Und nun kommt die Tragödie. Heiß brennt die Mittagssonne hernieder und ein Trupp durstiger Paviane eilt schnatternd zur gewohnten Tränke. Einige der stärksten Männchen, die sich das Monopol bereits erkämpft haben, eilen in die Rotunde und machen sich über den Schmaus her. Der Jäger sieht alles, wartet den günstigsten Moment ab — ein Ruck an dem Strick, die Falle schlägt zu Boden und drei große Affen sind gefangen. Die Szene, die nun folgt, ist urkomisch, fast dramatisch, und spottet jeder Schilderung. Einen Augenblick sitzen die Ueberrumpelten wie erstarrt, in ihren Augen glüht das Entsetzen, dann suchen sie auf allen Seiten nach einem Auswege und drehen sich dabei wie ebensoviele Kreisel. Die Herde draußen, nicht minder überrascht, ist im ersten Schrecken geflohen, nun kehrt sie zurück, sammelt sich in der Nähe und feuert die Gefangenen durch ohrenbetäubendes Brunzen und Schreien an, das Neufßerste zu versuchen. Die Kühnsten springen dicht an die Falle heran und führen ein erregtes Zwiegespräch mit den Gefangenen. Wahrscheinlich beraten sie sich über die Möglichkeiten der Rettung. Das wäre so etwas für den amerikanischen Professor Garner, der ja seit Jahren am Werke ist, mit mehr Phantasie als Wissenschaftlichkeit eine Affensprache zu konstruieren. Die Jäger lassen es aber natürlich nicht einmal bis zu einem Versuch einer Selbstbefreiung kommen; sobald die Falle geschlossen ist, eilen sie aus ihrem Versteck herbei, um zu verhindern, daß die Gefangenen,

die über große Körperkräfte verfügen, das Geflecht durchbrechen. Die Tiere versuchen dies sofort, nachdem sie zur Besinnung gekommen sind. Beim Anrücken der Jäger steigert sich die Angst der Gefangenen, die sich an den Holzstäben in die Höhe schwingen und buchstäblich mit dem Kopf durch die Wand zu gehen suchen.

Wie man sich denken kann, beginnt nun erst der schwierigste und gefährlichste Teil des Geschäfts: das Herausnehmen der Gefangenen aus der Falle. Die Jäger haben sich jeder mit einer langen, gegabelten Stange, der „Scheba“, versehen. Diese Gabelstangen spielen die Rolle von Laffos. Man stößt sie durch das Flechtwerk und sucht mit der Gabel den Hals eines Tieres zu fassen. Ist dies geglückt und jeder Affe mit einer Scheba zu Boden gedrückt, dann wird der Käfig aufgehoben, die Gefangenen werden gefesselt. Dies geschieht in sehr gründlicher Weise. Mit starken, aus Dompalmfasern geflochtenen Stricken wird das Maul gut verbunden, dann Hände und Füße gefesselt und der ganze Körper zur Sicherheit noch einmal fest in ein Tuch gewickelt, so daß der Gefangene schließlich aussieht wie eine zum Räuchern präparierte Wurst. Das Paket wird an eine Stange gehängt und von zwei Leuten im Triumph zur Station getragen.

Diese großen Affen haben starke Nerven — kein Wunder, sie rauchen, trinken und arbeiten nicht und leben immer in der Sommerfrische. Nach einer kurzen, freilich totalen Erschöpfung erholen sich die Tiere nach einigen Ruhetagen so völlig, daß ihre angeborene Frechheit wieder die Oberhand gewinnt. Wütend springen sie jeden an, der nur von ferne dem Käfig naht. Die großen Männchen, ihrer Paschawürde entkleidet, müssen in Einzelhaft gehalten werden, denn sie sind herrisch und unverträglich und gibt man ihnen Gesellschaft, so endet die Kameradschaft nach einem erbitterten Kampfe mit dem Tode des Schwächeren. Selbst Weibchen, die man ihnen zur Gesellschaft gibt, gehen ein, und zwar an Hunger, da der ungalante Gesellschafter das ganze Futter allein frißt. Dieser Futterneid, der bei Pavianen stark ausgeprägt ist, bildet auch die Ursache, daß meistens die stärksten Männchen gefangen werden, sie lassen eben keinen ihrer Untergebenen an den Köder heran. Höchstens gibt so



Зажм дрессierter Лёве



Beim Herrmann mit Sanberggruppe

ein Pascha seiner Favoritin die Erlaubnis, ihm in die Falle zu folgen, und schüchtern einige Brocken aufzulesen. Die Weibchen und Affenkinder, die auf diese Weise mitgefangen werden, läßt man gewöhnlich wieder laufen.

Menges, der viele solcher Affenstationen geleitet hat, und dessen Berichten ich hier folge, macht über die Paviane eine sehr interessante Bemerkung. Er kommt zu dem Schlusse, daß die Intelligenz dieser Affen nicht groß sein könne, und zwar auf Grund der folgenden Tatsache. Kaum jemals mag es vorkommen, daß ein Tier, das in eine Falle fiel und glücklich wieder aus ihr entkam, zum zweitenmal in dieselbe Falle geht, besonders, wenn sie so sichtbar aufgestellt ist wie die geschilderte Affenfalle. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß jüngere Affen in der gleichen Falle mehrfach gefangen worden sind. Ein junges Weibchen, mit einer starken Narbe an der Nase als „besonderes Kennzeichen“, wurde d r e i m a l gefangen und jedesmal natürlich in Gesellschaft eines anderen Gebieters. Die Jäger begrüßten die „Sitt“ (Frau) schließlich als eine alte Bekannte. Bei der dritten Begegnung verlor Meister Abdalla seine ganze männliche Galanterie, gab der Dame einen Denzettel mit der Nilpferdpeitsche und entließ sie mit einer ernstern Verwarnung. Ich weiß nicht, ob man aus diesem Vorkommnis mit Grund auf die mangelnde Intelligenz der Paviane schließen kann. Jedenfalls war die junge Dame ein sehr begehrenswertes Exemplar ihrer Sippe. Zweimal wurde sie Witwe und sofort erkor sie ein anderer Pascha zu seiner Geliebten. Ihm mußte sie folgen, wer Affen beobachtet hat, der weiß, wie sklavisch unterwürfig die Affinnen ihren gestrengen Herren sind, und nicht ohne Grund. Ungehorsam wird streng bestraft. Ging der Gebieter in die Falle und lud seine Favoritin ein, ihm zu folgen, so gab es keinen Ausweg.

Wenn der Fang der großen Paviane auch seine komischen Seiten hat, für die Fänger ist er keineswegs lustig und auch nicht ohne Gefahr. Ohne in die Enge getrieben zu sein, greift auch das stärkste Pavianmännchen zwar kaum einen Menschen an, der Umgang mit den frischgefangenen Tieren ist aber voller Gefahr. Ihre mächtigen Zähne messen sich mit denen des Leoparden und ihre

Körperkraft ist ganz gewaltig. Ernste Verwundungen der Fänger sind an der Tagesordnung. Gelingt es einem Affen, sich von seinen Fesseln zu befreien, dann geht es ohne Bisse nicht ab. Die halb-wilden Basas, deren Sproß unser Abdalla ist, kümmern sich indes nicht viel um die Gefahr, spielt doch der Pavian auf ihrer Speisekarte eine große Rolle.

Die Station füllt sich mit vierhändigen Gästen. In acht Tagen marschieren zweiundzwanzig große Männchen herein, alle aus der Affenstadt oberhalb des Lagers. Bald gewöhnen sie sich an die Gefangenschaft, wie sie vom ersten Augenblick an das Futter angenommen haben. Sie erhalten auch Besuch, denn ihre Gefährten draußen in der Freiheit haben die Gefangenen nicht vergessen. Nach der mittäglichen Tränke ziehen ganze Herden von Pavianen nach der Seriba, besteigen die sie umgebenden Dompalmen, und rufen unseren Gefangenen unverständliche Worte zu, die darauf mit Klage-tönen antworten. Eine wahre Affentragödie. Zuletzt artet die Unterhaltung stets in ein ohrenzerreißendes Konzert aus. Eines Tages sprang ein besonders Beherzter über den Dornverhau in das Lager und eilte auf einen Käfig zu, in welchem vielleicht sein Bruder oder sein Vater, vielleicht auch sein Onkel saß, unsere Dienerschaft jagte den Eindringling aber rasch hinaus, während „die Zuschauer“ draußen auf den Bäumen ein wütendes Geheul über diese Unhöflichkeit anstimmten.

Der Schauplatz des Affenfanges verwandelt sich aber auch zuweilen in ein Schlachtfeld, besonders, wenn es sich um eine Expedition gegen die großen silbergrauen Hamadrias handelt. Diese Art ist sehr angriffs-lustig und, da sie in ungeheuren Schwärmen auftritt, auch sehr gefährlich. Ernst Wache, einer meiner jüngeren Reisenden, erzählt von einer Hamadrias-schlacht in Abessinien, an welcher annähernd 3000 Affen teilnahmen. Schon die Art, wie diese Tiere den Kampf einleiten, hat etwas Schreckenerregendes. Sie sträuben die Mähne, fleischen die mächtigen Zähne und schlagen mit den Händen wütend auf den Boden. Dabei kommen sie bis auf wenige Fuß an den Gegner heran und fordern ihn zum Zweikampf heraus.

Der Fang dieser Tiere weicht nicht sehr von dem geschilderten ab. Auch hier wird die Falle in der Nähe der Tränke aufgestellt und mit Futter versehen. Die Falle wird aus fest in den Boden gefügten Stäben errichtet und diese Stäbe dicht mit dornigen Mimosenzweigen durchflochten. Dieses Haus, das entweder rund oder oval ist und in der Länge sechs, in der Breite vier Meter mißt, wird auf jeder Seite mit einer Falltür versehen, deren Schnur oben über das Tor hinweggeleitet wird bis zum Versteck des Jägers. Dieses zweitürige System hat seinen bestimmten Zweck. Die großen Affenarmeen, die sich zwischen den Felsen umhertreiben, zerfallen in einzelne Clans, deren jeder von einem Leitaffen geführt wird. Wenn sich eine Schar Hamadrias der Falle genähert hat, tritt der Leitaffe nicht mit ein, sondern hält an der Tür Wache, bis die Lieblingsweibchen und Jungen gefressen haben. Sobald ein Leitaffe sich selbst in die Falle begibt, wird er von einem andern abgelöst. Die hintere Tür ist aber offen und unbewacht und durch diese schleichen sich so viele Affen ein, daß die Falle sich schnell füllt. Plötzlich bricht ein heiserer Schrei aus tausend Kehlen, ein Tumult entsteht — die Falltüren haben sich geschlossen.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, erzählt Wache, daß eine Armee von 3000 Hamadrias sich auf die wenigen Jäger stürzte, die sich mit Schießwaffen und Knüppeln verteidigten, aber trotz aller Bravour zurückgeschlagen wurden und der Uebermacht weichen mußten. Die siegenden Affen behaupteten das Feld, öffneten die Falle und ließen die sämtlichen Gefangenen frei. Im Getümmel des Kampfes konnte man wahrhaft rührende Szenen beobachten. Ein kleiner Affe, der durch einen Knüppelschlag betäubt am Boden lag, wurde von einem großen Männchen gerettet und kühn mitten durch die Feinde hinweg in den Busch getragen. Eine Mutter, die bereits ein Junges auf dem Rücken trug, nahm noch ein zweites Baby auf, dessen Mutter erschossen worden war. Groß, wie die Liebe, die im Affenvölkchen herrscht, ist aber auch die Strenge. Die Leitaffen als Erzieher der Herde schalten mit grausamer Rücksichtslosigkeit und mißhandeln ihre Untergebenen mit geradezu sadistischer Wut.

Eine Niederlage der Jäger gehört indes zu den Seltenheiten.

Wenn die Falle geschlossen ist, ist das Schicksal der Gefangenen besiegelt. Die alten großen Männchen werden totgeschossen, die übrigen mit Mühe und unter Schwierigkeiten herausgeholt. Es nützt ihnen nichts, daß sie sich an den Wänden festklammern, sie werden herabgeholt und müssen sich bequemen, in einen zweiten zusammenlegbaren Käfig zu kriechen, den man vor die Falle stellt, nachdem man in diese ein Loch geschnitten hat. Die Eingeborenen suchen die Affen durch Hetzjagden in ihre Gewalt zu bekommen. Man verfolgt die Herden, nachdem sie in die Ebene hinabgekommen sind, um die in der Nähe der Dörfer befindlichen Durrafelder zu berauben. Bei dieser Verfolgung werden die jüngeren Tiere und die Mütter, die ihre Babies auf dem Rücken tragen, leicht müde und bleiben hinter der Herde zurück, so daß sie den Jägern zur Beute fallen.

Zurück zur Seriba am Utbara. Der Tag des Abschieds für dieses Jahr rückt heran. Ställe und Hof sind gefüllt mit gefangenen Tieren. Wären nicht viele der Gefangenen in Kisten und Kästen eingeschlossen, so gliche der Ort einem kleinen Paradiese. An Bäume angekettet sieht man junge Elefanten und Nilpferde, Giraffen und junge Büffel. Löwenkätzchen spielen im Grase und über sie hinweg springt in zierlicher Bewegung eine rote Meerkatze. In primitiven Holzkäfigen grunzen Schweine, fauchen Leoparden, schnattern Affen und lassen Vögel ihre Stimmen ertönen. Gravitätisch stolzieren Strauße durch den Hof. Was nicht von den Strapazen des Gejagtheits ermüdet ist, gewöhnt sich bald an die Gefangenschaft, und nur unsere schwarzen Freunde sind bedrückt, weil die Hagenbedeute für diesmal Abschied nehmen.

Endlich ist alles zur Abreise bereit und ein noch schwierigerer Teil als die Jagd beginnt, nämlich der Transport von der Station im Innern nach dem Einschiffungshafen am Roten Meere. Der Transport gefangener Tiere durch die Wildnis erfordert ungeheure Mühe und Umsicht, wenn die Reise gut verlaufen und mit der Ablieferung gesunder Tiere in Europa enden soll. Es ist ein förmlicher Feldzug. Alle Strategie muß aufgeboten werden, um den Troß von 150 Viechern und mehr als 100 beladenen Dromedaren,

ganz abgesehen von den gefangenen Tieren, sicher durch die wasserarmen Steppen und öden Wüstengebiete zu geleiten.

Der Mond ist aufgegangen und gießt sein Licht auf das erstarrte Sandmeer der Wüste hinab. Auf den Kämmen der Dünen liegt ein silbernes Flimmern, zu ihren Füßen klaffen dunkle Schatten. Ringsumher Einsamkeit. Aus weiter Ferne klingt das heisere, unheimliche Lachen einer Hyäne. Gleich einer Schlange windet sich unsere Karawane über die weiten Sanddünen abwärts und aufwärts, mit wiegendem Schritt schreiten die Dromedare eins hinter dem andern her, dazwischen marschieren, ein phantastischer Anblick, Strauße, Giraffen, Elefanten und Büffel — und seltsame Schatten ziehen zur Seite mit der Karawane über den hellen, glitzernden Sand. In diesen Gegenden ist die Nacht des Menschen Freund. Die Umgebung des Roten Meeres ist von alters her wegen ihrer Hitze verufen, im Sommer hält sich das Thermometer fast beständig auf 45 Grad Celsius im Schatten, auch nachts tritt kaum eine merkliche Kühlung ein, aber die Sonne steht wenigstens nicht am Himmel, die bei Tage mit unbarmherziger Glut auf das ausgedörrte Land und die kahlen, felsigen Berge niederbrennt. Die ärgsten Feinde, die sich dem Marsche entgegenstellen, sind deshalb auch die hohe Temperatur und der Wassermangel. Der ersten Gefahr sucht man durch Nachtmärsche zu begegnen, der zweiten durch die sorgfältigste Fürsorge.

Kurz vor Sonnenuntergang bricht die Karawane auf und jeder begibt sich an den ihm zugewiesenen Platz. Die großen Tiere werden von Dienern geführt, eine Giraffe von drei Leuten, ein Elefant von zwei bis vier, eine Antilope von zwei und ein großer Strauß ebenfalls von zwei Mann. Kleinere Tiere, junge Löwen, Leoparden, Affen, Schweine, Vögel, befinden sich in primitiven, schon am Fangplatze selbst hergestellten Käfigen, deren zwei bis drei von je einem Dromedare getragen werden. In der Mitte des Zuges bewegt sich schwerfällig eine Gruppe von Dromedaren, von denen immer ein Paar zusammengeloppelt ist. Zwischen den beiden Tieren hängt eine mächtige, aus Stäben gezimmerte und mit Riemen von roher Haut verknötete Kiste — ein Käfig, in welchem sich ein junges Nil-

pferd befindet. Ueber die Packsättel der beiden Dromedare sind zwei starke Stangen gelegt und an diesen hängt der Käftig, der mit seinem Inhalten mindestens 300 Kilo wiegt. Für jeden einzelnen dieser vornehmen Reisenden sind 6—8 weitere Dromedare nötig, sie bilden seine besondere Dienerschaft und tragen das Wasser, welches so ein Nilpferd auf der Reise ununterbrochen nötig hat. Auch für das Bad, welches dem Tiere in einer Wanne aus zusammengebundenen, gegerbten Ochsenhäuten an jedem Tag während der Rast bereitet wird. Im Troß der Karawane wandern ganze Herden von Ziegen und Schafen, ihre Zahl geht in die Hunderte. Die Mutterziegen liefern frische Milch für alle die Tierbabys, die sich beim Transport befinden, die übrigen sind Schlachttiere zur Nahrung für unsere Fleischfresser. Das Ganze gleicht einem gigantischen, wandernden Haushalt. Auch die vielen Menschen des Zuges müssen ja befriedigt werden, sie erhalten täglich eine bestimmte Ration Durrhamehl, das lange vor Aufbruch der Karawane von den Sklavinnen auf Vorrat gemahlen wurde, auch erhalten sie frisches Fleisch in Form von Schafen und jungen Ochsen, die man von begegnenden Nomaden erhandelt. An den Ruhetagen wird auch die Jagd eifrig betrieben, um den Lagerproviand zu ergänzen. Die Hauptsache aber bleibt das Wasser, von dessen Vorhandensein das Leben aller abhängt.

Die Karawane zieht so schnell, wie es die verschiedenen Gattungen der Tiere gestatten wollen, dahin. Einige Stunden wird marschiert, dann gerastet, die Tiere werden gefüttert und getränkt, dann geht's weiter bis zum Morgen. Eine Stunde nach Sonnenaufgang sucht die ganze Karawane nach Ruhe im dürftigen Schatten von Mimosen oder Akazien, oder auch unter dem künstlichen Schutze aufgespannter Matten, die freilich gegen das sengende Sonnenlicht wenig ausrichten können. Die Tränkplätze in der Wüste sind nur spärlich vorhanden, und werden sie erreicht, was immer mit der Gewährung eines besonderen Ruhetages verbunden ist, so kann man sie häufig durchaus nicht ohne weiteres in Besitz nehmen. Nomadentämme haben den Platz mit ihren Herden schon besetzt, ein Streit entspinnt sich und schon greifen die wilden Söhne der Wüste zu den

Waffen, als der Führer der Karawane die Sache durch ein „Bachschisch“ beilegt. Zwischen einzelnen dieser Tränkplätze liegen Entfernungen von 100 Kilometern, und da solche Strecken beim Marsche mit gefangenen Tieren 3—4 Tage beanspruchen, so müssen große Quantitäten Wasser in Schläuchen aus Ziegen- und Ochsenhaut mitgeführt werden. Das kostbare Naß, welches diesen Wasserlöchern entnommen wird, besitzt kaum das Ansehen wirklichen Wassers, es ist eine fürchterliche Brühe, und doch hängt an ihr unser aller Leben. Nicht weniger als 30—40 Dromedare sind damit beschäftigt, der Karawane das Wasser nachzuführen oder mit ihm voranzuziehen.

Trotz der sorgfältigsten Pflege gehen viele Tiere auf dem Transport zugrunde. Die furchtbare Hitze, die im Hochsommer im südlichen Teile des Roten Meeres herrscht, bringt selbst solche Tiere um, die in jenen Gegenden zu Hause sind und sozusagen ohne Bedachung leben. Starke Pavianmännchen werden vom Hitzschlag betroffen und gehen nach einer halben Stunde unrettbar ein. Sicherlich nehmen aber die Tiere schon eine Disposition zu allerhand Schwächen mit auf die Reise. Die während der Jagd und des Einfangens ausgestandene Angst mag ihnen noch in den Gliedern stecken, vielleicht ruht auch der Aufenthalt im Käfig und das Ungewohnte des Transports zuerst einen permanenten Erregungszustand hervor. Die Tiere, mehr noch als die Menschen, bilden die stete Sorge des Karawanenleiters, der es trotz aller Sorgfalt nicht verhindern kann, daß ein Teil der Tiere am Wege zurückbleibt. Selten wird die Sorge um das Wohlergehen des Ganzen durch heitere Intermezzi unterbrochen. Ein solches Intermezzo ereignete sich eines Tages beim Durchzug eines nordabessinischen Tales. Als die Karawane, kurz vor Sonnenuntergang, an einer Tränkstelle Halt machte, traf sie dort mit einer großen Herde von Mantelpavianen zusammen. Das Bellen und Grunzen dieser Tiere erregte die Aufmerksamkeit unserer gefangenen Paviane, die sich alsbald in ihren von Dromedaren getragenen Kisten durch grunzende Zurufe bemerkbar machten. Die Mantelpaviane rückten darauf ohne Scheu dicht an ihre gefangenen Genossen heran und verloren sich auch dann nicht, als die Karawane ihren Marsch fortsetzte. Wenigstens eine halbe Stunde

hielt die Herde, die sich auf beiden Seiten an den Berghängen fortbewegte, mit uns Schritt und führte dabei mit ihren gefangenen Brüdern ein ununterbrochenes Gespräch. Dann und wann sprang ein kühner Achilles oder Aeneas bis auf 20 Schritt an die Käfige heran, stellte sich auf einen Steinblock und hielt eine wütende Ansprache — vielleicht forderte er die Gefangenen auf, ihre Kästen zu zerbrechen — die kühnen Freiheitshelden mußten aber bald den Steinwürfen unserer Kameltreiber weichen. Und als die Nacht herabsank, verloren sie sich zwischen den Felsen.

Endlich, nach einer anstrengenden Reise von 35—40 Tagen, erreicht die Karawane oder das, was von ihr übrig geblieben ist, den Hafenplatz am Roten Meer. An den Brunnen außerhalb der Stadt schlägt die bunte Gesellschaft ihr Lager auf und wartet, bis einer der den Platz periodisch anlaufenden Dampfer erscheint und die ganze Gesellschaft nach Suez mitnimmt. In Suez erfolgt die Umladung auf einen der von Indien oder Ostasien kommenden Dampfer, möglicherweise wird auch die ganze, umfangreiche Sammlung Tiere mit der Eisenbahn nach Alexandrien geschafft und von dort nach einem Mittelmeerhafen, Triest, Genua oder Marseille, verladen. Erst nach weiteren Eisenbahnfahrten von unbestimmter Dauer, bis nach Hamburg etwa neun Tage, kommen die Tiere und ihre Führer endlich zur Ruhe. Seit dem Ausbruch vom Lager am Atbara oder am Gash sind beinahe drei Monate verflossen, ehe die Emigranten aus dem afrikanischen Urwald wieder in „geordnete Verhältnisse“ kommen.

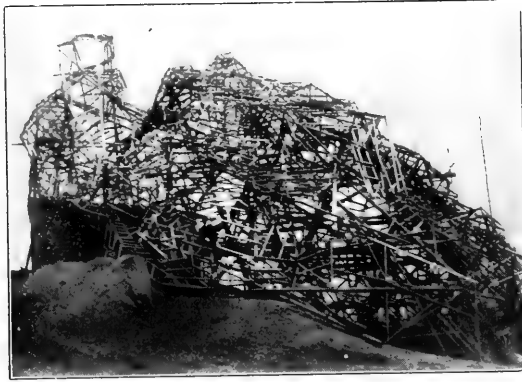
In unserem Tierparadies im Sudan hat sich in der langen Abschließung durch den Mahdi gar manches verändert. Als Lord Kitchener mit seinen siegreichen Truppen vor Omdurman erschien, dröhnte innerhalb der Stadt noch die dumpfe Kriegstrommel des Kalifen. Aber er wartete den Einzug des Siegers nicht ab, sondern entfloh. In den Bergen von Kordofan hat er noch eine Zeitlang als Räuberhauptmann gelebt und ist dann im Kampfe gefallen. Unter denen, die im Gefolge Kitcheners in Omdurman einzogen,



Hagenbeck's Zirkus auf der Weltausstellung in St. Louis.



Links: Bailey (von Varnum & Bailey), in der Mitte: Mehrmann, rechts: Hagenbeck an den Niagarafällen. (1885).



Felsenkelett.



Im Hochgebirge.



Pfui, das Wasser ist naß, ich mag nicht baden!

befand sich auch Slatin Pascha, der mutige Oesterreicher, der zehn Jahre lang ein Gefangener des Kalifen war. Ein Sklave, mit kahlgeschorenem Schädel und bloßen Füßen, mußte er, der früher Gouverneur einer Provinz gewesen, zehn Jahre lang neben dem Pferde des Tyrannen herlaufen. Ebenso, wie es entstanden, gleich einer fata Morgana, ist aber das Reich des Mahdi wieder vergangen — ein Stück mittelalterlicher Romantik mitten in unserer Zeit, einer Romantik leider, die den Sudan förmlich entvölkert hat.

Langsam sind unter ägyptisch-englischem Regime geordnete Verhältnisse zurückgekehrt. In den Gebieten indes, die für uns in Betracht kommen, hat sich vieles, und zwar auf traurige Weise, verändert. Der reiche Wildbestand, den ich schilderte, ist kläglich zusammengeschrumpft, man findet dort heute nicht mehr den zehnten Teil des Wildes, den das Land vor dreißig Jahren barg. Der Elefant findet sich nur noch in kleinen Trupps, das Rhinoceros ist fast vollständig ausgerottet, die Giraffe ist nördlich vom Takassieh ein seltenes Tier geworden, die früher so zahlreichen Antilopen sind aus vielen Gegenden ganz verschwunden, und der Büffel ist zu Tausenden der Kinderpest zum Opfer gefallen.

Die Schuld an dieser traurigen Verwüstung des Tierbestandes tragen mittelbar und unmittelbar die Mahdistenkriege. Durch die Vernichtung der ägyptischen Herrschaft im Sudan sind die eingeborenen Stämme in den Besitz von Tausenden moderner Hinterlader gekommen, die, soweit die immerwährenden Kriege und Fehden dazu Zeit ließen, auch auf der Jagd Verwendung fanden. Dies allein hätte einen so starken Rückgang des Wildbestandes aber noch nicht verursachen können. Während die Schatzkammern des Mahdi sich bis zum Bersten füllten, wurde die Bevölkerung seines Reiches von Hungersnöten förmlich dezimiert. Als die Truppen des Mahdi in dem total ausgefogenen Sudan nichts mehr zu Plündern fanden und selbst zum Verhungern verurteilt schienen, wandten sie sich gegen das Wild, und ein erbitterter Kampf um Fleisch begann. Ganze Heeresmassen, besonders der Baggara-Araber vom Weißen Nil, die ebenso berühmte Jäger sind, wie die Schwertjäger des Ostsudans, errichteten Lager in unseren Jagdgebieten und knallten das Wild in

Masse nieder. Auch die Grenznachbarn der Sudanesen, die Abessinier, die von dem gleichen Schicksal befallen wurden, haben auf dieselbe Art gehaust und als tüchtige Geschäftsleute besonders dem Elefanten nachgestellt, der neben seinem Fleisch ja auch noch das wertvolle Elfenbein hergab. Der Fürst der Grenzprovinz Ermetscho erlegte mit seinen Truppen, die ein wahres Kesseltreiben veranstalteten, an einem einzigen Tage 56 Elefanten. Es war eine förmliche Schlacht mit Verlusten auf beiden Seiten, denn auch zwanzig abessinische Krieger blieben auf dem Platze, die freilich fast alle durch die verirrtten Kugeln ihrer Kameraden niedergestreckt worden waren.

In Abessinien, wo es auf Menschenmaterial nicht anzukommen scheint und wo alle in der Wildnis lebenden Tiere als kaiserliches Gut angesehen werden, pflegt man die Jagd überhaupt in großem Stil zu betreiben. Davon gibt ein typisches Bild die Zebrajagd, die in meinem Auftrage von einem meiner Reisenden mitgemacht wurde, waren doch die einzufangenden Tiere für uns bestimmt. Mit ihren Anführern waren nicht weniger als etwa 2000 Soldaten zur Stelle, die als Treiber fungierten. Ein ungeheures Terrain, dessen Basis ein ausgetrocknetes Flußbett bildete, wurde zuerst umstellt und immer enger eingeschlossen, so daß die Tiere gezwungen waren, sich dem Flußbett zu nähern. Von den hohen felsigen Ufern sprangen sie ohne Besinnen in den sandigen Flußlauf hinab, aus dem es kein Entrinnen gab, denn die jenseitigen Ufer bestanden aus steilen Felsen, während rechts und links am Laufe des Flusses Wachen aufgestellt waren. Nachdem die Tiere derart abgeschlossen waren, entwickelte sich ein wahrhaft barbarisches Schauspiel. Auf einen Wink der Führer stürzten sich die mit Stricken bewaffneten Soldaten, weit über 1000 Mann, mitten unter die wütend um sich schlagenden Zebras, die nach einigen Stunden von der Uebermacht bewältigt wurden — allerdings, nachdem 33 Menschen totgeschlagen und schwer verletzt worden waren. Die Tiere wurden gefesselt und mit Stricken an allen vier Beinen fortgeführt. Als kaiserliches Gut wurden die Zebras einfach in die Hütten der Eingeborenen geführt, die außerdem von den Soldaten ohne weiteres zur Dienstleistung herangezogen wurden. In den Hütten pflöckte man die Tiere an allen vier Beinen an, und

in wenigen Tagen hatten sie sich so weit beruhigt, daß man sie ohne große Sicherheitsmaßregeln fortführen konnte. Es handelt sich hier um das wundervolle Grevyzebra, welches einen vorzüglichen Charakter besitzt und bei richtiger Behandlung leicht zum Haustier gemacht werden kann. Da es außerdem eine harte, wetterfeste Natur besitzt, so steht ihm in den Kulturländern eine große Zukunft bevor. Viel wilder und schwerer zu zähmen ist das Kilimandscharozebra, dessen störrische Art mehr an den Esel gemahnt.

Im Sudan haben wir nicht nur das Wild, sondern auch unsere Freunde und Helfer, die eingeborenen Stämme, in völlig veränderten Verhältnissen wiedergefunden. Manche freilich sind ganz verschwunden oder bis auf kümmerliche Reste dezimiert worden. Kriege, Hungersnot, die Blattern und die Cholera haben derart gehaust, daß beim Untergang Mahdias 1908 kaum mehr als 10 Prozent der ursprünglichen Bevölkerung übrig geblieben war. Der berühmte stolze Stamm der Hamran, der die besten Schwertjäger hervorbrachte, war bis auf 20 Leute zusammengeschmolzen, von den Schwertjägern überhaupt keiner übrig geblieben, so daß diese kühne, ritterliche Jagdart der neuen Generation nur noch durch die Erzählung der alten Leute bekannt ist. Auch die Wasserjäger oder Hawati gehören der Vergangenheit an. Allgemein wird die Jagd nunmehr mit dem Gewehr ausgeführt, und wenn auch die Jagdart im allgemeinen die gleiche geblieben ist, nämlich indem man den Alten ihre Jungen abjagt, so ist es doch klar, daß der weittragenden Kugel die alten Tiere viel zahlreicher zum Opfer fallen, als früher mit primitiveren Waffen.

Neben dem Abjagen der Jungen regiert beim Tierfang die Falle und die Fallgrube, nachdem man die Tiere auf ihrem gewohnten Wechsel beobachtet hat. Das Nilpferd, zum Beispiel, kommt den Jägern entgegen durch seine Gewohnheit, das Junge vor sich hergehen zu lassen. Der Zweck dieser Maßregel springt leicht in die Augen: nach hinten ist das Tier durch seine eigene dicke Haut geschützt und vorne kann es die Gefahr, die dem Jungen etwa drohen sollte, übersehen. Auf dem Wechsel des Tieres, den man ausgekundschaftet hat, wird eine Grube gegraben und durch Zweige gut verdeckt. Die

Nilpferdmutter liebt ihr Kind ebenso sehr wie jede andere Mutter; wenn es aber im Urwald, ohne daß irgendeine Gefahr sich irgend angekündigt hätte, plötzlich vor ihren Augen versinkt, bekommt sie einen solchen Schreck, daß sie ihr Kind im Stiche läßt und das Weite sucht. Wenn alles gut geht, ist die Beute jetzt dem Jäger sicher. Einmal nach dem glücklichen Fang eines jungen Tieres kamen die Eingeborenen unserm Jäger freudestrahlend entgegen und riefen ihm frohlockend die Botschaft zu: „Bana kiboko makufa!“ (Das Nilpferd ist tot), es war nämlich vor Aufregung eingegangen, worauf dem Jäger nichts übrig blieb, als die Antwort: „Nakula kiboko!“ (Freßt es auf.) Diese Erlaubnis hatten die Eingeborenen erwartet, und daher ihre Freude über den Tod der Jagdbeute. Zuweilen, wenn man das Tier eine Nacht in der Grube zurücklassen muß, mischt sich auch Simba, der Löwe ein, so daß am andern Morgen in der Fallgrube nichts mehr zu finden ist als Haut und Knochen.

Geht indes alles gut von statten, dann wird schleunigst eine Palisade um die Grube gebaut und über diese hinweg eine Schlinge zwischen Vorderbein und Brust des jungen Tieres hindurchpraktiziert. Nilpferde schwitzen, wenn sie erregt sind, eine schlüpfrige Flüssigkeit aus, deshalb muß die Schlinge zwischen den Beinen hindurchgeführt werden, um das Abgleiten zu verhindern. Ist dies bewerkstelligt, dann wird das Tier mit Hilfe von wenigstens 20 Mann einige Zoll gehoben, sechs andere Leute springen in die Grube, fesseln Hinter- und Vorderbeine und binden dem Tiere das Maul zu. Mit diesen Tieren darf man nicht spaßen, Nilpferde sind dumm und boshaft, und ebenso angriffslustig, wie sie stark sind. Ganz anders das Nashorn, das, einmal an seinen Pfleger gewöhnt, der Karawane wie ein Hund folgt. Nachdem man sich des Nilpferdes auf diese Weise versichert hat, werden die Palisaden auseinandergebrochen und ein schräger Gang in die Grube gegraben. Eine Tragbahre aus starken Knüppeln und Zweigen wird geflochten, das Tier daraufgelegt und auch von oben her durch Zweiggeflecht gesichert. Nun beginnt der Transport durch den Sumpf oder Urwald zum nächsten Fluß, wo ein Eingeborenenfahrzeug den Gefangenen zunächst aufnehmen soll. Eine Bahn muß durch den Busch gehauen werden, und mühsam

folgen die Träger. Das Junge, das vielleicht zwei bis drei Jahre alt ist, wiegt seine 1000 bis 1200 Pfund und die korbartige Bahre ebensoviel. Auf der Station oder an einem andern beliebigen Platz wird das Tier zuerst an die Gefangenschaft und an das Futter gewöhnt, ehe es nach Europa verschifft wird.

Das Gebiet der Expeditionen in fremde Länder ist so reich an Erlebnissen und Erfahrungen, daß es sich nur streifen läßt. Nicht nur Afrika, sondern alle anderen Erdteile werden nach Tieren, und womöglich nach neuen Tierarten, durchgekundschaftet. Die Verhältnisse, unter welchen solche Expeditionen arbeiten, sind grundverschieden und hängen vor allem vom Klima, von Land und Bevölkerung ab. Für den, der Expeditionen zum Tierfang in ferne Länder entsendet, ist Wagemut die erste Bedingung. Wie manche Reisegesellschaft kommt nach monatelanger Abwesenheit mit leeren Händen heim. Das Feld der Tätigkeit war erreicht worden, man hatte gearbeitet und eine wertvolle Tierammlung zusammengebracht, aber auf der Heimreise ging alles zugrunde.

In der Stille des Bureaus hatte ich mir vor einigen Jahrzehnten ein damals neues Gebiet ausersehen, das Feuerland, wo so viele interessante Wasservögel, unter ihnen verschiedene Arten von Pinguinen zu Hause sind; auch in ethnographischer Beziehung mußte sich da unten eine reiche Ausbeute gewinnen lassen. Dem Gedanken folgte bald die Ausführung, und ein in verschiedenen Ländern bewährter Reisender machte sich auf den Weg. Punta Arenas wählte er sich zu seinem Standquartier. Trotz aller Bemühung wollte es dem erfahrenen Manne nicht gelingen, die ersehnten Vögel lebend zu fangen. Dagegen hatte er eine glänzende ethnographische Sammlung zusammengebracht. Als er mit dieser von seiner Tour durch verschiedene Inseln nach Punta Arenas in seinem Segelboot zurückkehrte, zog ein drohendes Unwetter auf. Der Reisende, um seine große und kostbare Sammlung und schließlich auch um sein Leben besorgt, gab dem Spanier, welcher das Boot führte, den Befehl, sofort zu landen. Aus irgend einem Grunde, sei es Eigensinn oder ein Verkennen der Gefahr, weigerte sich der Spanier, dem Befehl Folge zu leisten, und der Reisende konnte sich

nur mit dem Revolver in der Hand Gehorsam verschaffen. Zwar rettete er sein Leben, mußte aber die Sammlung im Stiche lassen. Es ging ihm, wie dem Tell bei Küßnacht, er konnte nur aus dem Boot ans Land springen, worauf das Fahrzeug wieder in die See hinaustrieb, freilich nicht infolge des Sturms, sondern weil es der verrückte Spanier so wollte. Der Reisende marschierte rüstig querfeldein durch die Pampa, um Punta Arenas zu erreichen, die Stadt war aber noch nicht einmal in Sicht, als ihn zwei Reiter überholten, von denen er bereits die traurige Kunde empfing, daß das Segelboot in der Bucht umgeschlagen und der Insasse ertrunken sei. Die in Monaten unter Gefahren, Geld- und Zeitopfern zusammengebrachte Sammlung war verloren. Schließlich gelang es ihm noch, nach einem weiteren langen Aufenthalt, 28 Stück große Königspinguine und eine größere Anzahl einheimischer Gänse, Enten, Schwäne und anderer Vögel zu kollektieren. Hoherfreut, wenigstens nicht mit leeren Händen heimzukehren, verlud der Reisende die ganze Sammlung auf dem Verdeck eines Kosmos-Dampfers. Bis Montevideo ging alles gut, zwei Tage nach der Abfahrt von diesem Platz setzte indes ein heftiges Unwetter ein, welches innerhalb 24 Stunden sämtliche Kisten und Kasten zertrümmerte und über Bord spülte, ohne daß Rettung möglich war.

Einige Zeit darauf saß ich wieder in meinem Bureau und überschlug das Resultat dieser Expedition ins Feuerland. Alles, was schließlich in meine Hände gelangte, waren sieben Maghellan-Gänse, von denen nur drei in Betracht kamen. Die übrigen vier hatten gebrochene Flügel und waren wertlos. Die kleine Expedition schloß mit einem Verlust von 10 000 Mark und einem Gewinn von drei Maghellan-Gänsen. Man wird mir zugestehen, daß diese drei Gänse etwas teuer bezahlt waren.

Diese kleine Geschichte aus alten Zeiten kommt indes eigentlich gar nicht in Betracht im Verhältnis zu den Schwierigkeiten und Kosten der verschiedenen großen Expeditionen, die ich nach Sibirien und in die Mongolei ausgerüstet habe.

Eine der interessantesten solcher Expeditionen war diejenige, die auf Anregung meines hochverehrten Gömners Sr. Durchlaucht des

Herzogs von Bedford nach Asien entsandt wurde, um den Versuch zu wagen, lebende Wildpferde (*Equus Prjwalsky*) nach Europa zu bringen. Frühere Versuche waren gescheitert, mit einer einzigen Ausnahme — dem bekamten Tierfreund und Züchter Falz-Fein war es gelungen, einige Exemplare dieses seltenen Tieres aus der asiatischen Steppe nach seiner Besitzung in der Krim zu verpflanzen. Wir wußten damals verhältnismäßig wenig über das Wildpferd, und so gut wie nichts über die genaue geographische Lage der Fangplätze, die Gewohnheiten des Tieres und die Art des Einfangens. Mit der schwierigen Aufgabe, das Notwendige auszuforschen und später die Expedition nach der Mongolei zu leiten, wurde einer meiner bewährtesten Reisenden, Wilhelm Grieger, betraut, der alsbald mit reichen Geldmitteln versehen nach Rußland abdampfte. Außerdem war er im Besitze von wertvollen Empfehlungen und Geleitsbriefen, die eine rührte von der russischen Regierung her, die andere hatte der chinesische Gesandte in Berlin ausgestellt und eine dritte, die sich als besonders wertvoll erwies, verdankten wir der Güte des Prinzen Alexander von Oldenburg. Dieser Geleitsbrief enthielt eine warme Empfehlung Griegers an einen damals in St. Petersburg lebenden hochangesehenen buddhistischen Lama, Dr. Radmai, der ein großer Kenner von Land und Volk der Mongolei war.

Zunächst ging aber Grieger als Begleiter einer Tierlieferung zu Herrn Falz-Fein nach Uskania Nova in Südrußland, denn es galt vor allem festzustellen, wo man die Wildpferde zu suchen habe.

Der auf seine Schätze mit Recht eifersüchtige Tierfreund in der Krim rückte indes mit der gewünschten Nachricht nicht heraus, und erst auf Umwegen gelang es dem Reisenden, festzustellen, daß die Fangplätze des Wildpferdes in der Nähe von Kobdo, unterhalb der nördlichen Abhänge des Altai-Gebirges zu suchen seien. Eine weite Reise, durch ganz Rußland, Westsibirien und in die chinesische Mongolei.

Mit dem eroberten geographischen Fingerzeig reist Grieger freudig nach St. Petersburg, um von hier aus die Reise nach dem Wildpferdgebiet anzutreten. Aber ein neues Hindernis, dessen Wegräumung die Zeit mehrerer Wochen beansprucht, stellt sich dem

Unternehmen entgegen. Dr. Radmai, der buddhistische Lama, mit welchem Grieger das Unternehmen bespricht, entpuppt sich wirklich als eine Quelle des Wissens, gibt wertvolle Aufschlüsse über Land und Leute des Altaigebietes und macht den Reisenden vor allem darauf aufmerksam, daß man dort nicht mit dem in Europa gangbaren Geld reisen könne. Die gangbare Münze ist vor allem eine gewisse Art von Silberbarren, die in der Norddeutschen Raffinerie zu Hamburg hergestellt sein müssen, weil die Eingeborenen dieses weiße Hamburger Silber, wie sie es auch nennen, dem dunkleren englischen vorziehen. Außerdem bezahlt man dort mit gepreßtem Ziegeltee, den man wiederum nur an Ort und Stelle eintauschen kann.

Es ist ein ganz besonderer chinesischer Tee, der in frischem Zustand mit Zweigen und Blättern in die Form von Platten gepreßt wird.

Siebenundzwanzig Tafeln dieses Tees geben eine Tunsche, deren drei eine Kamellast von ungefähr 450—500 Pfund ausmachen. Zur Zeit des Aufstandes bezahlte man solche Tafel mit einem Rubel.

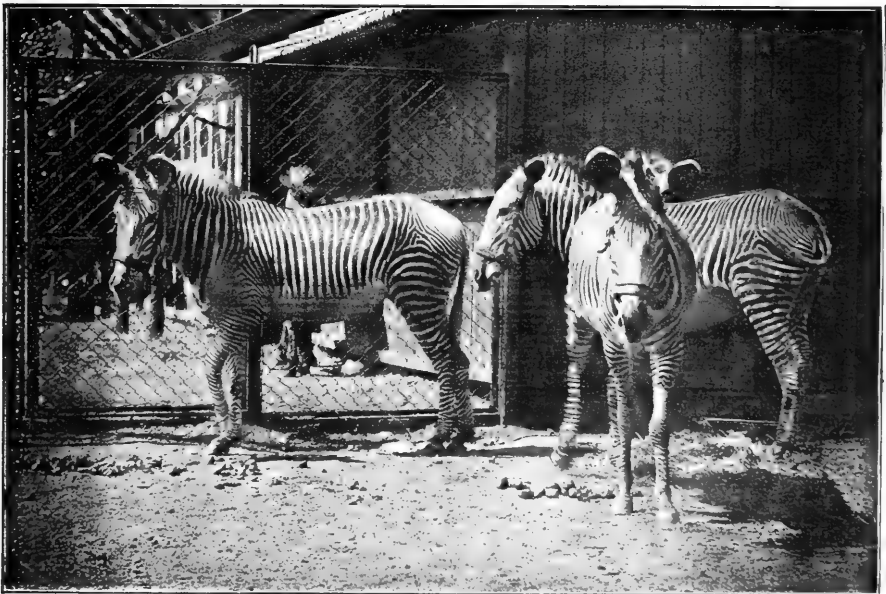
Als Kleingeld, gewissermaßen als Wechselmünze, dienen gewebte wollene Bänder, die bekannten Kata, die bei jeder Gelegenheit als Geschenk verwendet werden, ohne einen praktischen Wert zu besitzen.

Diese Bänder pflegen etwa ein Meter lang, fünf Zentimeter breit und einfarbig blau oder rot zu sein; gelbe Bänder haben nur die Hälfte des Wertes. Als eine Art Scheidemünze werden außerdem noch kleine seidene Tücher benutzt, die einen Kaufwert von zwanzig bis vierzig Kopfen besitzen.

Die Hamburger Silberbarren bestehen aus großen flachen Stücken, die etwa elf Pfund wiegen und bei der Verwandlung in Geld von den Mongolen erwärmt und dann in kleine Stücke geschlagen werden, die man auf einer eigenartigen Messingwage abwägt. Unbedingt muß der Reisende in jenen Gegenden mit diesen beiden hauptsächlichsten Tauschartikeln, Silberbarren und Ziegeltee, ausgerüstet sein, denn die mongolischen Nomaden nehmen nur das in Zahlung, woran sie gerade Mangel leiden. Der kundige mongolische



Atelier Schaul, Hamburg.
Aufnahme des Eingangstores am Eröffnungstage des Stellingener Tierparks, 7. Mai 1907.

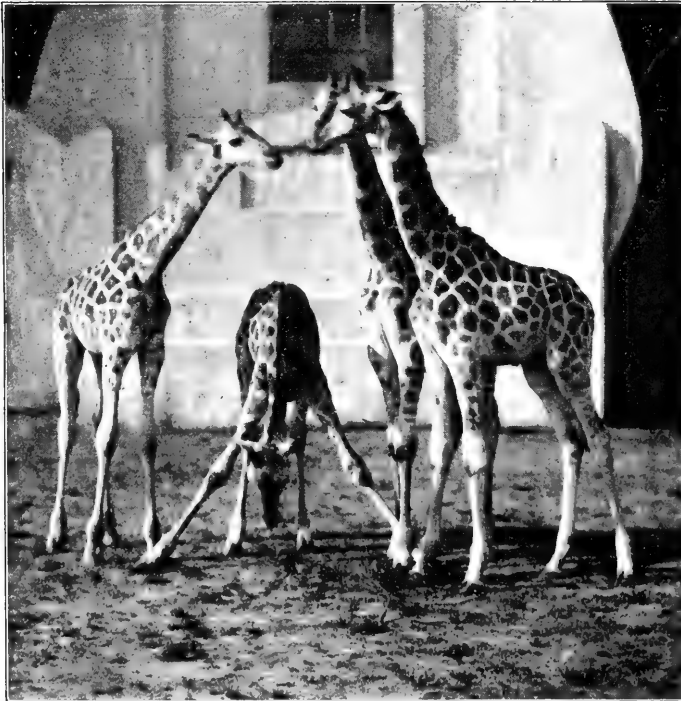


Grevy-Zebras.



Atelier Schaul, Hamburg.

Arbeitselanten in Stellingen.



Giraffen.

Doktor erbot sich sogar, gegen eine Entschädigung von 15 000 Rubeln selbst eine Karawane nach Kobdo auszurüsten, dies lehnte Grieger indes ab, verschrieb sich vielmehr die nötigen Silberbarren aus Hamburg und trat nach einigen Wochen, als die Sendung in Petersburg angekommen war, voll Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, seine große Reise an.

Es beruht aber nicht etwa, wie der Leser vermuten könnte, auf Zufall, daß die Reise im Winter angetreten wurde. Und echter russischer Winter, der bereits Stadt und Land in tiefsten Schnee gehüllt hatte, war es, als der Reisende, von einem einzigen, schon aus Hamburg mitgenommenen Assistenten begleitet, Petersburg verließ.

Im Vorfrühling, wenn die jungen Fohlen, deren man habhaft werden wollte, ins Leben traten, mußte die Expedition an Ort und Stelle sein, und vor Eintritt des frühen Winters mußte sie mit den jungen Tieren jene unwirtlichen Gegenden auch bereits wieder verlassen haben. Auch der mongolische Sommer stellt harte Anforderungen an den Reisenden. Er pflegt im Mai einzusetzen, behält aber den Nachteil starker Temperaturschwankungen während seiner ganzen Dauer bei. Es ist keine Seltenheit, daß nach einem Tagesmittel von etwa zweiundzwanzig Grad Reaumur im Schatten nachts das Wasser gefriert. Trotzdem bringt dieser Sommer schon früh seine Plagegeister mit sich und macht dem Reisenden das Leben durch die Sorge sauer, die er dann um seine Pferde haben muß. Fast während des ganzen Juni sind die Ufer des Kobdosflusses von Milliarden winziger Mücken bedeckt. Diese setzen sich in dichten Scharen auf die trinkenden Pferde und suchen sich mit Vorliebe die zartere Haut des Bauches und der Geschlechtsteile für ihre Angriffe aus. Ein Pferd, das diesem Massenangriff eine halbe Stunde lang ausgesetzt war, ist fast regelmäßig schon geliefert. Es geht an Blutverlust und Entzündung ein.

Zuerst ging es mit der sibirischen Eisenbahn über Moskau zum Ob, vom Ob im Schlitten etwa 250 Werst weit nach Biesk, einem Platz, der ungefähr 75 Werst östlich vom Altai liegt. Bis hierher war es noch möglich, auf den weit voneinander entfernten Stationen

large Nahrung zu erhalten, um Abwechslung in den Genuß der mitgenommenen Konserven zu bringen. Die Mühseligkeiten der Reise begannen jetzt erst im Ernst. Von eingeborenen Stämmen wurden Führer und Reittiere in Dienst genommen, um die Reisenden nebst ihrem Gepäck, ihren zusammenlegbaren Zelten, ihren Kisten mit Nahrungsmitteln und mit der Hauptsache, dem Gelde, ins Innere zu befördern. Teils zu Pferde, teils zu Kamel, aber immer im Sattel wurden in tiefem Schnee und bei strenger Kälte über Kaschagatsch bis nach Kobdo etwa 900 Werst zurückgelegt. Die in fünfzig Kisten, als erste Nahrung für die eingefangenen Wildfohlen mitgenommene sterilisierte Milch kam bei einer Kälte bis zu achtunddreißig Grad Reaumur unter Null natürlich in gefrorenem Zustande an.

Zwar war Kobdo sozusagen die Operationsbasis, der Stütz- und Erholungspunkt für alle weiteren Expeditionen — aber was konnte dies ferne Nest bieten! Kobdo ist dem Namen nach nicht nur eine Stadt — es zählt etwa 1500 Einwohner — sondern sogar eine chinesische Festung und Sitz des Gouverneurs. Es liegt am Endpunkt der großen Karawanenstraße von Peking, das die Kamelkarawanen in $2\frac{1}{2}$ Monaten von dort aus erreichen! Neben dem Palast (1) des Gouverneurs ist das wichtigste Gebäude das Gefängnis, in welchem die unglücklichen Opfer der grausamen chinesischen Justiz mit Ketten um den Hals angegeschlossen bei lebendigem Leibe verfaulen. Etwa zu drei Vierteln setzt die Einwohnerschaft sich aus Sarden zusammen, einem mohammedanisch-tatarischen Volksstamm aus Turkestan; den Rest bilden chinesische Kaufleute, die mit mongolischen Artikeln handeln.

Endlich gelangte man in die Täler der Altaikette, wo das Gebiet der Wildpferde sich wirklich fand, und Grieger richtete sich häuslich ein, die Zeit zur Abfohlperiode mit dem Studium der Eingeborenen, mit Anwerbung von Gehilfen und der Jagd ausfüllend.

Die Landschaft an den Ufern des Sedzik-Noor, im Süden vom Altai begrenzt, ist nicht gerade menschenarm, sondern von verschiedenen nomadisch lebenden Mongolenstämmen bevölkert, deren jeder einem Stammesoberhaupt oder Fürsten gehorcht. Grieger fand unter diesen

Stämmen freundliche Aufnahme. Angenehme Tage waren es freilich zuerst nicht, die er in seiner Behausung verlebte. Diese Behausung bestand aus dem im Schnee errichteten Zelt, das wenig Schutz gegen die strenge Kälte gewährte; selbst Decken und Pelze erwiesen sich als ungenügend, als das Thermometer eines Tages auf achtunddreißig Grad Reaumur sank. Feuerung war nicht zu beschaffen. Das einzige Material, welches diese Nomaden als Feuerung verwenden, besteht aus getrocknetem Viehdung, der zu Zeiten sehr knapp wird.

Mit Vorliebe nehmen sie die Exkremente von Pferden und stapeln sie lose auf. Ein Stück davon zerreiben sie in der Hand zu feinem Pulver, und dieses entzünden sie mit Stahl und Zunder. Geht Wind, so überläßt es der Mongole diesem, in der glimmenden Masse die Flamme anzuregen. Sonst setzt er sich davor und pustet und pfeift geduldig hinein, bis das Feuer emporschlägt.

An Nahrung hatten die Reisenden jedoch keinen Mangel, wenngleich wenig Abwechslung vorhanden war. Vier Monate hindurch gab es fast ausnahmslos Schafffleisch, das freilich immer zu haben war. Dazu trank man, wie die Eingeborenen, Tsamba, ein Gemisch von Tee, Butter und Salz, als Nationalgetränk in der Mongolei und in Tibet bis an die chinesische Grenze hoch geschätzt.

In kochendes Wasser schüttet die Mongolenfrau den vorher in einem Holzmörser zerstampften Tee, in den sie gleichzeitig etwas Salz sowie Butter aus Schaf- oder Ziegenmilch mischt. Nun kommt noch gekochte Milch hinzu, dann wieder Salz, und zuletzt wird die ganze Mischung noch einmal gekocht. Mit dem Geschmack dieses so mühsam und geduldig hergestellten Getränkes kann man sich eher befreunden, als mit der Art, wie der Mongole es dem Gaste häufig anbietet. Ehe er die Trinkschale füllt, schaut er sie zwar an, aber es bringt ihn nicht in Verlegenheit, wenn er sie schmutzig findet. Er spuckt dann hinein, reibt nötigenfalls mit dem fettigen Zipfel seines Rockes nach und füllt nun das so gereinigte Gefäß. Ein zweites Lieblingsgetränk des Mongolen ist der Urka, ein aus den Rückständen verdunsteter Milch gewonnener Schnaps.

Die Mongolen, abgehärtete Söhne der Natur, zeigen sich in der Wahl ihrer Nahrung wenig wählerisch. Gesundes Vieh wird nur

in der Not geschlachtet, man tötet nur solche Tiere, die schwach und krank geworden sind, und verschmäh't auch die Leichen des gefallenen Viehs nicht. Bis auf das, was aus religiösen Gründen verboten ist, gilt zum Essen schlechterdings alles als tauglich. Die Eingeweide der Tiere wandern, nachdem man sie durch die Finger gezogen und ihres Inhalts entleert hat, einfach in den Kochtopf. Seltsame Sitten beobachtete der Reisende unter diesen Nomaden. Ihre Toten werfen sie einfach in die Steppe hinaus und überlassen sie pietätlos den Hunden, Krähen und Geiern, die sofort über die Leichen herfielen.

Ackerbau wird hier nicht getrieben. Seine ganze Arbeit widmet der Mongole dieser Gegenden der Viehzucht. Jedermann ist beritten und mit Gewehren älterer Systeme bewaffnet, von der Feuersteinschloß- bis zur Perkussionsflinte. Männer und Frauen tragen Hosen und hohe Stiefel. Die Beinkleider bestehen meistens aus blauer Leinwand, die breiten Sohlen der Stiefel aus Leinwandlagen, die bis zu einer Dicke von zwei Zentimeter aufeinander genäht sind. Die größte Freude macht man dem Mongolen mit Tabak, und nach diesem steht sein erster Wunsch. Deshalb legt er auch der Ausstattung seiner Pfeifen große Bedeutung bei und beurteilt aus ihr den Stand des Besitzers. Das Pfeifenrohr, ein etwa dreißig bis vierzig Zentimeter langer gerader Holzstab, ist mit einem Mundstück aus einem achatartigen Stein geschmückt. Je größer und gewählter dieses Mundstück, desto reicher und vornehmer der Besitzer.

Die Gegend zwischen Kobdo und dem Kara-Ussu (Schwarzwassersee) ist ein altes vulkanisches Gebiet. Das von kurzem Steppengras bedeckte Plateau ist von gleichmäßig, kegelförmig geschnittenen Bergspitzen durchsetzt und zeigt nur in den Talschluchten schönen und kräftigen Baumwuchs.

Der Mongole ist sehr gastfrei, jedoch wenig gesprächig. Für seine Unterhaltung ist die Form der Wiederholung der in der Unrede gebrauchten Redewendungen charakteristisch. So beginnt ein Gespräch etwa wie folgt:

Mongole: „Mendi.“ (Gott sei mit dir.)

Reisender: „Mendi.“

Mongole: „Malzuruk mendi baina?“ (Ist dein ganzes Anwesen, Haus und Hof, gesund?)

Reisender: „Mendi baina.“

Mongole: „Tana del chabana?“ (Was machst du hier?)

Reisender: „Manna chuduludu gores.“ (Ich kaufe hier Wild.)

Jedes Mongolenzelt wird von einer Schar schakalartiger, sehr bissiger Hunde bewacht. Der Besitzer scheucht die Kläffer aber rasch und freundlich von dem Ankömmling fort und nimmt diesem das Pferd ab. Das Tier wird sofort an drei Füßen gefesselt und auf die Weide geführt. Der Gast betritt das gemeinsame Zelt, und sei es Tag, sei es Nacht, die Mongolin tut sofort für ihn, was ihr der einfache Hausrat ermöglicht, vor allem bereitet sie Tee und das Lager für den Fremdling.

Als der Vorfrühling ins Land zog, der Schnee schmolz und die Flüsse auftauten, konnte Grieger seine Küche ein wenig auffrischen. Der Jedzik-Noor war buchstäblich angefüllt mit Forellen und zwar einer großen wohlschmeckenden Art. Sie schwammen in dem fließenden Wasser so dicht, daß man sie hätte herauschöpfen können. Der Reisende verlegte sich auf den Fischfang und brachte es an einem einzigen Nachmittag auf eine Beute von hundert Stück, die er kochte, briet und zu räuchern versuchte. Zum erstenmal mißglückte die Räucherei, die Fische fielen ins Feuer, und nur die Köpfe blieben an den Stangen hängen. Aber Not lehrt beten. Beim zweitenmal hatte man schon den Kniff herausgefunden, die vorher gesalzenen Fische bei mäßigem Rauch gar zu bekommen. Die Eingeborenen sahen diesem Treiben mit Entsetzen und Ekel zu, sie genießen keine Fische, die in ihrer Naturgeschichte den Schlangen zugerechnet werden und als unrein gelten. Aus diesem Grunde hatten sich die Forellen auch so ungeheuer vermehrt, für sie war immer Schonzeit, bis Grieger kam. Von dem guten Fleische, das im Zelt des Reisenden gebraten wurde, hätten die Mongolen indes gern einen kleinen Tribut entgegengenommen, und viele Bettler und Hungerer fanden sich vor dem Zelt ein. Grieger erwehrte sich ihrer auf ergötzliche Weise. Einen

Bissen Fleisch pfefferte er heimlich ein und reichte ihn hinaus, worauf ein heftiges Spucken und Niesen, sowie eine eilige Flucht erfolgte. Der Pfeffer ist diesen Nomaden unbekannt, und wer die beißend heiße Speise des merkwürdigen Europäers einmal gekostet hatte, war nicht zu bewegen, sie ein zweitesmal anzunehmen. Grieger versuchte sich auch in der Wurstfabrikation, wozu Lungen und Lebern verwendet wurden, welche die Eingeborenen merkwürdigerweise verschmähten. Einen Festbraten für die Tafel lieferte dann und wann die Jagd. Das große Wildschaf, Argali, erwies sich als außerordentlich schmackhaft, selbst wenn es sich um zehnjährige Böcke handelte. Als eine auserlesene Delikatesse galten wilde Zwiebeln, die hier und da gefunden wurden. In den Tälern von Kobdo schoß Grieger nebenher eine große Sammlung von Vögeln, in welcher sich eine ganz neue und in Europa bisher unbekannte Fasanenart befand.

Sehr zahlreich kam auch das Berg- oder Felsenhuhn vor, das die Eingeborenen oft mit Hilfe der Kolktraben auffinden. Wo diese starken Vögel sich am Himmel zeigen, weiß der einheimische Jäger diese Beute aus dem Geschlecht der Hühnervögel in der Nähe. Gelegentlich dieser Jagden auf die mannigfachen Vogelarten erlebte Grieger einen ansprechenden Beweis von Gemüt bei den Mongolen. Als er eines Morgens an einigen Hütten der Eingeborenen vorbei dem Seeufer zuritt, die Jagdflinte über der Schulter, kam ein Mongole hinter ihm hergesprengt und flehte ihn geradezu an, die Weibchen jetzt, während der Brutzeit, nicht zu schießen. Dies geschah nicht etwa aus Gefühl der Waidgerechtigkeit, denn die Mongolen machten auf diese Vögel keine Jagd, sondern aus Mitleid mit den Muttervögeln.

Bei alledem wurde der Zweck der Expedition keinen Augenblick aus den Augen gelassen, und als die Zeit der Jagd heran kam, waren alle Vorbereitungen getroffen. Grieger hatte längst Freundschaft mit verschiedenen Stammesoberhäuptern geschlossen und mit ihrer Hilfe in der Nähe der Fangplätze eine Schar von Jagdgehilfen zusammengestellt. Die Eingeborenen hatten nie daran gedacht, Tiere lebend zu fangen, sie kannten nur die Jagd auf Fleisch, und mußten von dem Expeditionsleiter erst angelernt werden. Schließlich hatten sich ganze Mongolenhorden um das Lager der Hagenbeckleute ver-

sammelt, und als die Zeit der jungen Füllen gekommen war, konnte die Jagd im Ernst ihren Anfang nehmen.

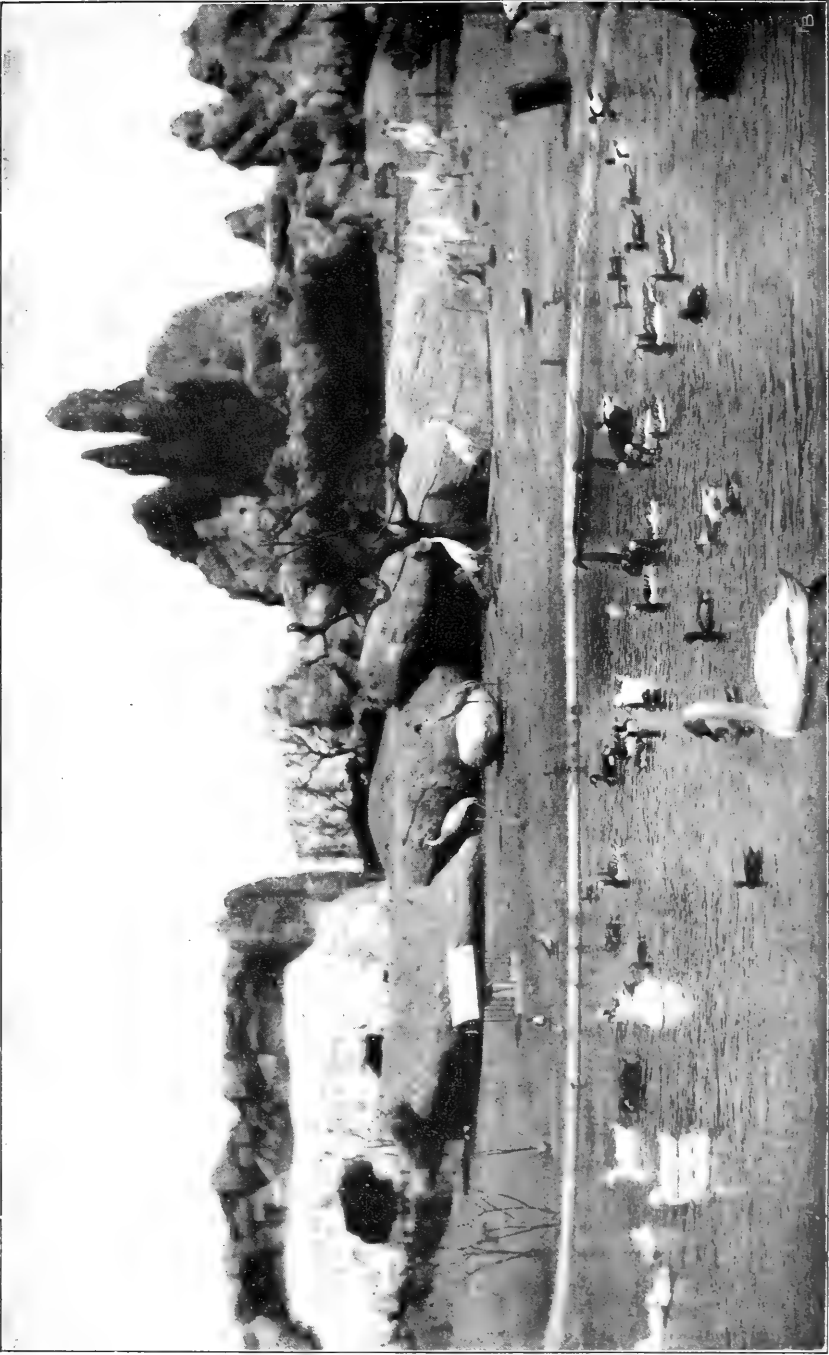
Zunächst lauerte man den Tieren, wenn sie zur Tränke kamen, aus großer Entfernung auf, um festzustellen, wie weit und in welcher Zahl die jungen Fohlen von den Mutterstuten abgesetzt worden waren. Da man es natürlich nur auf die jungen Tiere abgesehen hat, erfolgt, wie schon berichtet, die Jagd zur Zeit der Abfohlperiode in der ersten Hälfte des Monats Mai. Deutlich waren drei Unterarten des Tieres zu unterscheiden. Eine Art fand sich auf einer großen Ebene im Osten des Gebirges, im Norden und Süden von den beiden vom Altai kommenden Flüssen, dem Kui-Kuius und dem Urungu begrenzt. Beide Flüsse nimmt im Westen ein See auf. Die andere Art ward etwa 300 Kilometer südlich von Kobdo auf einer von Bergen umschlossenen Steppe gejagt, die dritte fand sich in südöstlicher Richtung auf einem großen Plateau im Gebiet des Jedji-Moor. Alle drei Arten wiesen denselben Formentypus auf, waren aber in der Färbung verschieden, die ja allerdings im Säuglingsalter keine konstante ist. Bei allen trat eine gewellte Körperbehaarung auf, welche sich auch auf die Beine erstreckte. Das Auge ist schwärzlich, die Stirn stark gewölbt. Sehr zahlreich sind die Wildpferde auch in dieser Gegend nicht, sie kommen in kleinen Herden von zwölf bis fünfzehn Individuen vor.

Nach der langen Vorbereitungszeit bot der Fang selbst keine Schwierigkeiten mehr. Die Tiere haben die Gewohnheit, sich einige Stunden an der Tränke zu lagern. Unter Deckung schleichen sich die Mongolenhorden mit ihren Pferden heran, und auf ein gegebenes Zeichen stürzt sich die ganze Gesellschaft unter Halloh und Geschrei auf die lagernde Herde, die aufspringt und entsetzt in die Steppe galoppiert. Man sieht nur eine große Staubwolke. Aber aus dieser Staubwolke tauchen vor den verfolgenden Reitern nach und nach einzelne Punkte auf, es sind die armen Fohlen, die noch nicht schnell genug laufen können, und bald, wenn ihre Kräfte schwinden, hinter der Herde zurückbleiben. Mit vor Schreck und Erschöpfung geblähten Nüstern und fliegenden Flanken bleiben sie stehen und werden nun mit einer Schlinge gefangen, die an einer langen Stange befestigt ist.

Im Lager befindet sich eine große Zahl zahmer mongolischer Mutterstuten mit saugenden Füllen, diese Tierchen müssen daran glauben, sie werden von der Mutter genommen, denn diese müssen nun als Ammen für die jungen Wildfüllen in Dienst gestellt werden. Es währt etwa drei bis vier Tage, ehe sich die Wildlinge an ihre zahme Ammie, und diese an sie gewöhnt haben, aber sie gewöhnen sich, und nach wiederholten Jagden beginnt das Lager sich zu füllen. Es füllt sich nur allzusehr, denn die Nomaden haben etwas gelernt und beginnen die Jagd auf eigene Faust zu betreiben. Binnen kurzem befinden sich nicht weniger als dreißig junge Wildpferde im Lager, während der ursprüngliche Auftrag nur auf sechs lautete, und Grieger befindet sich diesem Reichtum gegenüber in der größten Verlegenheit, da er nicht weiß, ob er den ganzen Fang nach Europa transportieren darf. Es nützt nichts, er muß heimtelegraphieren. Um dies zu bewerkstelligen, macht er einen Ritt über 2000 Kilometer Landes, fährt vier Tage zu Schiff, erreicht die Station, wartet achtundvierzig Stunden auf die telegraphische Rückantwort aus Hamburg und reist zurück nach Kobdo, wo er nach einer zwanzigtägigen Abwesenheit wieder eintrifft.

Unzähligemale sind unterwegs die Pferde gewechselt worden, zuerst in den angetroffenen Mongolenlagern, dann auf russischen Poststationen.

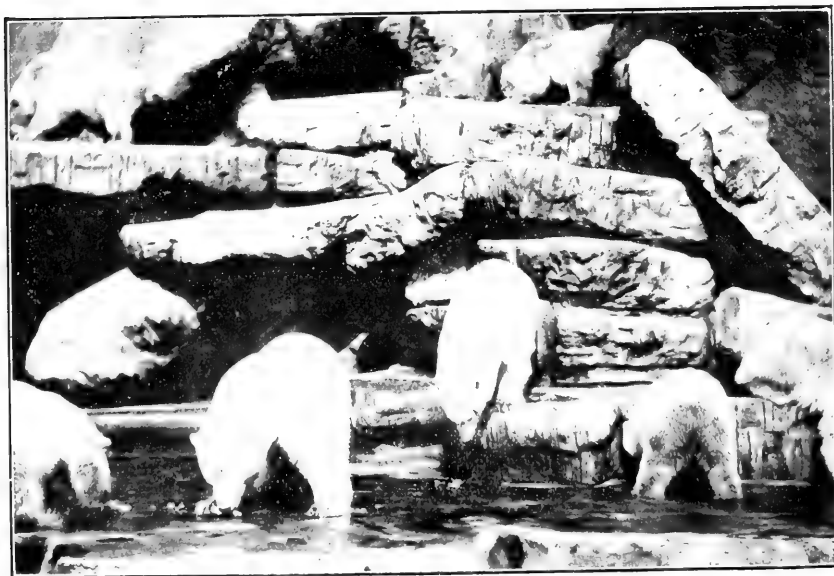
Während der Abwesenheit des Reisenden sind seine Mongolen fleißig gewesen, und der Bestand an jungen Wildpferden ist auf zweiundfünfzig angewachsen. Mit einer Riesentkarawane, zu welcher außer den gefangenen jungen Tieren deren Ammen, sowie die Tiere für den Transport der Reisenden und ihrer Güter und dreißig angeworbene Eingeborene gehören, wird die lange Heimreise angetreten. In schwerer Sorge um das Leben der jungen Tiere geht es nun langsam über Berg und Tal, in Regen und Sonnenschein, in Hitze und Kälte vorwärts, dem nächsten, dem Verkehr erschlossenen Punkte entgegen. In mancher gebirgigen Gegend herrschen während des Tages dreizehn bis zwanzig Grad Wärme, in der Nacht aber sinkt die Temperatur bis unter den Gefrierpunkt. Für manche der jungen Tiere sind die Strapazen der Reise zu groß und sie gehen trotz aller



Wasservögel in Stellingen.



Pinguine und Walrosse in Stellingen.



Aus dem Nordland-Panorama in Stellingen.

Sorgfalt am Wege ein. Auch sonst ist der Marsch reich an Zwischenfällen.

Schon während des ersten Tages laufen infolge von Unachtsamkeit der Begleitmannschaft sämtliche Kamele davon und müssen erst mühsam wieder eingefangen werden. Die Begleitmannschaft war überhaupt nicht vom besten Kaliber, denn schon nach einigen Wochen sah der Reisende, daß dunkle Wolken sich zusammenzogen. Richtig, eines Tages naht ihm eine Deputation und erklärt im Namen aller übrigen, daß man den Dienst aufgeben und die Karawane verlassen wolle, der Weg sei zu weit, die Reise zu beschwerlich, und was der Entschuldigungen mehr waren. Das im voraus empfangene Geld wolle man an einen gewissen Kaufmann zurückerstatten. Umsonst und mit aller Kunst der Ueberredung stellt der Reisende den Leuten vor, daß der Transport verloren sei, wenn er der Begleitmannschaft beraubt würde. Endlich, nach langen Verhandlungen, erklären die Führer des Aufstandes sich halb und halb bereit, gegen eine angemessene Lohnerhöhung den Dienst fortzusetzen . . .

In diesem Augenblick änderte sich die Szene. Kaum hatte Grieger gesehen, daß es sich um nichts als eine platte Erpressung handeln sollte, als er zu seiner Kirgisenseitsche griff und die geforderte Zulage in kräftigen Hieben auszuteilen begann. Bei dieser Taktik glätteten sich die Wogen der Empörung schnell, die Rädelführer baten um Gnade, und alsbald setzte die Karawane friedlich ihren Marsch fort, ohne daß auch nur ein Mann desertiert wäre. Noch vor Anfang September wurden südlichere Gegenden erreicht und die mongolische Begleitung kehrte in ihre Heimat zurück. Der Transport war im ganzen elf Monate unterwegs und brachte von zweiundfünfzig gefangenen Wildpferden achtundzwanzig lebend nach Hamburg. Drei Tage nach der Ankunft wurden sie von ihren Ammen entwöhnt und von nun an mit Haferschrot, warmer Kleie und gelben Mohrrüben gefüttert. So kamen die ersten Wildpferde nach Nord-europa.

Die weiten Steppen und Wälder Sibiriens stellen unter allen Gegenden dem Tierfang die größten Schwierigkeiten entgegen, und immer wieder muß noch die Frage erwogen werden, auf welche Weise

die Wildschafe, Steinböcke, Rehe, Fasanen, Tiger, Wildesel und andere Vertreter des Wildreichtums den Verkehrslinien zugeführt werden können. Ungeheure Entfernungen, auf denen es eigentliche Wege gar nicht gibt, sind zu überwinden. Proviant für Menschen und Tiere muß mitgeführt werden, da menschliche Ansiedlungen weit auseinander liegen. Die Hälfte der Tiere pflegt noch auf dem Transport einzugehen. Was will die alte Feuerlands-Expedition besagen, gegen eine Reise, die ich vor einigen Jahren in das bereits beschriebene Kobdogebiet ausrüstete. Diesmal galt es, das Urgali oder Riesenwildschaf in jungen Exemplaren für mich nach Europa zu bringen, um hier zu versuchen, die Fremdlinge mit großen Hauschafen zu kreuzen, und so ein Riesenhauschaf für die Landwirtschaft heranzuzüchten. Auf eine mißglückte Expedition folgte eine zweite, der es ebenso erging. Zwar wurden mehr als sechzig junge Tiere gefangen, aber sie lebten nur kurze Zeit und gingen auf der Reise sämtlich an einer durchfallartigen Krankheit zugrunde. Diese beiden erfolglosen Expeditionen kosteten rund 100 000 Mark.

Am einfachsten und ungefährlichsten gestaltet sich die Jagd auf Schlangen. Es ist mehr ein Einsammeln, als eine Jagd. In den großen Sümpfen Indiens, den sogenannten Sundarbans, werden die Schlangen in der kühleren Jahreszeit frühmorgens von den Eingeborenen, die den Aufenthaltort der Reptile genau kennen, aufgesucht. Kurz vor Sonnenaufgang sind die Schlangen durch die Nachtkühle so erstarrt, daß man sie entweder mit langen Keschern fängt oder vermittels einer gegabelten Stange hinter dem Genick anfaßt und zu Boden drückt, worauf man die wehrlos gemachten Tiere mit einiger Gewandtheit leicht dingfest machen kann. Während der trockenen Jahreszeit umstellt man auch die Schlangendistrikte mit Netzen und zündet das Röhricht an. Die Tiere fliehen, um sich zu retten, nach allen Richtungen auseinander und verfangen sich in den aufgestellten Netzen. Und zwar handelt es sich bei dieser Fangmethode nicht etwa um kleine Arten, sondern um die Riesenschlange. Häufig habe ich noch

die Spuren des Feuers an den Schlangen beobachten können, die mir aus Kalkutta geliefert wurden; manche wiesen große Brandwunden auf, die aber bei diesen Tieren sehr leicht wieder heilen.

Die große Borneo-Riesenschlange, *Python reticulatus*, soll von den Eingeborenen beschlichen werden, nachdem sie sich vollgefressen hat und schwerfällig in ihren Bewegungen geworden ist. Man verwickelt die Schlangen dann in Netze, die man über sie wirft und transportiert sie in geflochtenen Bambuskörben. Für weitere Reisen werden die Schlangen in große viereckige Kästen gesetzt, die natürlich mit Luftlöchern versehen sind.

Eine ganz besondere Art von Fängern sind die indischen Schlangenriecher. Diese Leute gehen frühmorgens, wenn es noch kühl ist, auf die Jagd, und neben Körben und Stricken ist ihr hauptsächlichstes Jagdgerät die eigene Nase. Die Schlupfwinkel der Schlangen sind ihnen von ungefähr bekannt, ob sich aber die Schlange zurzeit in ihrem Loch aufhält, wird allein durch den Geruch festgestellt. Selten kommen Mißgriffe vor, Schlangenriecher verlassen sich ganz auf ihre Nase. Hurtig wird das Tier ausgegraben und, da es von der Kälte noch halb erstarrt ist, leicht gefesselt. Eine Menge großer Arten, darunter Brillenschlangen und Pythons, werden auf diese Art dingfest gemacht.

Sehr gefuchte Leute waren in früheren Jahren die Schlangenbändiger, sie produzierten sich in jedem Zirkus und in jeder Menagerie Europas und Amerikas. Das Geschäft war auch ein sehr lukratives. Zu jener Zeit importierte ich indische Schlangen, man kann wohl sagen, en gros. An einem Tage erhielt ich einmal 276 Stück, alle von der dunklen Art *Python bivittatus*, die reisenden Absatz fanden, zumeist nach Amerika. Der sogenannte Schlangenbändiger ist jetzt beinahe schon eine Figur der Vergangenheit, und die Schlangpreise sind so gedrückt, daß keine Seide mehr bei diesen Importen zu spinnen ist.

Sehr zahm gestaltet sich auch, wenn ich aus dem heißen Süden in den kalten Norden hinüberspringen darf, der Fang von See-

hunden und anderen Robbenarten. Die Seehunde pflegen während der Nacht auf Sandbänken zu schlafen, aus denen man ihnen leider wahre Schlachtbänke macht. Im Dunkel der Nacht schleichen sich die Jäger an die Schlafstätten heran und sperren eine Seite mit langen, großen Netzen ab. In der Regel vereinigen sich mehrere Boote zu einer solchen Fangexpedition. Während die Netze aufgestellt werden, begibt sich eine zweite Mannschaft an die andere Seite der Sandbank und wartet auf ein verabredetes Zeichen, welches ihnen mitteilt, daß die Netze stehen. Nun werden die Seehunde aufgescheucht und eilen bei dem Versuch, das Wasser zu erreichen, geradewegs in die Netze. Ich entsinne mich eines Falles, wo auf diese Weise dreißig Seehunde auf einmal überrascht wurden, die älteren, zwanzig an der Zahl, kamen ums Leben, der Rest, zehn junge Tiere, geriet in Gefangenschaft. Man umgibt die jungen Tiere mit Netzbeuteln, um sie am Entfliehen zu verhindern. Die Fischer oder Fänger sind mit langen, schweren Schafstiefeln ausgerüstet, da die Tiere scharfe Zähne besitzen. Wenn die Seehunde aus den großen Wasserbehältern, den sogenannten Bünnen, die in die Fischwerer hineingebaut sind, wieder entfernt werden sollen, entstehen gewöhnlich Schwierigkeiten. Man muß den Augenblick erfassen, in welchem ein Seehund an die Oberfläche kommt, um zu atmen, um ihn dann vermittelt eines großen Keschers oder auch mit einer Tauschlinge zu fangen.

Alte Seehunde und überhaupt alle Robbenarten sind in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft sehr schwer zu behandeln. Sie haben gleichsam Heimweh, sind traurig und niedergeschlagen, und verzehren sich in Sehnsucht nach der Freiheit. In den ersten acht bis vierzehn Tagen ist der Gram so heftig, daß die Tiere die Annahme von Futter verweigern. Jüngere Tiere gewöhnen sich sehr schnell an die veränderten Verhältnisse, sie werden zutraulich wie Hunde, und sind zu allen möglichen Kunststücken abzurichten.

Ueber den Fang von Elefanten in Indien ist schon soviel geschrieben, daß ich mich ganz kurz fassen will. Wie allgemein

bekannt, treibt man die wilden Elefanten in einen sogenannten Kraal, das ist ein weiter, umzäunter Platz im Dickicht, und schließt die Pforte, sobald eine Herde den Kraal betreten hat. Nun gilt es, die Gefangenen zu fesseln. Hierzu verwendet man extra dazu abgerichtete, ausgewachsene, männliche und weibliche Elefanten, sogenannte Kunkies, die jeder einen Reiter oder Kornak tragen. Zwei bis drei Tage läßt man die Tiere allein, bis ihr erster Furor sich gelegt hat, dann reiten die Kornaks auf ihren Kunkies mitten zwischen die wilden Elefanten hinein. Jedem der zahmen Elefanten ist eine Anzahl von Tauen um Hals und Leib gewunden, zunächst, damit der Kornak in gefährlichen Situationen einen Halt findet. Zudem ist jedem Kunkie noch ein zweiter zahmer Elefant als Reserve beigegeben, eine Art Boyer, der den wilden Elefanten mit Rippenstößen regaliert, falls er seine zahmen Kameraden angreifen sollte. Die Kornaks reichen ihrem Reittier Stricke zu, die es mit dem Rüssel erfäßt und über den wilden Elefanten wirft, Mensch und Tier arbeiten gemeinsam und bald befindet sich der Hals des Gefangenen in einer Schlinge. Mit Schnelligkeit wird die Schlinge an einem Baum befestigt, noch schneller gleiten die Kornaks von ihren Tieren und befestigen, während die zahmen Elefanten den wilden in Schach halten, mit affenartiger Geschwindigkeit Tause an den Füßen, um auch diese Schlingen an den nächsten Baum zu verankern. Das gefangene Tier ist nun derartig gefesselt, daß es sich nur wenig bewegen kann. Man muß nicht glauben, daß die Riesentiere, die sonst die Könige ihres Gebietes waren, und keinen Feind anerkannten, die schmachvolle Fessel ruhig ertragen. Bei ihren verzweifelten Anstrengungen, sich zu befreien, schneiden die Stricke tief in die Haut. Eine Anzahl der Tiere geht zugrunde, viele tragen tiefe Wunden davon. Manchen indischen Elefanten, der auf direktem Wege in meinen Garten gelangte, habe ich noch wochenlang behandeln müssen, ehe seine Wunden verheilt waren.

Außer diesem Massenfang wird auch der Einzelfang betrieben, der ganz der Jagd auf junge Elefanten in Afrika ähnelt. Schlauke, gewandte Afghanen verfolgen eine Herde und schleichen sich im Dschungel ganz dicht an sie heran. Ein plötzliches Geschrei treibt die Tiere in die Flucht, aber die Jäger folgen schnell und ihrer Gewandt-

heit gelingt es, die Kälber von den Alten zu trennen. Ein Teil der Jäger hält die Herde unter steter Verfolgung durch Geschrei und Lärm auf der Flucht, während die anderen Leute eine Schlinge aus Ochsenhaut um ein Hinterbein des zurückgebliebenen Elefantenkalbes schleudern, das Tau dann schnell an einen Baum befestigen und das Tier zu Fall bringen. Auf diese Weise werden Elefanten auf Ceylon vielfach von Afghananen gefangen.

Ueber den Elefantenfang auf Sumatra hat mir ein hoher königlicher Beamter die folgenden Mitteilungen gemacht. Geschickte Jäger bringen es fertig, den schönsten, stärksten und am meisten mit Elfenbein ausgestatteten Bullen von der Herde zu separieren und ihn dann in einen Sumpf zu treiben, wo er alsbald bis an den Bauch im Morast versinkt und wehrlos wird. Nun folgt eine Tragödie. Einer der Jäger, ganz nackt, nur mit einem etwa achtzehn Zoll langen Dolch und mit einem zwei Fuß langen Säbel, die an einem Riemen um den Leib befestigt sind, bewaffnet, springt dem Tier von hinten auf den Rücken, stößt ihm den Dolch ins Fleisch, um eine Handhabe zu besitzen, hält sich am Griff des Dolches fest und versetzt dem Elefanten mit seinem Säbel einen Stoß hinterm Blatt. Das Schicksal des Tieres ist besiegelt, es verblutet. Man bricht die Zähne aus und läßt den Kadaver im Sumpfe versinken.

Mir war diese zwar unспортliche, aber originelle Jagdart ganz neu und ich kann nicht annehmen, daß die Erzählung Humbug ist, da mir der sumatranische Beamte, der die Auskunft gab, als wahrheitsliebend bekannt ist.

Der Reichskommissar, das „Magazine“ und der Bur,

so könnte die Ueberschrift zu der Episode lauten, die mich in den Besitz des edelsten und größten Wildes brachte, welches nicht nur im Innern Afrikas, sondern nach meiner Ansicht überhaupt auf der Erde existiert — der Elenantilope.

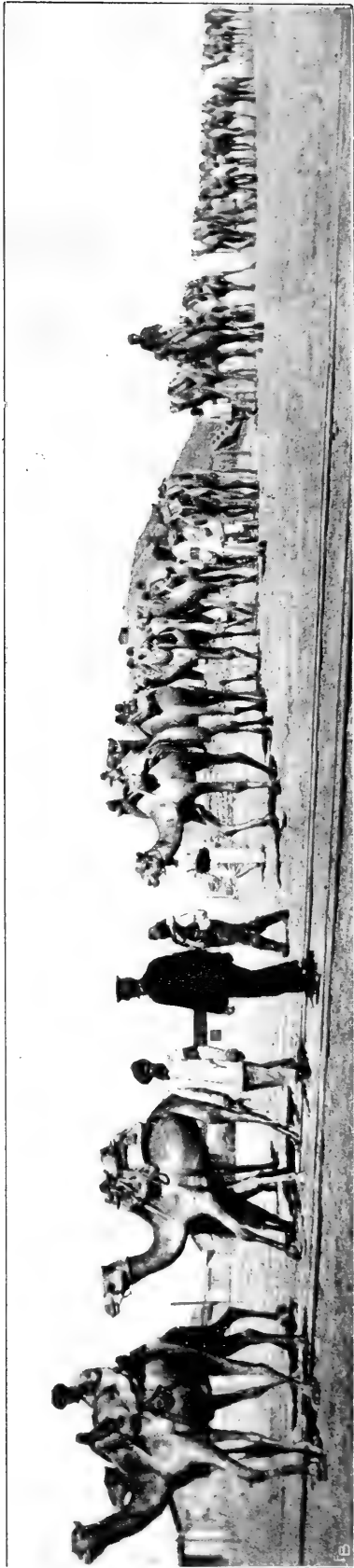
Es war vor einer Reihe von Jahren, als Herr Dr. Carl Peters im Innern von Rhodesia nach einem langen und schweren

Tagesmärsche unter dem südafrikanischen Sonnenbrande auf der großen Farm eines Burs einkehrte. Der Bur erzählte ihm von den Verwüstungen, die die Tsetsefliege und die Kinderpest auch unter seinem Viehbestande angerichtet hatte. Es war Herrn Dr. Peters auf seinen langen Streifzügen aufgefallen, daß die meisten Farmer an eine Feldbestellung gar nicht mehr denken konnten, weil ihnen das Zugvieh fehlte. Dieser Bur suchte sich auf eine eigene Weise zu helfen. Noch waren von dem unerschöpflichen Reichtum der afrikanischen Tierwelt in diesen weiten Ländern manche Herden übriggeblieben, zwar nicht mehr in der Fülle, wie sie noch vor fünfzig Jahren bis dicht vor die Tore Kapstadts drangen, oder im Gebiete der Burenrepublik in Herden von vielen Tausenden von Exemplaren die Steppen bedeckten, doch immerhin noch in Beständen von mehreren Hundert Exemplaren jederlei Art. In den Gegenden, von denen ich jetzt erzähle, fanden sich in Kudu, Hartebest, Wildebest, Elenantilopen und Strauße in friedlicher Nachbarschaft beieinander. Sie pflegten auch gemeinsam zu grasen, wenn auch innerhalb ihres größeren Verbandes je nach ihrer Art wieder getrennt, aber doch zusammenhaltend. Dieser Bur also hatte den klugen Gedanken, in die volle Schatzkammer der Natur hineinzugreifen, um sich Ersatz für den Ausfall zu schaffen, den er in seinen zahmen Tierbeständen erlitten hatte. Er erzählte es Peters, und fragte ihn, ob er sehen wolle, mit welchen Schätzen er zu beginnen dächte. Peters war nicht allzusehr verwundert, als der Bur ihn an ein Gehege führte, in welchem sechs mächtige und prächtig entwickelte Elenantilopen sich hin und her bewegten. „Diese Tiere“, sagte der Bur, „will ich jetzt einfahren, mit ihnen pflügen, und werde auch versuchen, ob ich sie im Trab vor meinem Wagen brauchen kann.“ „Sollte es Ihnen gelingen“, fragte Peters, „wieviel glauben Sie dann, daß ein solches Tier Ihnen wert wäre?“ Der Bur nannte keinen zu kleinen Betrag. Peters aber lächelte, und der Bur verstand sein Lächeln nicht. Da holte Peters eine englische illustrierte Monatschrift aus der Tasche, die ihm schon seit einigen Tagen die langen Abende im Lager verkürzte, und zeigte ihm eine Reihe von Bildern aus dem Institute von Carl Hagenbeck in Hamburg. „Dieser Mann“, sagte er dem Bur, „wird Ihnen mehr für die Tiere zahlen, als was

sie Ihnen jetzt wert sind. Wollen Sie sie ihm anbieten?" Die Buren sind alle gute Geschäftsleute; auch dieser Bur hatte nichts dagegen, auf leichte Weise zu verdienen. Ich erhielt plötzlich ein Telegramm: „Habe 16 Elenantilopen stehen, offeriere sie Ihnen zu soundso viel tausend Mark, drahtliche Entscheidung und alsdann Abnahme in Rhodesia binnen sechs Wochen.“ Ich war hocherfreut, diese prachtvolle Ergänzung meines Tierbestandes vornehmen zu können, nahm telegraphisch an, und schickte meinen erprobten Reisenden Jürgen J o h a n n s e n nach Rhodesia. Dieser bewies mir bald, daß ich mich auf ihn verlassen konnte; nicht nur, daß er mir die 16 von dem Bur erworbenen Exemplare nach neun Monaten — mit so langen Fristen muß ich oft rechnen, bevor ich meine Tierbestände in Händen habe — nach Hamburg brachte, sondern er hatte noch eine große Zahl mehr von diesen wertvollen Tieren beschafft. Und das geschah so. Von Buren und Negern hatte er sich erzählen lassen, wie der Fang dieser Tiere gehandhabt würde, und was er darüber berichtet, erscheint mir des Wiedererzählens wohl wert zu sein. Ungefähr dreißig glänzend berittene Reiter vereinigten sich. Nach Märschen, die während mehrerer Wochen im Lande kreuz und quer führten, entdeckte man den Standort einer großen Herde von Elenantilopen. Vorsichtig wurden die Tiere in weitem Bogen eingekreist, und dann stürmten die Reiter plötzlich von allen Seiten auf sie herein. In solchen Fällen geht man nie auf den Fang der ausgewachsenen Tiere aus. Ein ausgewachsener Elenbulle bringt es ungefähr zu einem Gewicht von 2400 Pfund; seine Kräfte würden genügen, um mehrere Pferde glatt hinzuwerfen. Wer wollte ein solches Tier in der Freiheit fangen und transportieren? Es handelt sich auch hier wie so oft darum, das Frühjahr in Afrika, also den Herbst, zu wählen, in welchem die jungen Tiere erst wenige Monate alt und von der Mutter noch nicht entwöhnt sind. Sobald nun die Reiter auf die Herde einstürmen, setzt sich diese in einen rasenden Galopp. Bald sind die ausgewachsenen Bullen und die Kühe, welche keine Kälber haben, den Reitern außer Gesicht. Kein Pferd würde ihnen nachkommen. Die jungen Geschöpfe versuchen eine Zeitlang dies ventre à terre mitzumachen, aber ihre unbeholfenen langen Stelzbeine und die jungen Lungen



Kameltransport von Sibirien.
Station in der Steppe.



Beladung des ersten Dromedar-Transportes.
Südwesafrika.



Renntiere.

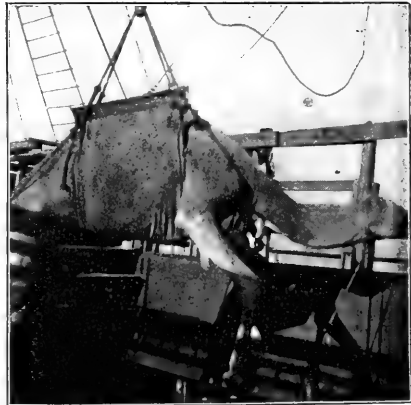
Aus allen Zonen



Atelier Schaul, Hamburg.
In Stellingen bei der Arbeit.



Pinguin.



Dromedarverladung
im Hamburger Hafen.

verfagen natürlich bald den Dienst. Von einem klebrigen Angstschweiß vollkommen bedeckt, am ganzen Leibe zitternd und jämmerlich schreiend bleiben sie stehen. Dies ist der Moment, in welchem sich der Reiter ihrer bemächtigt, in welchem er sie schon vom Sattel herab am Schwanz faßt, und sie auf diese Weise zu Fall bringt. Erfordert es die Situation, so müßte der Reiter auch imstande sein, das Tier schon im Laufe vom Sattel herab auf die gleiche Weise zu fassen. Jetzt werden schnell die Hinterbeine gefesselt, und die junge Elenantilope wird nun dicht in dicke, warme Decken eingehüllt. Dem Unkundigen wird diese Vorsichtsmaßregel sehr überflüssig erscheinen; dies ist aber notwendig, und zwar aus folgendem Grunde. Die Aufregung durch die Verfolgung und durch die Flucht auf Leben und Tod hat das junge Geschöpf vollkommen ausgepumpt. Man kann das Herz dieser Tierchen deutlich durch Fell und Rippen schlagen sehen. In diesem Zustande bedürfen sie des unbedingten Schutzes vor jeder raschen Temperaturänderung, deshalb also die warmen Decken. Aber noch ein Uebrigtes geschieht, etwas noch viel Verblüffenderes. Der eingeborene Jäger, der Bur, entpuppt sich jetzt auch als Medizinnann. Das in Decken wohlgeborgene Tier bekommt eine subkutane Einspritzung mit einem Medikament, dessen Zusammensetzung mir meine Reisenden leider nicht haben verraten können. Ich weiß nur, daß wenige Minuten nach dieser Einspritzung ein Betäubungszustand eintritt, und das Tier in tiefen Schlaf verfällt. Nach meiner Vermutung handelt es sich in diesem Falle um Morphinum oder eine ähnliche Substanz. Der Grund für diese Maßregel ist ein ähnlicher, wie der, welcher den Jäger veranlaßt, das Tier einzuwickeln. Die Todesangst, welche das junge Geschöpf durchschüttelt, ist nämlich so groß, daß in den meisten Fällen bei früheren ohne jene Medizin vorgenommenen Jagden die jungen Elenantilopen kaum eine Viertelstunde lebend im Besitz des Jägers blieben. Sie starben alle an Herzschlag. Diesem Ausgang wird nun durch die Einspritzung vorgebeugt. Hat man es gefangen, so wird das schlafende Tier in die Decke verpackt ins Lager geschafft, und hier an einem möglichst ruhigen und geschützten Ort niedergelegt. Nahezu vierundzwanzig Stunden liegt es jetzt im Betäubungsschlaf. Inzwischen hat der Jäger die schon

seit längerer Zeit bereitgehaltenen Milchkühe zusammengetrieben, und wenn die junge Elenantilope erwacht, werden der Kuh, welche künftig Mutterstelle an ihr vertreten soll, die Hinterbeine gefesselt; dann kommt der junge Wildling an die Euter. Der Geruch der Wildnis verrät nämlich der Kuh, daß nicht ihr Kalb an ihr saugen soll, und dem würde sie sich widersetzen, wenn man sie nicht durch die Fesselung der Hinterbeine daran verhinderte. Nach einigen Tagen haben sich die Kuh und die Elenantilope aneinander gewöhnt, und diese folgt jetzt der Kuh, wie ehemals ihrer Mutter. Der Transport dieser ganz jungen Elenantilopen aus dem Innern an die Küste würde große Schwierigkeiten haben, weil man gleichzeitig so viele Kühe mit ihnen den Marsch machen lassen müßte. Außerdem wird ein tüchtiger Reisender sich nicht damit begnügen, einige Exemplare nur einer Tiergattung mit in die Heimat zu bringen. Aus diesen und noch anderen Gründen behält er die jungen Elenantilopen in seinem Lager, und benützt die Zeit, während welcher die Tiere ein mittleres Wachstum erreichen, dazu, um seine Fangerpeditionen nach allen Richtungen fortzusetzen. Nach einigen Monaten sind die ersten Wildlinge groß genug, um den weiten Marsch bis an die Küste gesund zu überstehen, und die Zeit hat ausgereicht, um den Führer der Expedition in den Besitz einer großen Zahl von Tieren zu setzen, welche daheim eine wertvolle Bereicherung meines Tierbestandes bedeuten werden. Auf den beigelegten Photographien sieht der Leser die im Lager aufgewachsenen Elenantilopen in einem langen Sechser- und Achtergespann mit Ochsen, Maultieren und Zebras zusammen vor den zweirädrigen Karren auf dem Marsche an die Küste.

Der Transport wilder Tiere, mögen sie nun frisch gefangen oder in der Gefangenschaft geboren sein, ist eine Wissenschaft, die man nur in der Praxis studieren kann. Und da es mir vorbehalten war, diese Praxis so recht eigentlich wieder ins Leben zu rufen, so habe ich auch reichlich das Lehrgeld bezahlen müssen. Die Kunst der Verschiffung fremdartiger Tiere, die alle individuell behandelt werden wollen, die Technik der „Verpackung“, die dem Tiere Luft und eine gewisse Bewegungsfreiheit läßt, das geeignete Futter, welches die Gesundheit verbürgt — alles ist mit Opfern erkauft. Wenn die

Transporte aus Nord und Süd, aus Ost und West in Europa landen, beginnen neue, anders geartete Schwierigkeiten. Die exotischen Gäste werden in Eisenbahnwagen gezwängt und herumgerüttelt. Das Führen vom Schiff zu einem Stall, vom Stall zur Bahn, das Ein- und Ausladen ist mit manchen Zufällen und Widerwärtigkeiten verbunden. Manches darüber habe ich schon in der Entwicklungsgeschichte des Tierhandels erzählt. Heute besitzen wir einige Erfahrung im Transport, auch die Verkehrswege sind geregelt, aber es gab eine Zeit, da zum Beispiel die Verschiffung eines Elefanten zu einer Art von märchenhaftem Ereignis wurde.

Im Jahre 1864 erhielt ich eines Tages einen Brief von dem alten Menageriebesitzer Kreuzberg aus Frankreich, in welchem er mir mittheilte, daß er seinen Tierbestand verkaufen wolle. Ich möge nach Lüttich kommen, woselbst er in einigen Tagen mit seinen Tieren eintreffen würde. An einem schönen Herbsttage reiste ich also nach der alten Wallonenstadt, traf den Kreuzberg am Bahnhof und fuhr mit ihm nach der Station Chéné, wohin er seine Tiere dirigiert hatte. Sie waren aber noch nicht da und wir hatten in Chéné zu übernachten. In aller Herrgottsfrühe wurden wir aber durch einen Menageriewärter aus dem Schlaf getrommelt und erhielten die Schreckensbotschaft, daß ein Wagen des Tierzuges sich im letzten Tunnel als zu hoch erwiesen hatte, mit dem Dach an die Tunnelwölbung gestoßen war und in Trümmer gegangen sei. In diesem Wagen, einer offenen, aber überbauten Kory, befand sich ein Elefant. Glücklicherweise besaß dieser Dickhäuter ein seinem Fell entsprechendes Phlegma, vielleicht war er auch ein Philosoph, denn als wir auf der Unfallstelle ankamen, sahen wir ihn ganz ruhig zwischen den Trümmern stehen und ein Bündel Heu verzehren, welches man ihm vorgeworfen hatte. Der Hautschrammen, die er davongetragen hatte, achtete er nicht weiter. Außer diesen Schrammen war keine Verletzung an dem Tier zu entdecken, als man es in Gesellschaft eines kleineren, etwa sieben Fuß hohen Elefanten, in einen Stall führte. Ich will hier kurz bemerken, daß Kreuzberg, der in Frankreich große Verluste erlitten hatte, sich vom Geschäft zurückziehen wollte und daß ich ihm seinen Tierbestand abkaufte. Lange hat Kreuzberg es aber damals als

Privatmann nicht ausgehalten, nach eineinhalb Jahren schaffte der alte Wandervogel sich abermals eine Menagerie an und ging nach Rußland, einem ihm besonders bekannten Terrain.

Der große Elefant war eine Lady und zwar das größte Exemplar ihres Geschlechts, das ich je gesehen. Das Tier war neuneinhalb Fuß hoch und ursprünglich ein Geschenk des Kaisers von Rußland an Kreuzberg. Die Lady besaß selbstverständlich auch eine Vergangenheit. Mit einem männlichen Genossen gelangte sie als Geschenk eines indischen Fürsten an den Zaren, der sie in Moskau unterbrachte. Der Genosse dieses ruhigen Tieres war aber ein Rowdy, der einen seiner Wärter in der Wut tötete, sich dann von seinen Ketten befreite und austrückte, worauf das schnell aufgebotene Militär ihn umzingelte und erschoss. So wurde die riesige Elefantenkuh eine Witwe und gelangte nach manchen Kreuz- und Querzügen durch die Welt in meine Hände. Auf einer großen Lory, die mit einem Dach aus Zeltleinwand versehen war, brachte ich das große Tier und auch den kleineren Elefanten glücklich nach Hamburg.

Zwei Engländer kauften beide Elefanten und brachten sie in das Dreieckreich. Der Riesenelefant, für den eine große Reklame gemacht wurde, brachte ihnen durch Schaustellung viel Geld ein. Es meldete sich auch ein Käufer, der eine bedeutende Geldsumme bot, da aber die Tournée noch nicht beendet war, wurde das Gebot von den Besitzern unklugerweise refüsiert. Sie haben es später sehr bereut, denn während der kleine Elefant nach Beendigung der Schaustellung verkauft wurde, blieben sie mit dem großen sitzen. Meine alte Bekannte, die große Elefantenlady, kam infolgedessen wieder nach Hamburg und war viele Monate in meinem Etablissement am Spielbudenplatz in Pflege.

Endlich fand sich in einem amerikanischen Zirkusbesitzer ein Käufer. Und jetzt kommt eine Episode, die so recht geeignet ist, die Transportschwierigkeiten in der damaligen Zeit zu illustrieren. Die Hamburg-Amerika-Linie, die heute im Verkehrswesen an der Spitze marschiert, war damals sehr schwerfällig, und Tiere auf ihren Dampfern mitzunehmen, ging ihr ganz und gar wider den Strich. Nach langem Hin- und Herhandeln und Feilschen kam man endlich

überein, daß Tier für den Preis von 250 Pfd. Sterl. (5000 Mk.) auf Deck zu plazieren. Da keine Möglichkeit vorhanden war, den Elefanten anderweitig zu verladen, so mußten sich die Engländer dazu bequemen, diesen enormen Preis zu bewilligen. Dazu kam aber noch die Wohnung des Tieres, ein Kasten, vierzehn Fuß lang, zehn Fuß hoch und sieben Fuß breit, sowie die Verladung. Der Kasten wurde auf Steinwärdler bei Hamburg aus zweieinhalb Zoll dicken Bohlen zusammengebaut, mit riesigem Eisenbeschlag versehen und auf dem Verdeck des Dampfers neben dem Schornstein befestigt. Der Elefant sollte nun zu Fuß an Bord gehen und dann in den Kasten genötigt werden. Zu diesem Zweck mußte extra eine Brücke vom Ufer auf das Schiff gebaut werden, kräftige Böcke, deren Fundament der Boden einer großen Schute war, stützten die Brücke, und als alles bereit war, ging es denn an die Verladung.

Die Verladung gestaltete sich zu einer wahren Komödie. Es war am ersten Pfingstmorgen, als ich mit dem Tier an der Brücke anlangte. Der Elefant war außerordentlich ruhig und gelassen; ich habe überhaupt niemals einen zahmeren und gutmütigeren Elefanten kennen gelernt. In der langen Zeit, die das Tier bei mir gestanden hatte, war ich sehr vertraut mit ihm geworden, ich konnte es mir deshalb erlauben, es beim Ohre zu packen und auf die Brücke zu geleiten, während der Wärter es auf der anderen Seite führte.

Nachdem der Elefant mit den Vorderfüßen die Brücke sorgfältig befühlte hatte, ging er sehr ruhig einige Schritte vorwärts, machte dann aber plötzlich Halt und ging wieder zurück. Vielleicht hatte er in den Bohlen der Brücke, die ja ein Ponton war, ein leises Schwanken bemerkt. Kurz, er war nicht zu bewegen, die Brücke zu passieren. Nach verschiedenen Nötigungen ließ ich an den beiden Vorderfüßen je ein starkes Tau befestigen und gab jedes in die Hände von zwanzig Mann, die zusammen, also vierzig Mann hoch, die ganze Mannschaft des Schiffes darstellten. Ich selbst wirkte als Stratege, rief ich „links“, so zogen zwanzig Mann am linken Vorderfuß, rief ich „rechts“, dann trat die andere Abteilung in Aktion. Der Elefant ließ sich das ruhig gefallen, bis er nur noch wenige Schritt vom Verdeck entfernt war. Da zog er plötzlich das linke Vorderbein mit einem Ruck zurück und

zwanzig Mann purzelten übereinander am Boden hin. Ich bekam einen nicht geringen Schreck, jedoch unnötigerweise, denn das Tier war absolut gleichmütig und schritt nach dieser Kraftleistung ganz ruhig auf das Verdeck und in seinen Kasten hinein. Das Ganze drängte sich einem wie eine bewußte Komödie auf, es war, als wenn der Elefant nur hätte zeigen wollen, daß das Ziehen doch nichts genügt hätte, wenn er nicht gutwillig hätte mitgehen wollen. Ich glaube, wenn Elefanten lachen könnten, dieser hätte nach Ankunft in seiner Box gelacht.

Die Versendung dieses Tieres war eine kostspielige Sache, außer der hohen Fracht war noch eine Rechnung in Höhe von 1600 Mark kulant für den Bau des Kastens und das Anbordschaffen zu begleichen. Meine beiden englischen Freunde machten überhaupt zum Schluß ein schlechtes Geschäft. Der biedere Amerikaner hatte nur die Hälfte des Kaufpreises bar bezahlt, die andere Hälfte aber in Wechseln zurückgelassen, die er niemals einlöste, trotzdem in Amerika ein Riesengeschäft mit der Schaustellung des Elefanten gemacht wurde. Mancher Leser wird sich dieses Elefanten noch entsinnen, auch wenn er ihn nie gesehen haben sollte, unter ihrem amerikanischen Namen „E m p r e ß“ hat meine alte Bekannte es seinerzeit zu einer ungeheuren Popularität gebracht.

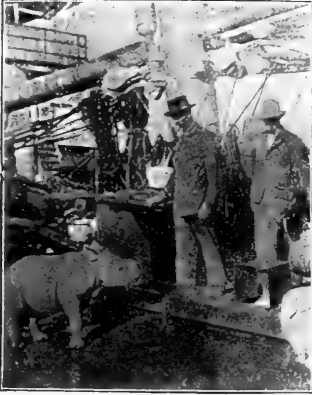
Raubtiere in Gefangenschaft.

Mancher wundert sich vielleicht darüber, daß mich von den vielen Tausenden wilder Tiere, mit denen ich in Berührung gekommen bin, noch keines verspeist hat. Gewiß, es mag zum Teil auf Vorsicht und Geschick zurückzuführen sein, daß mich noch kein Tiger gefressen, kein Elefant unter die Füße getranipelt, kein Büffel mit dem Horn durchstoßen und keine Schlange in ihren Ringen erdrückt hat. Nahe daran war es allerdings häufig genug, und ich werde noch manches kleine Abenteuer zu erzählen haben. Andererseits tut man aber auch den wilden Tieren mit der schlechten Meinung, die man von ihrem Charakter hat, unrecht, besonders den Raubtieren, von denen man sagen kann, sie sind besser als ihr Ruf. Man mag mir glauben, wenn ich behaupte, daß ich unter Löwen, Tigern und Panthern manchen guten Freund besessen habe, mit dem ich so intim und vertraulich verkehren konnte wie mit einem Haushunde. Und zwar war diese Liebe keineswegs eine einseitige. Auch von den Tieren wurde mir eine treue Anhänglichkeit und langandauernde Freundschaft entgegengebracht, die auch dann noch anhielt, wenn die Tiere längst eine andere Heimat gefunden hatten.

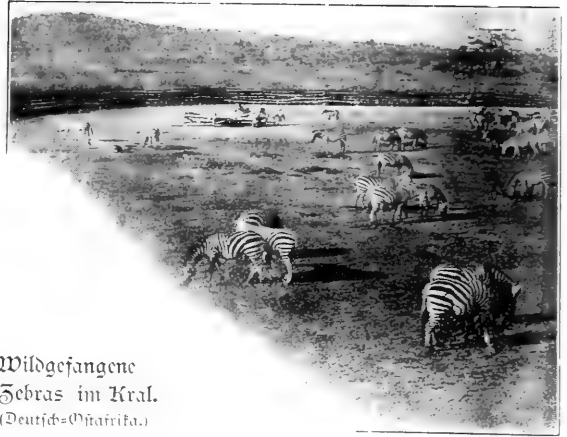
Das Gedächtnis der Raubtiere für Menschen, die ihr Vertrauen gewonnen haben, ist nämlich ganz erstaunlich. Vor reichlich vierzig Jahren kaufte ich einmal ein Paar junger Tiger, wovon einer an einer starken Erkältung erkrankte und über beide Augen eine bläuliche Haut bekam, die das Tier blind machte. Monatelang pflegte ich den kranken Tiger und machte ihm sein Los so erträglich als möglich. Jeden Tag mußte ich zu dem Patienten in den Käfig kriechen, denn

anders war er nicht zu erreichen. Auf diese Weise bildete sich ein vertrauliches Verhältnis und schließlich wurde meine Aufopferung auch belohnt, denn das Tier wurde wieder ganz gesund. Später wurde es mit seinem Genossen an Herrn Professor Peters, den damaligen Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, verkauft. Hier hat das Paar noch lange Jahre gelebt und bis zu seinem Tode hat mir der Tiger, den ich kurierte, die treueste Unhänglichkeit bewahrt. Häufig sah ich ihn lange Zeit nicht, er brauchte aber nur, und zwar ganz unvorbereitet, meine Stimme aus der Ferne zu vernehmen, um sogleich in freudige Aufregung zu geraten. Kam ich näher, so begann er zu mauern und zu schnurren, wie Katzen tun, um mich auf sich aufmerksam zu machen. Nicht eher gab sich das Tier zufrieden, bis ich herantrat und mich eine Weile mit ihm beschäftigte. Ein staunendes Publikum stand manchmal rings umher und wußte nicht, was es aus dieser seltsamen Begegnung machen sollte. Zum Andenken an diesen Tiger habe ich mir von ihm ein Aquarell durch den Tiermaler Leutemann anfertigen lassen, welches noch heute in meinem Besitze ist.

In der ganzen Welt verstreut leben mir stets, wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel, eine Anzahl alter Freunde aus der Tierwelt. Ihr Leben währt nicht so lang als das unsrige, schnell kommt das Alter und der Tod und demgemäß gehören die meisten dieser Erinnerungen und Tierfreundschaften der Vergangenheit an. Einer der Veteranen unter meinen Bekannten ist ein Löwe, der im Zoologischen Garten zu Köln lebt. Er gehörte zu einem Paar, welches ich im Jahre 1890 mit verschiedenen anderen Tieren in einer belgischen Menagerie kaufte. Die beiden Löwen waren von nordafrikanischer Abstammung und damals fünfjährig. Die Tiere waren außergewöhnlich schön und so zahm wie Katzen, sie blieben nur zwei Monate in meinem Besitze, aber diese Zeit genügte, um — wenn ich so sagen kann — eine Freundschaft fürs Leben herzustellen. Täglich verkehrte ich eine gute Weile mit den beiden Tieren und sah sie nur mit Bedauern scheiden. Der eine gelangte in den Zoologischen Garten nach Hamburg, der andere kam nach Köln. Das Tier, welches in Hamburg blieb, ist vor mehreren Jahren gestorben, aber der Löwe



Junges Rhinoceros an Bord.



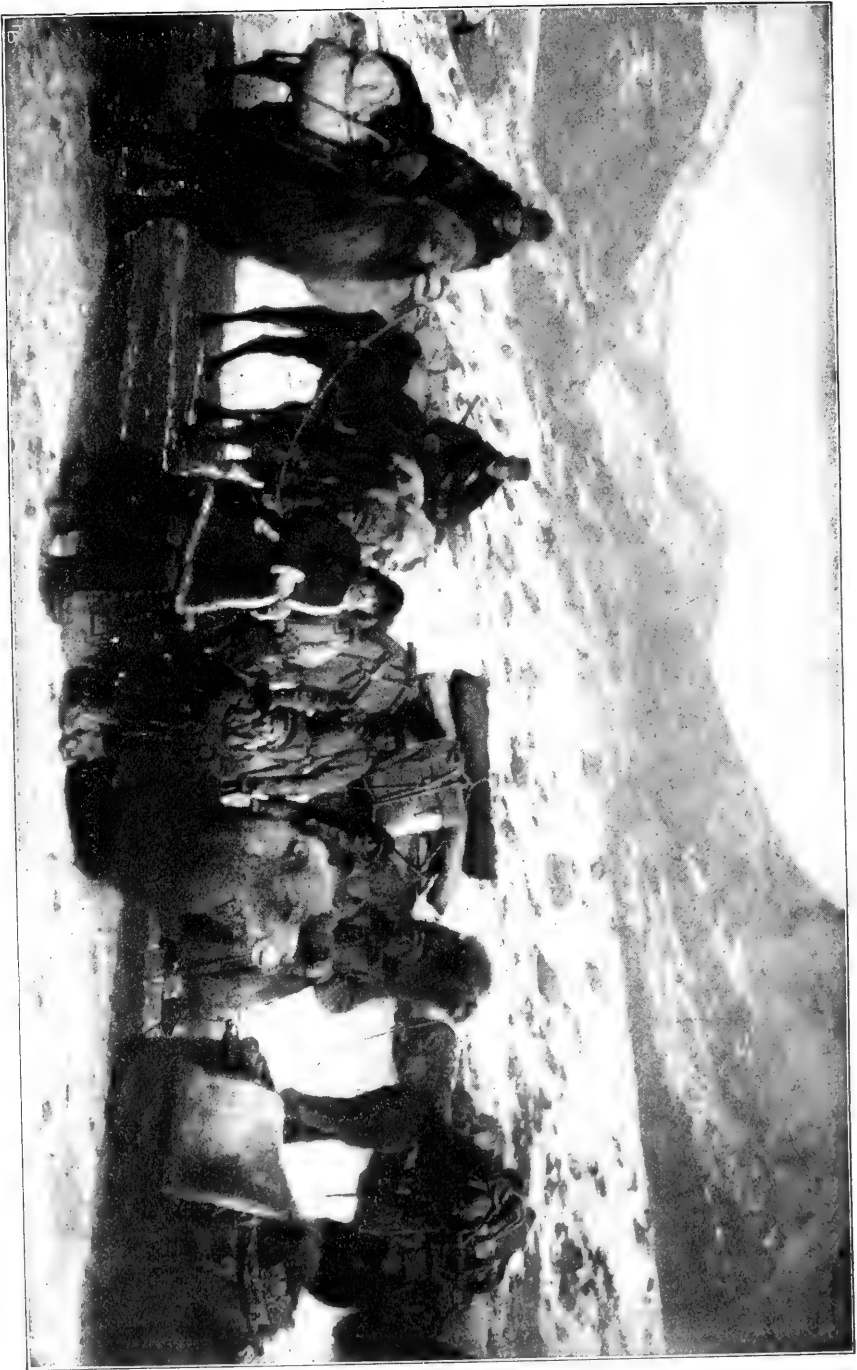
Wildgefangene
Zebras im Kraal.
(Deutsch-Ostafrika.)



Ein Jagdausflug in die Mongolei.



Grieger beim Mittagessen im Zelt.



Zurbernd zum Milchviehfang in der Mongolei.

in Köln lebt noch. Er ist jetzt alt und gebrechlich, hat mich aber nicht vergessen. Auf der Reise nach Köln habe ich einmal im Eisenbahnkupee aus Scherz eine Wette abgeschlossen, daß der alte Löwe mich schon von weitem durch bloßen Zuruf erkennen würde. Und so war es auch. Der Löwe kommt sofort voll Freude an das Gitter und gibt sich nicht eher zufrieden, als bis ich ihn begrüßt und gestreichelt habe.

Im Zoologischen Garten des Bronx Park zu New York machte ich vor einigen Jahren einen ähnlichen interessanten Versuch. Dort leben zwei Löwen und ein Königstiger, die mir einst sehr zugetan waren, mich nun aber lange nicht gesehen hatten. Der Direktor Dr. Hornaday bezweifelte, daß die Tiere mich wiedererkennen würden, und äußerst gespannt begleitete er mich in das Raubtierhaus. Schon als ich in die Tür trat und mich den Käfigen näherte, wurden die Tiere aufmerksam und starrten mich an, wie Menschen es tun würden, die sich auf etwas besinnen, als ich sie aber bei ihren Namen rief, wie ich es in Hamburg zu tun pflegte, sprangen sie sofort auf und liefen mit lautem Schnurren ans Gitter, wo sie sich von mir frauen und streicheln ließen. Dr. Hornaday war ganz erstaunt. Zweifellosere Beweise des guten Gedächtnisses und der Anhänglichkeit von Raubtieren lassen sich wohl kaum geben.

Man braucht übrigens nicht nach New York abzuschweifen, um Proben solcher Anhänglichkeit zu sehen. Mancher Leser, der diese Erzählungen vielleicht etwas übertrieben findet, kann eines anderen belehrt werden, wenn er mich in meinem Tierpark zu Stellingen mit seinem Besuche beehren will. Hier kann er, wie so viele Tausende in den letzten Sommern, sich selbst davon überzeugen, daß auch die wilden Tiere ihren Herrn wohl kennen und ihm ergeben sind. Bei meinen Rundgängen durch den Garten verweile ich stets am längsten bei den größeren Raubtieren, und mit Staunen beobachten die Besucher, wie ich die Tiere nur mit ihrem Namen zu rufen brauche, um sie aus den hintersten Winkeln ihrer Gelasse hervorzulocken. Sie kauern am Gitter nieder, lecken die Hand und freuen sich, wenn man ihnen schmeichelt. Zwar habe ich alle Tiere gern, das liegt mir im Blut, aber die großen Raubtiere sind meine besonderen Lieblinge,

mit ihnen beschäftige ich mich von ihrer frühesten Jugend an und mache sie so zu Freunden. Viele dieser Tiere halte ich trotz ihrer kostspieligen Ernährung länger bei mir fest, als ich in meiner Eigenschaft als Geschäftsmann dürfte, es kommt vor, daß ich gute Gebote rundweg abschlage, weil ich mich nicht von diesen anschnieg samen und aufrichtigen Freunden trennen kann.

In der offenen Raubtierschlucht zu Stellingen kann man einen alten Löwen kennen lernen, der bereits achtzehn Jahre in meinem Besitze ist und das Gnadenbrot erhält. Der Name des alten Knaben ist „Trieft“, so wurde er getauft, als er vor vielen Jahren über Triefst eingeführt wurde. „Triefst“ ist ein großer Somalilöwe und war in seiner Jugend sehr schön, ist auch jetzt noch recht stattlich. Seinem Beruf nach ist er ein Artist und hat auf Kunststreifen einen guten Teil der Welt gesehen. Die Weltausstellungen von Chicago 1893 und St. Louis 1904 hatten die Ehre, „Triefst“ als Gast zu beherbergen. Jetzt ist seine Arbeit zu Ende und es geht ihm jedenfalls besser, als manchen altgewordenen Artisten in der Menschenwelt. „Triefst“ verdient aber auch sein gutes Geschick. Er ist zahm, treu und anhänglich wie ein Hund und wie mit einem Hunde, so verkehre ich auch mit ihm. Im verflossenen Sommer bemerkte ich eines Tages mit Bedauern, daß mein alter Genosse lahm war, und weitere Beobachtung zeigte, daß er Schmerzen litt und abmagerte. Bei genauerer Untersuchung stellte ich fest, daß dem Tier an jedem Hinterfuß zwei Krallen ins Fleisch gewachsen waren. Nun glaubt man vielleicht, daß eine schwierige Operation mit Binden und Knebeln und mit Lebensgefahr für die Operateure nötig gewesen wäre. Nichts von alledem. Mit „Triefst“ geht man um wie mit einem guten, verständigen Menschen. Man legte den Löwen nieder, knipfte die Krallen mit einer großen, scharfen Zange ab und zog die Spitzen heraus. Der Löwe hielt während der ganzen, keineswegs schmerzlosen Prozedur ganz still. Die Wunden wurden während mehrerer Tage gut ausgewaschen und heilten. „Triefst“ ist wieder auf dem Damm, nimmt an Körperumfang zu und lebt das Dasein eines alten vornehmen Paschas.

Als ein Seitenstück zu diesem Löwen, nämlich was Zähmheit

anbelangt, kann ein großer sibirischer Tiger gelten, der im Sommer 1893 aus Wladiwostok an den Zoologischen Garten in Hamburg und von hier aus an mich verkauft wurde. Dieser Tiger war wirklich so zahm wie ein Haustier. Ich konnte alles mit ihm machen und hätte ihn ganz ruhig mit in die Stube nehmen können. Außerdem war es ein schönes Tier und da ich mich nur schwer von ihm zu trennen vermochte, blieb er über ein Jahr in meiner Obhut. Wie ich später feststellte, war das Tier in Wladiwostok ganz jung aufgezogen worden, sicheren Quellen zufolge soll es länger als ein Jahr frei umhergelaufen sein, ohne jemals Schaden anzurichten. Jeden Morgen, wenn ich die Runde machte, besuchte ich meinen Liebling und liebte ihn, während er sich vor Freude umherwälzte. Tief ich indes in der Eile an seinem Käfig vorbei, ohne ihn zu begrüßen, dann machte er mich durch mauende Töne darauf aufmerksam, daß ich noch nicht bei ihm gewesen sei.

Manches von dem, was ich hier schreibe, wird vielen Leuten paradox erscheinen. Die Raubtiernatur ist in der Volksmeinung mit Hinterlist, Wildheit und Grausamkeit verbunden. Aber die Tiere sind nicht grausam. Die Natur hat sie darauf angewiesen, in der Freiheit lebendiges Fleisch zu erjagen und sie müssen töten, um leben zu können. Wir vergessen nur zu leicht, wie viele Millionen Tiere zur Nahrung der Menschheit geschlachtet, erjagt und aus dem Meere gefangen werden müssen, und daß man auch dem Menschen, der seine Mitgeschöpfe töten muß, um seinen Nahrungsbedarf zu decken, den Vorwurf der Grausamkeit machen könnte. Wie wir, liebt auch das Raubtier seine Jungen, es kann zärtlich, dankbar, anhänglich und treu sein. Freilich stößt man auch auf manchen Rowdy, aber dann ist es entweder ein wildgefangenes Exemplar oder ein Opfer schlechter Erziehung. Alle Raubtiere ohne Ausnahme sind, wenn man sie jung erhält und richtig behandelt, zu erziehen wie Haustiere. Die sogenannte „wilde Natur“ kommt nicht zum Durchbruch, wenn man es nicht darauf anlegt, die Tiere in Wut zu versetzen, und das kann man auch mit Tieren, die von Haus aus zahm sind. Was durch Zähmung wilder Tiere zu erreichen ist, darüber habe ich nach und nach wohl mehr Versuche angestellt als irgendeiner der Mitlebenden.

Natürlich muß man auch das richtige Verständnis und eine vorurteilsfreie Liebe zur Tierwelt besitzen. Dann wird man beobachten können, daß in jedem Tiere, wie im Menschen, Gut und Böse verteilt sind und daß das Gute sich entwickeln, das Böse sich unterdrücken läßt. Auch manchen Beweis einer tieferen Gefühlserregung wird man entdecken.

In den siebziger Jahren erhielt ich aus dem ägyptischen Sudan unter verschiedenen Tieren auch ein Paar etwa einjähriger Löwen. Diese Tiere waren in der Seriba im Innern Afrikas im freien und an Ketten gehalten worden. Unter den vielen anderen Tieren, die ganz frei in der Seriba umherliefen, befand sich auch ein Affchen, eine rote Meerkatze, welche sich mit den jungen Löwen anfreundete und ihr Spielgenosse wurde. Auf der Reise nach Europa wurde die Meerkatze stets in der Nähe der Löwen gehalten, man band sie auf dem Käfig fest, in welchem die Löwen durch die Wüste transportiert wurden. Sobald die Karawane ihr Lager aufschlug, wurden die Löwen aus dem Kasten genommen und neben dem Affen angebunden. So machte diese kleine Gesellschaft die Reise bis nach Hamburg. Auch hier wurden die Spielgenossen nicht getrennt, im Gegenteil, die beiden Löwen und der Affe kamen in einen gemeinsamen Käfig. Es war eine Freude, die Tiere miteinander spielen zu sehen. Die ganze Gruppe wurde nach einigen Monaten an den Menageriebesitzer Albert Kallenberg verkauft, der die Tiere noch weitere vier Jahre besaß. Der Affe erhielt bei der Fütterung stets ein kleines Stück Fleisch und verzehrte es, ebenso wie die Löwen ihre großen Stücke verzehrten. Niemals wurde die Harmonie gestört. Aber eines Tages wurde das Affchen durch seinen eigenen Fürwitz doch von dem traurigen Geschick ereilt, das diejenigen trifft, die mit großen Herren Hirschen essen wollen. Das Affchen vermaß sich, Sr. Majestät dem König der Wüste einen Knochen wegzunehmen, und der König schlug in der ersten Ueberraschung so unglücklich nach dem armen Hofnarren, daß er ihn sofort tötete. Die Reue und die Trauer kam hintennach. Wie mir Herr Kallenberg selbst erzählte, haben die beiden Löwen tagelang in mauenden Tönen geklagt und gewinselt, ehe sie ihren Spielgefährten vergessen konnten.

Die allererste Gruppe verschiedener Tiere kaufte mein Vater schon Ende der fünfziger Jahre. Sie bestand aus einem riesigen Bengal-Tiger, einem Leoparden und einem Hund, die einen gemeinsamen Käfig bewohnten und auch zusammen gefüttert wurden, ohne daß man sie voneinander abspernte. Auch diese Gruppe wurde seinerzeit an einen Menageriebesitzer verkauft, der sie jahrelang umherführte, ohne daß Uneinigkeiten ausbrachen.

Mit wildgefangenen Raubtieren ist das Umgehen ein schwierigeres, einen gewissen Schliff kann man ihnen ja durch Geduld beibringen, aber zu den Dressuren, wie man sie jetzt überall vorführt, sind diese in ausgewachsenem Zustande eingefangenen Raubtiere nicht zu gebrauchen. Wenn irgendein Tierbändiger behauptet, er könne einen wildgefangenen Löwen oder Tiger derartig dressieren, wie es jetzt mit jungen Tieren in der zahmen Dressur geschieht, so ist dies einfach Humbug. Bis zu einem gewissen Grade nur gewöhnen sich viele dieser Tiere an den Menschen. Den wildesten Tiger, den ich je gesehen habe, erhielt ich zu Anfang der neunziger Jahre von Kalkutta, er war auch zugleich der größte und schwerste Bengal-Tiger, der mir vorgekommen war. Vielleicht war es überhaupt das wildeste Tier, welches ich kennen gelernt habe. Erst wenige Monate vorher war es eingefangen worden, in meinen Besitz gelangte es durch Tausch aus dem Zoologischen Garten in Kalkutta. Am ersten Tage seines Hamburger Aufenthaltes, als ich mich dem Käfig näherte, flog das Tier förmlich an das Gitter und streckte die Vorderpranken so weit heraus, als es nur konnte, um mich zu erhaschen. Ich befehligte mich einer achtungsvollen Entfernung. Die Wildheit des Tigers konnte mir indes nicht sehr imponieren und ich zeigte es ihm. Täglich machte ich dem Tiere meinen Besuch, imitierte, sobald ich in seine Nähe kam, das Schnurren der Tiger, redete es sozusagen in seiner eigenen Sprache an. Das Tier wurde von Tag zu Tag ruhiger, es sprang zwar noch aus seiner Ecke heraus wütend gegen das Gitter, schlug aber bald nicht mehr mit den Tagen nach mir. Nach acht Tagen begann ich, dem Tiger bei jedem Rundgang ein kleines Stück Fleisch mitzunehmen, der Weg zum Herzen geht durch den Magen — und nicht nur bei den Tieren. Nach vier Wochen konnte ich es

bereits wagen, das Tier zu berühren, aber äußerste Vorsicht war dabei nötig, denn ab und zu forderten diese Versuche das Tier heraus, mit seinen Pranken gegen mich loszuschlagen. Diesen Tiger habe ich etwa drei Monate beherbergt. In der letzten Zeit hatte er schon begriffen, daß man ihm nichts Böses antun wollte, er kam freiwillig ans Gitter, legte sich nieder und ließ sich von mir streicheln. Seine Wildheit hatte er vergessen. Sie kehrte auch nicht zurück, denn im Dresdener Zoologischen Garten, wo das Tier untergebracht wurde, ward es schließlich so zahm, daß Direktor Schoepf, wie auch der Wärter, es ruhig anfassen und lieblosen durften.

Einen anderen Fall schneller Zähmung, diesmal von seiten eines Privatmannes, erlebte ich in meinem Garten in Stellingen. Im Sommer 1905 erhielt ich von meinem Bruder John Hagenbeck aus Colombo einen wildgefangenen Leopard, welcher sich erst seit ganz kurzer Zeit in der Gefangenschaft befand. Diesen Leopard verschenkte ich an den Schweizer Bildhauer *Urs Eggenschwyler*, der die schönen Felspartien des Stellingener Tiergartens geschaffen hat. Eggenschwyler ist ein außerordentlicher Tierfreund, hält selbst stets einige Löwen und Leoparden zu seinem Vergnügen, und das Geschenk machte ihm deshalb große Freude. Er versicherte, daß es keine vierzehn Tage dauern würde, bis er den Leopard soweit dressiert hätte, daß er sich in seinem Käfig auf Kommando mehrere Male herumwälzen würde. Diesen Trick hatte der Künstler schon früher einigen wildgefangenen Tieren in Zürich beigebracht; er glückte auch diesmal, denn wirklich dauerte es keine vier Wochen, da hatte er seinen Panther soweit, daß er sich achtmal hintereinander umdrehte. Zum Lohn gab es natürlich jedesmal ein Stück Fleisch.

Dem Publikum, das mit heimlichem Grauen den Vorführungen der Tierbändiger bewohnt, mag es so scheinen, als ob ich hier aus der Schule schwatze, und als ob die Raubtiere eigentlich nur eine Art fleischfressende Lämmer seien. Ich schreibe indes nur die Wahrheit, in meinem Kapitel über die Dressuren wird man sehen, daß die Sache doch nicht so ganz einfach ist. Der vielfachen Gutmütigkeit der Raubtiere aber hat mancher, der mit ihnen beruflich zu tun gehabt hat, sein Leben zu danken.

Mir fällt da ein eigenartiges, nächtliches Abenteuer ein, geeignet, auch dem Nützigsten das Gruseln zu lehren. Anfang der sechziger Jahre brach ich mit einem großen Tiertransport, der aus Frankreich und Belgien stammte, von Köln nach Hamburg auf. Unter den Tieren befand sich auch ein vierjähriger Löwe, den ich von Dr. Bodinus aus dem damals noch neuen Kölner Garten eingetauscht hatte. Alle Tiere wurden in Gitterkästen eingepackt und zusammen in einem Waggon verladen. Als Begleiter ging der damalige Inspektor des Zoologischen Gartens in Köln, namens Druard, mit, der früher Oberwärter in der Menagerie von Christian Berg gewesen war. Als alles fest und sicher verstaubt war, machte Druard sich's in dem Waggon auf einem Kasten bequem und schob die Tür zu.

Durch die Nacht rollte der Eisenbahnzug. Druard lag in tiefem Schlummer, vielleicht umgaukelte ihn gerade ein schöner Traum. Plötzlich fühlte er einen schweren Druck auf seiner Brust und erwachte. Im Dunkel leuchteten dicht vor seinem Gesicht zwei grünliche Lichter, ein heißer Atem wehte ihn an und zaghaft um sich greifend, faßte er in die zottige Mähne des Löwen. Eine Sekunde lag der zu Tode Erschrockene ganz ruhig, er hoffte, daß alles nur ein wüster Traum sei, aber es war Wirklichkeit. Der Löwe hatte sich aus seinem Kasten befreit und stattete dem einsamen Schläfer einen Besuch ab. An den Verkehr mit Tieren gewöhnt, faßte Druard sich schnell, das Tier war ihm als gutmütig bekannt, es galt, keine Furcht zu zeigen. Bis zur nächsten Station mußte er mit dem Löwen den Raum teilen, da half kein Gott. Alles kam darauf an, den Löwen bei guter Laune zu erhalten und ihn zugleich irgendwo dingfest zu machen, damit nicht unter den eingeschlossenen Tieren und dem befreiten Löwen Händel ausbrächen. Geschah dies, dann war auch der Mann verloren. Ruhig löste Druard eine seidene Schärpe, die er um den Leib trug, und legte sie wie einen Strick um den Hals des Löwen. Dann tastete er sich durch den rollenden und schüttelnden dunklen Wagen bis zur Tür und band den Löwen an einem Griff fest. Die Minuten, die Druard in seiner gefährlichen Situation zubrachte, mögen ihm zu Stunden geworden sein. Auf der nächsten Station schlug er Lärm,

ließ sich durch den Schaffner eine Laterne in den Wagen reichen und es glückte ihm, den Ausbrecher wieder in seinen Kasten zu befördern, vor den nun eine Anzahl anderer schwerer Kisten hingeschoben wurde. Erst in Harburg, wo damals die Tiere ausgeladen wurden, konnte der Löwenkäfig vernagelt werden. So endete dieses unblutige Abenteuer, das einem ängstlichen und unbesonnenen Manne leicht hätte den Hals kosten können.

Die Fälle, in denen Menschen von gefangenen Raubtieren angefallen und zerfleischt werden, sind glücklicherweise selten. Häufiger sind die Kämpfe der Tiere untereinander, wenn sie nicht sorgfältig beobachtet und gegebenen Falles getrennt werden. Wie in der Menschenwelt, so heißt es auch hier meistens: *cherchez la femme*. In einer Gruppe, welche Heinrich Mehrmann in Chicago, Berlin und anderen Plätzen vorführte, befanden sich der große importierte Kaplöwe „Leo“ und der bengalische Königstiger „Castor“. Der Löwe war Junggefelle, aber der Königstiger hatte eine sehr schöne Bengaltigerin zur Gemahlin. Praktischer als die Menschen, lieben die Tiere nur in bestimmten Zeiträumen. Als ein solcher heranrückte, verliebte sich der Löwe in die Tigerin und es entstand zwischen den beiden Rivalen ein gespanntes Verhältnis, das mit einer großen Kampflust einherging. Der Tiger war eifersüchtig wie ein Türke, der Löwe im Vollbewußtsein seiner Kraft kehrte sich nicht daran und machte der gestreiften Schönen trotzig den Hof. Da, eines Morgens, als ich in meinem Tierpark am Neuen Pferdemarkt spazieren ging, tönte mir aus dem großen Außenkäfig ein furchtbares Gebrüll entgegen. Sofort eilte ich auf den Kampfplatz. Richtig, zwischen dem Löwen und dem Königstiger fand ein blutiges Duell statt. Beide standen auf den Hinterbeinen und gaben einander so gewaltige Ohrfeigen, daß die Haare nur so im Käfig herumstoben. Den Unblick, als die beiden großen Tiere in Kampfstellung einander gegenüber standen, beide ihrer Stärke bewußt, im Begriffe, auf Leben und Tod miteinander zu kämpfen, werde ich nie vergessen. Die Tiere waren aber zu wertvoll, als daß diese Eifersuchtsaffäre mit dem Tode des einen von ihnen hätte enden sollen. Schnell sprang der Wärter dieser Gruppe, welcher zufällig in der Nähe war, in den kleinen Vorkäfig



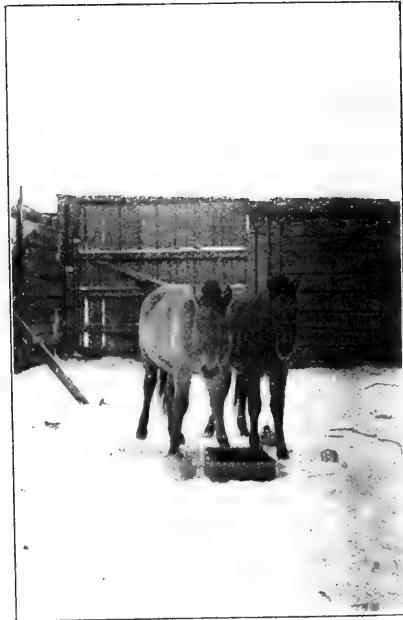
Equipage des chineſiſchen Gouverneurs in Kobdo.



Mongoliſches Gehöft.



Der Kobdofluß in der Mongolei.



Wildpferde.

und von hier mutig in den großen Käfig, wo er durch Anrufen und Knallen mit der Peitsche die Rivalen auseinandertrieb. Zahlreiche Haarbüschel und Blutspuren waren Zeugnis des stattgefundenen Kampfes.

Alle Raubtiere, und besonders die Löwen und Tiger, sind während der Brunstzeit sehr aufgeregt. In Dressurgruppen, in denen Löwen und Löwinnen tätig sind, muß man die männlichen Tiere oft während einer längeren Zeit ganz und gar von der Gruppe absondern. Wo der Dressieur dies unterläßt, läuft er Gefahr, daß es ihm heimgezahlt wird, und daß er selbst einen Klaps abkriegt. Ich habe es an meinen besten vierfüßigen Freunden erlebt, daß sie mir während dieser Zeit mürrisch begegneten und ganz unzugänglich waren. Man muß sich während solcher Perioden nach verschiedenen Seiten hin in acht nehmen. Die Verliebtheit der Tiere nimmt eine Art Siedegrad an und noch größer als die Zärtlichkeit gegen die Geliebte ist die Eifersucht auf etwaige Nebenbuhler. Und einen Nebenbuhler sieht der verliebte Löwe in jedem, der sich der Löwin nähert. Er ist komischerweise nicht nur eifersüchtig auf seinesgleichen, sondern sogar auch auf Menschen, die Wärter nicht ausgenommen, sobald sie sich der Löwin nähern.

Löwen werden nach meinen Erfahrungen bei guter Pflege leicht über dreißig Jahre alt. Es liegt auf der Hand, daß zuweilen Tiere in meinen Besitz kommen, deren genaue Bekanntschaft ich schon einmal, vielleicht Jahre vorher, gemacht habe. So befand sich in einer Menagerie, die ich vor mehreren Jahren kaufte, eine Löwin, welche ich schon vierundzwanzig Jahre vorher besessen hatte. Für diese Matrone war natürlich schwer ein Abnehmer zu finden. In jener Zeit hatte ich gerade eine Löwin zu Zuchtzwecken an den Zoologischen Garten in Köln geliefert, aber Direktor Funk, der damals die Leitung hatte, war mit dem Exemplar nicht so recht zufrieden. Ich lud ihn ein, nach Hamburg zu kommen und ein anderes Tier auszusuchen. Die alte Löwendame erfuhr bei dieser Gelegenheit einen sehr schmeichelhaften Vorzug. Sie hatte sich gut konserviert, war von seltener Schönheit, besaß ihr volles Gebiß und sprang, als ich mich dem Käfig näherte, vor Freude so lebhaft hin und her, daß

man ihr die Jahre, welche sie auf dem Buckel hatte, nicht anmerkte. So kam es, daß Direktor Funk sich unter allen Löwinnen gerade dieses alte Weib aussuchte. Als ich ihn, zwar unhöflicher Weise gegen die Löwendame, aber ehrlicher Weise gegen den Käufer, auf den Catbestand aufmerksam machte, glaubte er mir nicht, und meinte, ich wolle ihm das schöne Exemplar nur nicht verkaufen. Hätte ich ihn ziehen lassen, dann würde er wohl wenig Vergnügen von dieser Zuchtlöwin gehabt haben. Nach meinen Beobachtungen sind diese Tiere wohl bis zum sechzehnten Jahre noch fortpflanzungsfähig, über diese Zeit hinaus aber nicht mehr. Der Direktor, dessen Irrtum durch das jugendliche Aussehen der Löwin entschuldigt wird, erhielt ein anderes Tier, das sich denn auch vorzüglich bewährt hat.

Schon mit zweieinhalb Jahren können Löwen als zuchtfähig gelten, um aber kräftige Junge zu erzielen, ist es geratener, ein Jahr länger zu warten. Bei Tigern trifft die Zuchtfähigkeit, nach meinen Beobachtungen, in der Gefangenschaft erst ein Jahr später ein. Die Fortpflanzungsfähigkeit dauert bei allen Katzenarten etwa zwölf Jahre, hört also mit dem sechzehnten oder siebzehnten Jahre auf.

Meine erste Erfahrung auf diesem Gebiete reicht in das Jahr 1870 zurück. Damals brachte ein ungarischer Reisender zwei Paar ausgewachsene, riesige Jaguare und ein kolossales Pumamännchen aus Paraguay herüber. Die Jaguare, die der Ungar an Ort und Stelle selbst gefangen hatte, waren schon ziemlich alte Tiere. Obgleich ich die Tiere gern in meinen Besitz gebracht hätte, mußte ich des hohen Preises wegen von dem Kauf Abstand nehmen. Dagegen kaufte sie der Menageriebesitzer Manders, welcher damals die größte Menagerie in England besaß, und dieser hat von den Tieren verschiedene Würfe gezogen, die auch von ihren Müttern vorzüglich aufgebracht wurden.

Ich selbst habe unter vielen anderen glücklichen Versuchen im Jahre 1906 von einem Paar wildgefangener Schneepanther zwei schöne Junge gezogen, die von der Mutter zärtlich gepflegt wurden. Die Eltern waren Krüppel, beiden fehlte je ein Hinterfuß. Da diese Tiere sich schwer verkaufen ließen, arrangierte ich ihnen in einem Wagenkäfig einen schönen Schlupfwinkel, und stellte den Käfig so

auf, daß die Tiere in keiner Weise gestört werden konnten. Nach kaum zwei Monaten waren Anzeichen einer gegenseitigen Zuneigung zu bemerken, und Mitte Mai meldete mein Wärter, daß zwei Junge angekommen seien. Selbstverständlich wurde nun erst recht auf Ruhe gesehen, nachmittags wurden die Tiere gefüttert und getränkt, und der Wagen gereinigt, in der übrigen Zeit ließ man die Tiere in Frieden. Nach vier Tagen nahm ich auf einen Augenblick die Klappe fort, welche den Schlupfwinkel abschloß, und nun sah ich zwei niedliche Junge in einem Nest, welches die Alten mit Haaren aus ihrem Winterpelz warm ausgepolstert hatten. Leider fanden wir den Vater dieses Wurfes vier Wochen später tot im Käfig vor. Die Mutter aber und die Jungen leben heute noch.

Die Löwen und Tiger, welche in der Raubtierschlucht meines Tierparks untergebracht sind, die bekanntlich kein Gitter besitzt, sondern nur durch einen Graben vom Publikum getrennt ist, werden Sommer und Winter ohne Ausnahme jeden Tag ins Freie gelassen. Das Wetter geniert die Tiere sehr wenig, sie toben im Winter viel mehr im Freien herum als im Sommer, wenn es heiß ist. Jeden Morgen wird die Schiebetür zwischen Käfig und Schlucht geöffnet, so daß die Tiere hinausgehen können, aber es steht in ihrem Belieben, sich stets wieder in den inneren Raum zurückzuziehen. Die Natur kommt den Tieren zu Hilfe und ermöglicht es ihnen, sich dem Klima anzupassen. Wir haben die Beobachtung gemacht, daß die exotischen Tiere, die im Winter nicht eingesperrt werden, einen dichteren Pelz bekommen, der sie gegen die Kälte schützt. Ich bin völlig überzeugt, daß man Löwen in irgendein beliebiges Klima verpflanzen kann, wenn man sie in jugendlichem Alter im Frühling ins Freie läßt; auch nehme ich an, daß solchen Löwen, genau wie den sibirischen Tigern und Panthern, schließlich im Winter ein Wollpelz unter den Haaren wachsen würde.

Da, wie ich schon erzählt habe, auch ohne Zutun der Menschen Liebesverhältnisse zwischen Löwen, Tigern und anderen Katzenarten vorkommen, so liegen Kreuzungsversuche nahe. Ich habe von Löwen und Königstigern mehrfach Junge gezogen, und besitze noch jetzt von solchen Bastarden ein Männchen im Alter von fünfenehalb Jahren.

sowie ein Männchen und ein Weibchen im Alter von dreieinhalb Jahren. Der Herr Papa war ein kleiner Somalilöwe und die Mutter eine ebenfalls nur kleine Bengaltigerin. Die aus dieser Mesalliance hervorgegangenen Produkte sind aber bedeutend größer als die Eltern. Der eine männliche Bastard besitzt eine solche Größe und so kolossale Körperformen, daß er allein so viel wiegt wie die beiden Alten zusammen. Es sind schöne, große, eminent kraftvolle, ganz schwach gestreifte Tiere mit starkem Kopf. Wer sie zuerst sieht, glaubt in einen Verierspiegel zu blicken, und weiß im Augenblick nicht, ob er Löwen oder Tiger vor sich hat. Die Tiere sind außergewöhnlich zahm, von mildem Temperament, jedoch nach den bisherigen Beobachtungen leider nicht fortpflanzungsfähig.

Eine Kreuzung von Leopard und Silberlöwe wurde auf meine Veranlassung in einer kleinen englischen Menagerie vorgenommen. Es wurden auch mehrere Junge erzielt, doch gingen alle zugrunde, bis auf eins, das aber weder in Größe noch Aussehen ein bemerkenswertes Produkt darstellte. Auch zwischen einem Königstiger und einem Leopardeweibchen hatte sich im Garten einmal etwas angepönnen, das Junge wurde zu früh geboren und war nicht lebensfähig. Ich weiß ferner von einer glücklichen Ehe zwischen einem Löwen und einem Leopardeweibchen, die sich in einer kleinen deutschen Menagerie unter Tieren, die aus meinem Besitz stammten, abgespielt hat. Dreimal warf die Leopardin, aber leider entpuppte sie sich als ein Scheusal ohne jedes mütterliche Gefühl, denn sie fraß ihre Jungen gleich auf. Einmal gelang es dem Besitzer, der Rabennutter die Kinder wegzunehmen, doch leider brachte er sie nicht hoch und warf die Kadaver fort, anstatt sie in Spiritus für die Wissenschaft zu konservieren.

Sehr interessante Bastarde wurden in dem jetzt leider eingegangenen Zoologischen Garten zu Stuttgart durch Herrn Will gezüchtet, nämlich von Braunbären und Eisbären. Kürzlich sah ich noch einige dieser Tiere, die sich jetzt im Zoologischen Garten zu London befinden. Sie sind sehr schwer und groß, aber nicht größer als die Eltern. Der eine ist ein ganz komischer Kerl, nämlich ein Scheffel, sein Fell ist halb graubraun und halb weiß. Wie die alten

Landsknechte in der alten Zeit, scheint er ein verschiedenfarbiges Wams und unegal gefärbte Hosenbeine zu besitzen.

Die Schwierigkeit des Umgehens mit Raubtieren in der Gefangenschaft beginnt erst mit der Dressur, denn hier wird den Tieren etwas abverlangt, was ihrer Natur fremd ist. Erziehung aber, Studium des Tiercharakters und Spekulation auf das Gute, das in jedem Wesen schlummert, tragen auch auf diesem Gebiete den Sieg davon.

III.

Elefanten-Erinnerungen.

Die allgemeine Ansicht, daß der Elefant zu den klügsten Tieren gehöre, kann auch ich bestätigen. Mehr als bei den meisten anderen Tieren treten beim Elefanten individuelle Eigentümlichkeiten hervor, die jedem Exemplar seinen besonderen Charakter verleihen. Erstaunlich sind Gedächtnis und leichte Auffassungsgabe. Geistig sind diese Tiere keine Dickhäuter. Sie besitzen etwas Entschiedenes in ihrer Liebe, wie in ihrem Haß, treffen eine sorgfältige Auswahl unter denen, welche sie mit ihrer Gunst beschenken, und unter ihresgleichen nimmt diese Auswahl, besonders in Liebesangelegenheiten, ganz bestimmte Richtungen an. Darwin wunderte sich darüber, daß ein gewisser englischer Hengst nicht alle Stuten annahm, die man ihm zuführte, sondern einige bevorzugte und andere verschmähte. Der Elefant ist dem Pferde weit voraus und besitzt ein ausgesprochenes, beinahe dem menschlichen Gefühl verwandtes Differenzierungsvermögen.

In dieser Beziehung hatte ich häufig Gelegenheit, die interessantesten Studien zu machen. Von diesen Tieren kann man im wirklichen Sinne des Wortes sagen, daß sie sich verlieben können. Nicht verlieben im allgemeinen, sondern in ein bestimmtes Individuum, dessen Bild sie ganz ausfüllt. In meinem Elefantenpark verliebte sich vor einigen Jahren ein eben zur Reise gelangter Bulle in ein junges Weibchen. Die Zuneigung war eine gegenseitige und es war hochinteressant, die beiden Tiere einander zärtlich lieblos zu sehen. Mit allen Mitteln habe ich um der Wissenschaft willen versucht, einen Keil in diese Ehe zu treiben, aber es gelang nicht,

obgleich wahrhaft raffinierte Mittel angewendet wurden. Bei einer Gelegenheit wurde dem Liebhaber während eines Schäferstündchens die Geliebte entführt, und an ihre Stelle eine andere, etwas ältere, recht verliebte Elefantenkuh gesetzt — aber er verschmähte sie und gebärdete sich ganz verzweifelt.

Groß, wie die Liebe der Ehegatten untereinander, ist auch die Liebe und Zärtlichkeit gegen die Jungen. Auch den Verkehr zwischen Eltern und Kindern habe ich häufig beobachten können. Aber weit interessanter war es mir, zu sehen, daß auch andere Elefanten, die nicht zur Familie gehören, sich spielend mit den Jungen beschäftigen, und ganz offenbar ein ähnliches zärtliches Gefühl für die Kinder ihrer Welt besitzen, wie wir für die Kinder der unsrigen. Die Elefantenkälbchen sind so munter und spielerisch, wie Zicklein. Sie sind zu allen möglichen mutwilligen Streichen und Neckereien aufgelegt, kriechen fremden Elefanten unter den Bauch und stoßen sie, und führen allerlei Bewegungen aus, die man einem so plumphen Tier kaum zutrauen würde. Mit meinen indischen Hornaks führten die Elefantenkälber manchmal förmliche Ringkämpfe auf, und lag ein Mann, vom Gegner niedergebort, am Boden, dann trampelte der kleine Sieger vor Freuden mit allen Vieren auf ihm herum.

Aus dem Familienleben, wenn man so sagen kann, der Elefanten ergibt sich schon, daß es sich um geistig hochentwickelte Tiere handelt. Vieler Elefanten mit ganz bestimmten Charaktereigenschaften erinnert man sich, als ob es sich um Menschen handelte. Eine große Anzahl Elefanten ist durch meine Hände gegangen, und ich habe ihre Stammeigenschaften, wie ihre individuellen Charaktere genau kennen gelernt, indes bin ich gerade durch Elefanten verschiedene Male in Todesgefahr gekommen. Kluge Tiere sind mit Saunen behaftet, die man im Verkehr nicht immer in Rechnung ziehen kann, außerdem sind die Bullen in gewissen Zeiten unberechenbar und gefährlich. Schon zu Ende der sechziger Jahre war ich nahe daran, von einem Elefanten getötet zu werden. Ich hatte damals in Triest eine Menagerie gekauft, zu welcher auch ein acht Fuß hoher, weiblicher Elefant gehörte, ein ganz gutmütiges Tier, das nur hin und wieder seine Mucken hatte — wie alle weiblichen Wesen. Es dauerte jedoch

nicht lange, da hatte ich mich mit „Eissy“ angefreundet, ich ging nie vorbei, ohne ihr eine Hand voll Futter zu reichen, und die Dame sah mich denn auch mit den Augen der Liebe an. Unschuldigen Herzens, wie ich immer mit meinen Tieren verkehrt habe, ahnte ich denn auch nicht, daß es sich hier um einen Fall krasser Heuchelei handelte. Der Elefant pflegte ein Kunststück auszuführen, welches darin bestand, daß er seinen Wärter auf Kommando mit dem Rüssel in die Höhe hob, und dann langsam wieder zur Erde setzte. Das Kommando, welches diesem Trick vorausging, lautete: „Eissy, Apport“. Eines Tages, um die Mittagszeit, fand ich die Elefantendame allein in ihrem Stall, der Wärter war nicht anwesend. Da mußte mich der Teufel reiten und mir das Verlangen eingeben, von der Schönen auf dieselbe Weise umarmt und in die Höhe gehoben zu werden, wie sie es mit ihrem Wärter zu tun pflegte. Ich ging also an Eissy heran, schmeichelte ihr, fütterte sie mit einigen alten Rundstücken, faßte sie dann an den Rüssel und rief: „Eissy, Apport“. Was die Heuchlerin nun mit mir aufstellte, ist geradezu eine Gemeinheit und kann einem den Glauben an das weibliche Geschlecht verleiden. Scherzhaft war die Sache übrigens damals nicht, sondern lebensgefährlich, und um ein Haar hätte ich daran glauben müssen. Eissy kam dem Befehl zwar sofort nach, aber ich merkte gleich — freilich als es schon zu spät war — daß sie nichts Gutes im Sinne hatte, denn sie umfaßte mich sehr unsanft. Im nächsten Augenblick schwebte ich in der Luft. Anstatt mich aber nun wieder auf den Boden zu setzen, schlug Eissy meinen Körper auf die vor ihr befindliche Holzbarriere, und zwar mit solcher Wucht, daß ich fast besinnungslos in die Menagerie hinübersflog. Hier blieb ich liegen und meinte nicht anders, als daß mir alle Knochen im Leibe zerbrochen seien. Aber Eissy hatte, für mich glücklicherweise, eine Körperstelle mißhandelt, die etwas aushalten konnte. Wäre ich seitwärts auf die Barriere aufgeschlagen, so hätte die Affäre mich bestenfalls zum Krüppel gemacht. Nach einer Weile erst erschien der alte Wärter Philipp, leistete mir erst Hilfe und machte mir dann berechtigte Vorwürfe über meinen Leichtsin. Wochenlang humpelte ich mit Schmerzen in allen Körperteilen und Knochen herum. Ob die



Mutterstuten mit Fohlen des Wildpferdes.



Yak-Herde am Vulkan.



Junges Argali.



Argali (Wildschaf).

dumme Elefantenkuh heimlich darüber gelacht hat, weiß ich nicht. Meine Liebe hatte sie verscherzt.

Einen ebenso ernsten, womöglich noch gefährlicheren Fall erlebte ich mit einem fast sechs Fuß hohen Elefanten, welcher achtzehn Zoll lange Stoßzähne besaß. Ich hatte damals einen größeren Tiertransport nach Amerika zu verschiffen, zu welchem auch dieser große männliche Elefant gehörte. Da ich selber am Hamburger Sternschanzenbahnhof zu tun hatte, denn die Tiere wurden damals über Bremen nach Amerika geschickt, überließ ich es den Wärtern, das Tier vom Stall zum Bahnhof zu bringen. Während ich im Waggon damit beschäftigt war, Kästen zu verstauen, wurde der Elefant, der sehr unruhig war, in den Waggon gebracht und in einer Ecke befestigt. Die Leute entfernten sich wieder, um andere Tiere zu holen, ich blieb mit dem Elefanten und nur einem meiner Leute allein. Während ich nun nichts ahnend beschäftigt war, erhielt ich plötzlich von hinten einen furchtbaren Stoß, sah an beiden Seiten die Zähne des Elefanten schimmern, und wurde mir blitzschnell bewußt, daß das Tier mich an die Wand zu speißen versuchte. Der Stoß war heftig, aber glücklich, ich geriet mit dem Körper zwischen die Zähne, die mich furchtbar klemmten, zugleich wurde ich gegen die Wand gepreßt, machte aber wahrscheinlich instinktiv eine gewaltsame Drehbewegung und lag im nächsten Augenblick stöhnend am Boden. Von hier riß mich der mit im Wagen befindliche Mann fort. In dem Augenblick, als ich zusammenstürzte, glaubte ich, mir sei das Kreuz gebrochen, so furchtbar war der Schmerz im Rücken, aber ich war wieder einmal mit einem blauen Auge davongekommen. Bei der ärztlichen Untersuchung wurden Hautabschürfungen und Quetschungen festgestellt, aber keine ernstliche Verletzung. Die Zähne waren an beiden Seiten des Körpers durch Rock und Hose gegangen, das Vieß hatte mich genau so an den Kasten gespießt, daß die Zähne auf beiden Seiten hart an den Rippen vorbeigegangen waren. Wäre das Tier auch nur zwei Zoll weiter von links oder rechts gekommen, dann hätte es mich durchbohrt, und ich wäre unrettbar verloren gewesen.

Von einem dritten bössartigen Elefanten will ich noch erzählen,

der Mitte der achtziger Jahre in meinem Besitze war. Es war ein siebeneinhalb Fuß hoher, männlicher Arbeitselefant, dessen Charakter derartig ausartete, daß ich schließlich gezwungen war, sein Todesurteil zu unterzeichnen. Das Tier hatte schon mehrfach Proben von Börsartigkeit und gefährlicher Laune gegeben, war aber noch geschont worden. Eines Tages hieb es plötzlich auf einen seiner Führer ein, so daß dieser zu Boden geschleudert und nur durch das Hinzuspringen eines mit dem Elefanten ganz vertrauten Wärters gerettet wurde. Unter dem Zuspruch dieses Wärters schien der Elefant sich etwas zu beruhigen. Ich besorgte Rüben und Brot, womit das Tier gefüttert wurde, zugleich wurden aber auch kräftige Tauere gebracht. Eines davon befestigte der Wärter an einem Vorderfuß, ein anderes an Hinterfuß. Nun wurde das Tier langsam und vorsichtig dem Stall zugeführt, ich ging voraus und befestigte die vordere Leine an einem großen Eisenpfosten, den ich mit dem Tau solange unwickelte, bis der Elefant schließlich auf dem Platze stand, der für ihn bestimmt war. So schnell es ging, befestigte dann der Wärter das hintere Tau an einem in der Wand angebrachten Ring und wollte sich nun hinter zwei anderen Elefanten, die neben dem Wildgewordenen standen, fortschleichen. In diesem Augenblick brach die Wut des Riesen aufs neue los. Da die Tauere ihn hielten, stieß er seitwärts mit einer so kolossalen Wucht gegen das neben ihm stehende Weibchen, das ebenso groß war, wie er selbst, daß das Tier glatt auf die Seite fiel und fast noch ein anderes mit sich gerissen hätte. Viele Proben von Elefantenkraft hatte ich schon gesehen, aber dieses Athletenstückchen war der Gipfel.

Schwer entschließt man sich nur zur Tötung eines kostbaren Tieres, aber in diesem Falle war mein Entschluß schnell gefaßt. Der Elefant mußte beseitigt werden, man durfte nicht warten, bis ein Unglück geschehen war.

Die Hinrichtung mußte aber noch ein wenig verschoben werden, weil ich am nächsten Tage eine Reise nach England antrat. Hier erzählte ich die Geschichte zufällig Herrn Rowland Ward, der für einen großen Kreis von Sportsleuten Tiere ausstopft und Köpfe präpariert. Mister Ward machte mir darauf einen originellen Vor-

schlag. Er wollte das Tier kaufen, wenn es billig zu haben war, denn er glaubte leicht einen Sportsmann finden zu können, dem es fünfzig Pfund Sterling wert sei, einmal einen Elefanten schießen zu können. In der That meldete sich durch die Vermittlung meines Bekannten ein Mister W., der innerhalb einer Woche mit nach Hamburg reisen wollte, um das große Wild an Ort und Stelle zu erschießen. Tatsächlich trafen die beiden Gentlemen mit einem ganzen Arsenal verschiedener Gewehre in Hamburg ein, und am nächsten Tage sollte denn in meinem Etablissement am Neuen Pferdemarkt die sonderbare Jagd — im Stall — stattfinden. Um zehn Uhr vormittags wollte der Schütze eintreffen und inzwischen wurden alle nötigen Vorbereitungen getroffen. Die Polizei wurde benachrichtigt und entsandte einige ihrer Vertreter. Um der Sache mehr Relief zu geben, ließ ich den Elefanten ins Freie führen und hinter dem Elefantenhause an der Mauer derartig befestigen, daß er nicht losbrechen konnte, die Mauer selbst wurde mit zweieinhalb Zoll dicken Bohlen besetzt, um das Zurückspringen der Kugel unmöglich zu machen. Der große Moment nahte, die Uhr wurde zehn und alles war bereit, nur der Schütze mit seinen Gewehren fehlte. Als eine Stunde vergangen war, eilte ich in die Stadt und holte die Herren ab. Um zwölf Uhr waren wir endlich zur Stelle. Und nun spielte sich eine merkwürdige Tragikomödie ab. Der Sportsmann hatte zwar seine sämtlichen Mordwaffen mitgebracht, konnte sich aber nicht entschließen, auf den Elefanten zu schießen. Das Jagdfieber schien ihn ergriffen und nervös gemacht zu haben. Einer meiner Reisenden, der zufällig anwesend war, erbot sich, den Schuß abzugeben, aber auch hiermit war der Käufer des Elefanten nicht einverstanden. Endlich schlug ich ihm vor, das Tier erdrosseln zu lassen, wogegen er nichts mehr einzuwenden hatte. Der Verurteilte wurde jetzt in den Stall zurückgeführt, hier ließ ich eine Schlinge um seinen Hals, das Tauende um eine Winde legen, die an einem Querbalken unter der Decke angebracht wurde, und sechs meiner Leute zur Exekution antreten. Als alle das Tau in Händen hielten, kommandierte ich „eins, zwei, drei“, und mit dem dritten Zug schwebte der Elefant mit den Vorderfüßen oberhalb des Bodens. Fast unmittelbar darauf

schlug der Kopf zur Seite, der Riese verlor den Boden unter den Füßen und brach zusammen. Kaum eine Minute dauerte es, bis das Tier verendet war. Bei der Sektion wurde festgestellt, daß das Genick des Tieres gebrochen war. So endete dieser Goliath sein Leben.

Ein so leichter und schmerzloser Tod ist nicht allen Elefanten, die in der Gefangenschaft sterben, beschieden. Ein geradezu grausamer Tod ereilte den ersten Elefanten, der in unseren Besitz kam. Mein Vater kaufte das Tier im Jahre 1860 von einem englischen Tierhändler für den Preis von 1600 Mark. Der Elefant war deshalb so billig, weil er auf dem rechten Hinterbein total gelähmt war und deshalb schlecht laufen konnte. Fast ein Jahr lang stand das Tier bei uns, anstatt besser wurde das Uebel aber schlimmer, und schließlich war das Tier so schwach geworden, daß es die größte Mühe hatte, vom Boden aufzustehen, nachdem es sich hingelegt hatte. Eines Tages vermochten wir es überhaupt nicht wieder hochzubekommen, ächzend lag das Tier zwei Tage in seinem Stall. Mein Vater sah ein, daß hier nichts zu retten war, und verkaufte den Elefanten an das Hamburger Museum. Die leitenden Persönlichkeiten übernahmen es, das Tier selbst zu töten. Nur ging es nicht so leicht, als man sich's vorgestellt hatte. Man versuchte es mit Einspritzungen von Gift. Obgleich dabei aber solche Quantitäten verbraucht wurden, daß man damit so ziemlich die ganze Einwohnerschaft Hamburgs hätte vergiften können, blieb die Wirkung auf den Dickhäuter aus. Um der Quälerei ein Ende zu machen, wurde der Küffel des Tieres gefesselt und der Elefant dann, nicht anders als ein Schwein, abgestochen.

Zu etwas freundlicherem! Unter meinen Elefantenbekanntschaften bilden die schlechten Charaktere und die Invaliden Ausnahmen, eine weit größere Zahl hat sich durch ihre Intelligenz, Gutmütigkeit und Anhänglichkeit in mein Gedächtnis eingeschrieben. Der gelehrigste und liebenswürdigste Elefant, den ich je besaß, war ein schönes, männliches Tier von sieben Fuß Höhe, das ich vor etwa zwanzig Jahren von einem Hamburger Kaufmann erhielt. Lange Stoßzähne, die zwei Fuß maßen, zierten dieses Exemplar. Als mir

dieser Elefant zum Kauf angeboten wurde, schwamm er noch, war noch unterwegs. Nach Briefen, die mir gezeigt wurden, sollte es sich um ein außergewöhnlich zahmes Tier handeln. Prinzipiell kaufe ich nicht gern männliche Elefanten, da diese Tiere, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht haben, periodenweise bössartig werden können. Ein Besuch an Bord, nachdem das Schiff angekommen war, zeigte mir aber, daß es sich wirklich um ein zahmes Tier handelte.

Es war schon spät im Herbst. Der arme Reisende war auf Deck verladen, stand ganz in der freien Luft und zitterte vor Kälte am ganzen Körper. Zudem war es ein miserables Wetter und das Tier in einem bedauernswerten Zustand. Es war leidend, wie ich schon an der Beschaffenheit der Exkremente sehen konnte. Mit dem Einverständnis des Verkäufers überführte ich das Tier zunächst nach dem Neuen Pferdemarkt, um abzuwarten, ob sich der Gesundheitszustand des Elefanten nach der günstigen Seite hin verändern ließe. Ein guter, warmer Stall, ein schönes Strohlager, sorgfältige, von mir persönlich überwachte Pflege wirkten Wunder. Zusehends erholte sich das Tier, und schon nach acht Tagen konnte ich es fest ankaufen. Auch die Intelligenz und Gutmütigkeit des Tieres trat sofort in die Erscheinung. Ich habe nie einen anhänglicheren Elefanten gesehen, als diesen. Nachdem ich ihn erst einige Tage gepflegt hatte, rief er mich schon durch trompetende Töne, sobald er meinen Schritt oder meine Stimme hörte, und bettelte dann um den Extrabissen, den ich ihm zu reichen pflegte. In kurzer Zeit waren wir die besten Freunde. Der Elefant erhielt von mir den Namen „Bosco“, und unter diesem Namen hat er später in der Zirkuswelt eine große Rolle gespielt.

Sehr bald, schon nach vier Wochen, fand sich in einem amerikanischen Menageriebesitzer ein Liebhaber für Bosco, dem damit eine große Reise bevorstand, denn der Zirkus des Amerikaners befand sich in Buenos Aires. Der Käufer verlangte jedoch, daß Bosco zunächst zu verschiedenen Kunststücken abgerichtet würde. Hierfür verlangte ich eine Frist von sechs Wochen und verkaufte dem Gast inzwischen als Schaustück für seinen Zirkus eine gerade vorrätige Gruppe schöner, dressierter Löwen, die in Begleitung ihres Dompteurs mit einem der nächsten Dampfer nach Buenos Aires abgesandt

wurden. Der Käufer Boscos blieb in Hamburg, um den Elefanten selbst mitzunehmen. Wir machten uns an die Schulung Boscos und erlebten Wunder. Alle Elefanten sind intelligent, aber die Leichtigkeit, mit welcher dieser alles begriff, was man von ihm verlangte, war einfach fabelhaft. Das war nicht nur Verstand, sondern Talent. Die gewöhnlichen Fagarbeiten, wie man sie früher in den alten Menagerien zeigte, lernte er innerhalb weniger Tage. Hinsetzen und Hinlegen brachten wir ihm in einem Tage bei. Die geringsten Anregungen genügten, das Tier kam uns förmlich entgegen. Vier Wochen waren noch nicht vergangen, da marschierte Bosco auf Flaschen, konnte auf den Hinterbeinen und auf den Vorderbeinen stehen, setzte sich an einen gedeckten Tisch, zog die Glocke und ließ sich von einem Affen bedienen, trank aus der Flasche, nahm Speisen vom Teller, kurz, er war ein vollendeter Künstler geworden. Nach etwa sechs Wochen reiste mein Amerikaner hoch erfreut mit Bosco ab und erzielte drüben mit diesem Tier einen so außergewöhnlichen Erfolg, daß er stets ausverkaufte Häuser hatte und viel Geld verdiente. Auch die Löwengruppe brachte ihm ein reiches Erträgnis. Vier Monate später war der glückliche Besitzer Boscos schon wieder in Europa, die Taschen voll Geld. Er wollte weitere Ankäufe machen. Dazu verhalf ich ihm denn auch und entließ ihn befriedigt.

Meinen Freund Bosco habe ich wiedergesehen, und zwar auf die überraschendste Weise. Zwei Jahre waren ins Land gegangen, da kehrte ich eines Tages von der Reise zurück und erhielt sofort die Mitteilung, Bosco sei inzwischen aus Amerika zurückgekommen und stehe in unserm Stall. Es war schon ziemlich spät am Abend, mir war es aber, als sei ein alter Freund auf Besuch gekommen, ich konnte meine Ungeduld nicht zügeln und begab mich sofort in den Stall, in den Händen einige alte Rundstücke als Willkommengruß. In der Menagerie war es fast dunkel. An der Tür schon rief ich ein lautes „Hallo, Bosco“, und als Antwort ertönte aus der ferne ein freudiges Geschrei. Als ich näherkam, gab der Elefant jene zufriedenen, gurgelnden Töne von sich, wie man sie von diesen Tieren hört, wenn sie freudig erregt sind, und als er mich erreichen konnte, packte er mich am Arm, zog mich ganz dicht an sich heran und beleckte mir, fort-

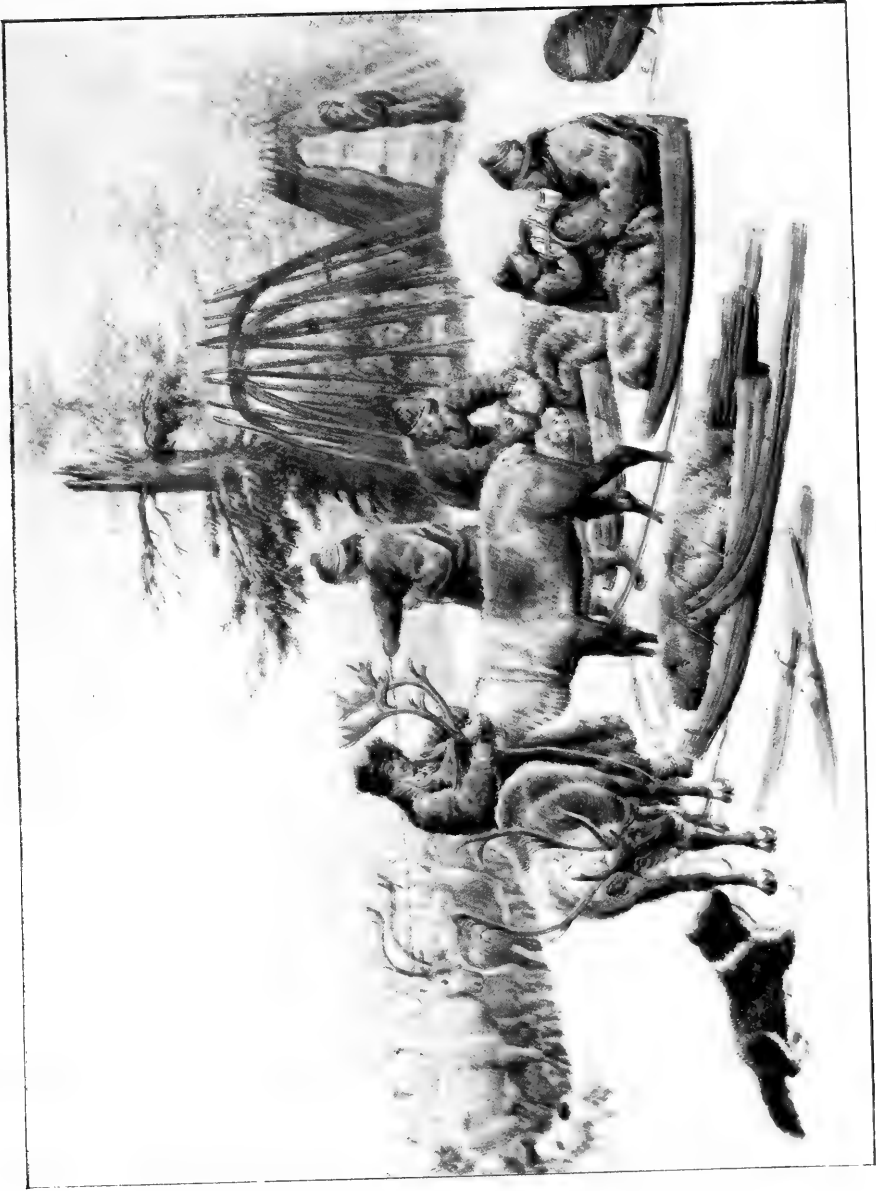
während gurgelnd, das ganze Gesicht. Geradezu rührend war es, die Freude des Tieres zu beobachten, als es seinem alten Herrn nach zweijähriger Abwesenheit wieder gegenüberstand. Wenn man aber zu Rute zieht, daß Bosco nur sechs Wochen in meinem Besitze war, allerdings bei dem intimsten Verkehr mit mir, so bildet diese Wiedersehenszene ein eklatantes Zeugnis von dem ungeheuren Gedächtnis des Elefanten.

Mein Freund, der amerikanische Zirkusmann, war ein großer Pfiffikus. Nachdem Bosco ein Jahr bei mir gestanden hatte, kam sein Herr, kaufte einen weiblichen Elefanten mit einem Baby und reiste mit allen drei Elefanten nach Buenos Aires zurück. Hier hatte er vorher die verrückte, aber wirksame Reklame lanziert, Bosco sei extra nach Europa geschickt worden, um sich hier zu verheiraten. Jetzt käme er mit Frau und Kind zurück, um sich im Kreise seiner Familie aufs neue dem geehrten Publikum von Buenos Aires vorzustellen. Der Amerikaner machte infolge dieser glücklichen Spekulation wiederum ein Bombengeschäft.

Die Gelehrigkeit der Elefanten ist etwas Erstaunliches. Schon viele Jahre sind es her, als ich von einem Breslauer Theaterdirektor den Auftrag erhielt, einen jungen Elefanten zu liefern, der zum Reiten abgerichtet sein müsse. Das Tier sollte in einer Schaustellung mitwirken und in etwa vierzehn Tagen abgeliefert werden. Unglücklicherweise mußte ich gerade eine Reise antreten, die mich länger fernhielt, als ich vorausgesehen hatte. Erst zwei Tage vor dem Ablauf des Termins kehrte ich zurück. In der damaligen Zeit war ich noch Geschäftsinhaber, Reisender, Korrespondent, Dressieur — alles in einer Person. Ich machte mich sofort an die Dressur meines Elefanten. Die ersten zwei Stunden kosteten manchen Tropfen Schweiß, blieben aber nicht ohne Resultat. Nach zwei weiteren Stunden hatte ich das Tier schon so weit, daß es sich auf Kommando legte, mich auf seinen Rücken steigen ließ und auf Kommando wieder aufstand. Das war die Dressur eines Tages. Am zweiten bekam ich ihn so weit, daß er sich in der Menagerie auf und ab reiten ließ, und an demselben Abend wurde das Tier in Begleitung eines Wärters, der bei der Dressur geholfen hatte, nach Breslau verladen. Mein Schüler

machte mir keine Schande, auch vor der Oeffentlichkeit leistete er seine Dienste in bester Weise.

Als ich in den siebziger Jahren meine große, nubische Karawane im Zoologischen Garten zu Berlin ausgestellt hatte, befanden sich dabei auch fünf frisch importierte afrikanische Elefanten von fünf bis fünfeinhalb Fuß Höhe. Professor Virchow, der mich eines Tages besuchte, meinte, es wäre großartig, wenn es gelänge, diese Tiere ebenso abzurichten wie indische Elefanten. Damals war man nämlich noch der irrigen Ansicht, daß die afrikanischen Elefanten weder zur Arbeit noch zur Dressur tauglich seien. Zum Erstaunen Virchows erwiderte ich, daß ich ihm die fünf Elefanten, mit denen bisher noch nie ein Dressurversuch gemacht worden war, am Nachmittag des nächsten Tages dressiert vorführen würde. Die Elefanten sollten dann Nubier auf ihren Rücken reiten lassen und auch auf Kommando Lasten tragen. Der Geheimrat schüttelte ungläubig den Kopf, gab aber die Zusage, am nächsten Nachmittag um fünf Uhr mit einigen Freunden zur Stelle zu sein. Zeit war nicht zu verlieren, ich wollte unter allen Umständen mein Wort einlösen. Kaum hatte also Virchow den Rücken gewandt, als die Dressur begann. Die Elefanten wurden vorgeführt und einigen der gewandtesten Eingeborenen eine Belohnung versprochen, wenn sie es fertig brächten, die Elefanten nicht nur zu besteigen, sondern sich auch oben zu halten. Nun ging's los. Die Elefanten ließen sich zuerst die Reiterkunststücke durchaus nicht gefallen. Die Last auf ihren Rücken war ihnen un bequem, sie tüteten und trompeteten und schüttelten sich derartig, daß alle Reiter, bis auf einen, in den Sand flogen. Nachdem die Tiere sich etwas beruhigt hatten und mit Brot und Wurzeln traktiert worden waren, gingen die Reiter wieder an ihre Arbeit, und siehe da, bis zum Abend hatten drei Elefanten die Sache so weit begriffen, daß sie sich ganz gemächlich reiten ließen, ohne ihren Wärter abzuschütteln. Das gute Beispiel nahm auch die übrigen gefangen. Am nächsten Morgen, nach einer weiteren Übungsstunde, gaben auch die anderen Elefanten Klein bei. Jetzt hatte ich gewonnenes Spiel. Da die Tiere sich nicht mehr sträubten, eine Last auf dem Rücken zu tragen, ließ ich einige Säcke mit Gepäck füllen und diese, durch große Gurte miteinander



Sappländer.
(Nach einem Aquarell von E. Seitzmann.)

verbunden, über den Rücken der Tiere hängen. Die Säcke an den Flanken waren ihnen zunächst sehr unbequem, aber auch hier trat schnell Gewöhnung ein. Durch Zureden, Schmeicheln und stetiges Füttern erreichte ich bis gegen Mittag meinen Zweck. Die Elefanten trugen Lasten und ließen sich reiten.

Herr Geheimrat Virchow war nachmittags um fünf Uhr mit einigen Herren von der Geographischen Gesellschaft zur Stelle und war nicht wenig erstaunt, die wilden afrikanischen Elefanten nach einer Schule von wenigen Stunden in Reit- und Lasttiere verwandelt zu sehen.

Ueber allerlei Erlebnisse bei dem Transport von Elefanten habe ich schon in meinem Kapitel über die Entwicklungszeit des Tierhandels mancherlei erzählt. Hier aber kommt mir noch eine traurige Erinnerung aus dem Jahre 1868, die so recht zeigt, wie auch in der Tierwelt der Goliath einem David zum Opfer fallen kann. Mit einem großen afrikanischen Tiertransport war ich von Triest angekommen, volle neun Tage, einschließlich eines zweitägigen Aufenthalts in Wien, hatte die Reise gedauert, Menschen und Tiere waren müde und erschöpft. Es war schon spät abends geworden, als ich alle meine Tiere, unter denen sich auch mehrere junge Elefanten befanden, in den verschiedenen Stallungen untergebracht hatte, und mich endlich nach einer letzten Inspektion selbst zur Ruhe begeben konnte. Unter den Tieren befand sich alles wohl, wenn auch marode; die Elefanten hatten sich, nachdem sie ihr Futter eingenommen, gleich zum Schlafen niedergelegt. Die armen Tiere hatten im Eisenbahnwagen auf engem Raum gestanden und waren während der Reise wenig zur Ruhe gekommen.

Mitten in der Nacht, es mochte wohl zwei Uhr sein, weckte mich mein alter Wärter mit der Meldung, daß einer der Elefanten röhelnde Töne von sich gebe und krank zu sein scheine. Ich erschrak und hatte den Willen, sofort nach dem Rechten zu sehen, aber die Müdigkeit überwältigte mich und ich schlief wieder ein. Nach einer Stunde klopfte ein anderer Wärter und brachte eine ganz ähnlich lautende Meldung. Nun war ich nach einigen Minuten in den Ställen, kam aber schon zu spät: ein Elefant war tot, zwei andere lagen im Sterben. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß

die Fußsohlen des verendeten Tieres an drei Stellen durchgefressen waren, das Blut rieselte noch aus den Wunden. „Ratten“, sagte mein alter Wärter. Und so war es, die Spuren der scharfen Zähne waren in der Hornhaut deutlich zu erkennen. Die sterbenden Elefanten zeigten die gleichen Verwundungen, die Verblutung war nicht mehr aufzuhalten.

Wer hätte an eine solche Gefahr denken können! Man lernt erst durch Verlust. In den Stallungen lagen Holzfußböden, und zwar schon seit längerer Zeit; unter diesen Brettern hatten die Ratten ihr Lager aufgeschlagen. Bei einer am nächsten Morgen abgehaltenen Razzia wurden annähernd sechzig der Uttertäter zur Strecke gebracht und die Holzfußböden selbstverständlich entfernt.

Durch Ratten geht manches größere Tier zugrunde. Meinem Vater wurden in den fünfziger Jahren auf dem Spielbudenplatz einmal in einer Nacht vierzehn seltene australische Sittiche von Ratten getötet. Im Zoologischen Garten zu Köln gingen zwei Strauße ein, die während der Nacht an den Fettdrüsen oberhalb des Schwanzes von Ratten angefressen worden waren.

Meine Elefantenerinnerungen gipfeln leider in einer gefährlichen Katastrophe, an die sich noch manche Leser erinnern werden, wie sie aber glücklicherweise zu den größten Seltenheiten gehört, ja einzig dasteht. Es handelt sich um die Münchener Elefantenspanik, welche am 31. Juli 1888 während des Festzuges bei der Sentenarfeier ausbrach. Ein unglücklicher Zufall war die Veranlassung. Das Gebilde eines Drachens setzte sich in Bewegung und spie Feuer zwischen die Elefanten, welche erschrafen und mitten im Menschengewühl durchgingen. Zeitstimmen, in welchen noch die Erregung über den Vorfall zittert, bilden wohl die beste Illustration zu diesem Ereignis. Ich lasse deshalb an dieser Stelle einen Zeitungsartikel und eine Erklärung folgen, welche ich damals selbst in der Presse abgab.

Telegramm in der Magdeburgischen Zeitung
vom 1. August 1888:

„Die vom Zirkus Hagenbeck zum Festzug gestellten Elefanten wurden während des langen Zuges unruhig und scheuten knapp nach

dem Defilee vor dem Prinzregenten in der Ludwigstraße. Wohl hatten sich die Treiber sofort energisch ein. Allein die wildgewordenen Elefanten, welche von Cheveauglegers mit blanken Säbeln zurückgetrieben wurden, trabten durch ein Seitengäßchen weiter, durchbrachen die Menschenwelle in der Briener Straße und auf dem Odeonsplatz und riefen eine entsetzliche Panik hervor. Alles flüchtete schreiend in rasender Eile. Pferde rissen aus, selbst Gendarmerie und Militär hielt nicht mehr Stand. Einige Elefanten verliefen sich in die Säulen des Residenztheaters und stürmten dann den Tempelzierbau vor dem Hoftheater, wo sie einige Gebirgerinnen zu Boden schmetterten. Die Elefanten waren an den Vorderbeinen gekettet, scheinen aber die Ketten zerrissen zu haben. Mit Hilfe von Kavallerie wurden dann vier Elefanten heimgebracht. Eine weitere Panik wurde von pfeifenden Taschendieben hervorgerufen. Auf dem Marienplatz erfolgte allgemeine Flucht mit furchtbarer Aufregung.

Die beispiellose Panik entstand durch vorzeitige Dampfgebung der als Drachen verwendeten Straßenlokomotive im Festzug, als gerade die acht Elefanten passierten. Im Nu waren Hunderte von Zuschauern am Boden; über diese stürzten die übrigen Flüchtigen. Die Elefanten rasten in zwei Gruppen auseinander und verbreiteten neue Panik in den angrenzenden Straßen. Zahlreiche Beinbrüche sind vorgekommen. Die am Residenzplatz an die Wand getriebenen Passanten hieben verzweifelt mit Regenschirmen auf die Elefanten ein und vermehrten dadurch deren Wildheit. Im Luitpold-Palais liegen fünfzehn Verwundete, im Odeon zahlreiche Schwerverletzte. Die Aufregung in der Stadt, wo etwa 150 000 Fremde sich aufhalten, ist ungeheuer. Auf der Polizei ist eine Frau als tot gemeldet worden."

Meine eigene Erklärung in der Münchener
Allgemeinen Zeitung vom 2. August 1888:

„Seit drei Monaten fast ununterbrochen auf Reisen, bekam ich am letzten Donnerstag in London Avis von meinem Schwager Mehrmann, welcher mein Zirkusunternehmen leitet, daß der große nationale Festzug in München am 31. Juli d. J. stattfinden werde. Da ich großer Kunstliebhaber bin und gern außergewöhnlichen Festivi-

täten beiwohne, machte ich es möglich, trotzdem es mein Geschäft nicht zuließ, durch eine Reisetour, bei der ich drei Tage und drei Nächte unterwegs sein mußte, daß ich am 31. v. M. kurz vor neun Uhr mit dem Straßburger Schnellzuge hier eintraf. Da ich beabsichtigte, denselben Tag nach Hamburg zurückzureisen, so ließ ich mein Gepäck im Depot am Bahnhof und machte mich sofort auf den Weg, um meine Leute mit den Elefanten ausfindig zu machen, was mir auch gelang; gerade kurz vordem hatten dieselben sich zur Aufstellung im Festzug formiert. Ich fand alles in bester Ordnung vor, nur ließ ich dem einen Elefanten, welchem der hohe Sattel unbequem war, diesen abnehmen; dasselbe tat ich bei zwei anderen Elefanten, denen die Decken unbehaglich zu sein schienen. Der Zug, welcher sich allmählich in Bewegung setzte, verlief soweit aufs beste, und meine Tiere waren so ruhig wie Schafe. Beim Eintreffen vor der Hofloge stellten sich die Elefanten auf Kommando ihres Dresseurs in Reih und Glied und machten Honneurs. In einzelnen engen Straßen, wo Pausen stattfanden, wurden die Tiere mit Brot und Früchten förmlich bombardiert, so daß, wenn man dies mit irgendeinem anderen Tiere getan hätte, es jedenfalls nicht so ruhig geblieben wäre wie meine Elefanten. Die Tiere verhielten sich sozusagen musterhaft, bis wir dem zurückkehrenden Zuge bis zum Drachen entgegengekommen waren. Der Drachen, welcher gerade stillestand, setzte sich plötzlich in Bewegung, trotzdem den Leuten vorher gesagt worden war, erst die Elefanten passieren zu lassen, sprühte seinen Dampf zwischen die hintersten Elefanten und brachte sie in einen solchen Schrecken, daß sie nach vorwärts stürzten. Ich warf mich gleich den vier letzten Elefanten entgegen, um sie zum Halten zu bringen, auch wäre mir dies mit Hilfe meiner Leute gelungen, wenn das Publikum sich ruhig verhalten hätte, aber das Geschrei machte die Tiere nur noch unruhiger, und sie stürzten vorwärts. Ein Glück war es, daß sie sich in zwei Abteilungen zu je vier Stück teilten. Meine vier Elefanten hatte ich viermal zum Stehen gebracht, doch das nachströmende Publikum, welches mit Stöcken, Schirmen, Messern usw. auf sie einhieb, jagte die Tiere stets wieder vorwärts die Straße entlang. Nachdem die Elefanten aus dem Theater wieder herausgekommen waren,

sprang ich mitten zwischen die beiden vordersten, welche mich fast platt drückten. Ich hielt indessen stand, brachte sie auch zum Stehen und sprang in demselben Moment vor die Tiere hin; aber es dauerte nur wenige Sekunden und das nachströmende Publikum scheuchte mit seinem Geschrei die Tiere von neuem. Ich folgte dann bis zum Tal, wo ich zusammenbrach. Die vier Tiere wurden von zweien meiner Leute in ein Haus getrieben und dingfest gemacht. Nachdem ich mich im Tal Nummer 73 bei dem Bäckermeister, welcher mich freundlich aufnahm, erholt hatte, fuhr ich zum Zirkus, wo mir gesagt wurde, daß bereits vier Elefanten unterwegs seien, um nach dem Zirkus gebracht zu werden, wo sie denn auch bald eintrafen.“

IV.

Schlangengeschichten.

Als Mogli, der Held der berühmten Dschungelgeschichten Rudyard Kiplings, in jenem unterirdischen Gelasse zwischen versunkenen Schätzen der uralten Klapperschlange, die hier haust, gegenübersteht, sagt er, er wüßte mit dem poison people, mit dem „giftigen Volk“, nichts zu tun zu haben. Mogli ist die Stimme der Natur. Menschen und Tiere meiden das giftige Volk der Schlangen und übertragen ihre Scheu auch auf diejenigen Arten, die nicht giftig sind. Die Schlange steht etwas abseits in der Schöpfung, kein geistiges Band verbindet sie mit den übrigen Kreaturen, sie begegnet nur Feinden, die ihr nachstellen, oder Flüchtigen, die sie meiden, keinen Freunden. Als einmal, es war im Sommer des Jahres 1874, in meiner Menagerie eine Riesenschlange sich befreite, gerieten sämtliche Tiere in die größte Aufregung. Der Flüchtling war ein ziemlich schwaches Exemplar von *Python sebae*, das in schlechtem Zustand aus Afrika angekommen war. Der Schlange wurde ein warmes Bad in einem Bottich bereitet, welcher im Raubtierhaus stand, das damals am Neuen Pferdemarkt außer den Raubtieren noch alle möglichen anderen Tiere, Affen, Vögel usw. beherbergte. Der Bottich war mit einer Klappe versehen und wurde überdies noch mit einer Decke zugedeckt. Nachdem alles wohlverwahrt war, begab ich mich in mein Bureau, um schriftliche Arbeiten zu verrichten — aus dieser Arbeit wurde ich nach zwei Stunden durch die Schreckensbotschaft aufgeschreckt, daß die Schlange aus ihrem Bottich entwichen sei und nun auf den Käfigen der Affen und Papageien herumkrieche. Ich stürzte nach dem Raubtierhaus und fand dort unter den Tieren einen wahren

Tumult. Alle ohne Ausnahme befanden sich in einer furchtbaren Aufregung und hatten, soweit sie das Reptil sehen konnten, nur Augen für dieses. Die Leoparden, Löwen und alle anderen Raubtiere sprangen wie besessen in ihren Käfigen umher und schlugen unter Fauchen und Brüllen gegen die Gitterstäbe, die Affen und Papageien schrien aus Leibeskräften — es war ein Höllenstandal. Keines der Tiere schien mit der Schlange etwas zu tun haben zu wollen.

Die Schlange wieder einzufangen, war keine leichte Arbeit. Uebergeworfene Decken nützten nichts, das Tier war in dem Bade so lebhaft geworden, daß die Schnelligkeit seiner Bewegungen all unserer Mühe spottete. Stets, wenn man sie gefaßt zu haben glaubte, schoß sie wieder aus der Decke hervor. Inzwischen hatte ich einen Wärter schon beauftragt, mir einen jener großen Kescher zu holen, die ich dazu benutzte, Affen und kleinere Raubtiere aus ihren Kästen herauszuholen, denn mit diesem Apparat verstand ich vorzüglich umzugehen. Mit dem Kescher ging ich nun der Schlange zu Leibe, brachte ihn auch bald über ihren Kopf, was sie so wütend machte, daß sie sich in dem Sack festbiß. Nun hatte ich Oberwasser, packte die Schlange schleunigst hinter dem Genick und brachte sie mit Hilfe des Wärters und Aufbietung einiger Kraft innerhalb weniger Minuten ganz in den Kescher hinein und aus ihm in einen sicheren Kasten. . . . Nach und nach legte sich die Aufregung unter den Bewohnern des Raubtierhauses, und es zog wieder Frieden ein.

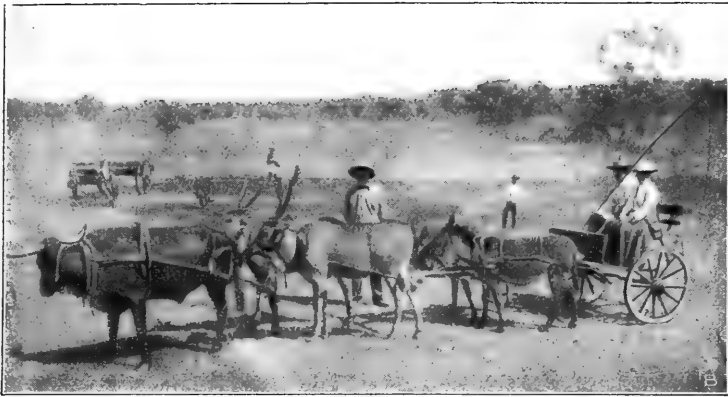
Die Scheu, welche die Tiere an den Tag legten, ist berechtigt. Im Umgang mit wilden Tieren erfordert derjenige mit Schlangen die größte Vorsicht. Bei den giftigen Arten versteht sich dies von selbst, unter den nicht giftigen besitzen die großen Arten ungeheure Muskelkräfte, und alle sind in gereiztem Zustand überaus angriffslustig und bissig. Ihre Gefräßigkeit ist fabelhaft, steht aber auf einem anderen Blatt. Viele Tiere haben mich schon in Lebensgefahr gebracht, keine Art aber so oft wie die Schlangen. Biß- und Kratzwunden habe ich viele davongetragen, und sie rühren von allerlei Getier her. Die Schlangen halten aber auch hier den Rekord. Ich habe die intime Bekanntschaft Tausender von Schlangen gemacht und ihren Charakter, ihre Gewohnheiten, ihr Leben genau kennen gelernt.

Wahre Ringkämpfe habe ich zuzeiten mit großen Exemplaren ausgefochten. Ich bin auf Grund persönlicher Erfahrungen völlig davon überzeugt, daß eine Schlange von 18 bis 20 Fuß Länge einen Menschen, wenn sie ihn nur richtig umschlingen kann, in kürzester Zeit totdrückt. Man erzählte mir, daß auf Borneo öfters Eingeborene von Schlangen gepackt und verzehrt werden. Nach dem, was ich gefangene Schlangen im Fressen umfangreichen Wildes leisten sah, zweifle ich nicht daran, daß eine erwachsene Borneo-Pythonschlange ganz gut einen Menschen von 100 bis 125 Pfund Gewicht herunterwürgen kann.

Ueber die Größe und Fressgier der großen Schlangen ist von jeher viel gefabelt worden. Vor mehreren Jahren befand sich in englischen Blättern eine Polemik, welche sich um die Behauptung drehte, daß es Schlangen von dreißig bis vierzig Fuß Länge geben sollte. Ein Einsender erbot sich, innerhalb Jahresfrist ein solches Rieseneremplar herbeizuschaffen, wenn man ihm dafür 500 Pfund Sterling zahlen würde. Auf diesem Punkte mischte ich mich in die Polemik ein und ließ durch meine englischen Freunde eine Erwiderung erscheinen, in welcher ich mich verpflichtete, nicht 500, sondern sogar 1000 Pfund Sterling für eine Schlange von dreißig Fuß Länge zu bezahlen, falls das Tier in einem gesunden, lebensfähigen Zustande nach Hamburg gebracht würde. Bis heute ist die Schlange noch nicht eingetroffen. Das war auch nicht gut möglich, denn die größten Schlangen, welche bisher lebend gefangen oder gesehen wurden, waren nicht über sechsundzwanzig Fuß lang. Tiere von dieser Größe, und zwar Borneo-Riesenschlangen, *Python reticulatus*, befinden sich in meinem Besitz.*)

Noch merkwürdiger sind die Fabeln, welche über das Fressvermögen der Schlangen verbreitet werden. Vor Jahren wurde mir

*) Als ich diese Zeilen schrieb, glaubte ich nicht, daß es größere Schlangen gäbe, als die in meinem Besitz befindlichen Rieseneremplare. Aber ich bin inzwischen dennoch eines Besseren belehrt worden und es bestätigt sich wieder einmal der alte Erfahrungssatz, daß der Mensch nie auslernt. Mein Reisender Leo Stern, welcher Sumatra und Borneo für mich durchstreifte, brachte im Juni 1909 zwölf Riesenschlangen nach Stellingen, unter denen sich eine volle



Elenantilopen als Tragtiere.



Johansen.



Tiertransport aus dem Innern Afrikas mit Elenantilopen.



Seelöwen auf der Insel Chav (Peru).
Aufgenommen 1895 durch Dr. Walter von Ohlendorff.



Elefanten-Verladung.

eine Zeitungsnotiz zugesandt, ein wahres Muster exakter naturwissenschaftlicher Berichterstattung. Die Notiz lautet:

„Ein Pferd von einer Schlange verschlungen. Was eine Boa constrictor alles verschlingen kann, darüber berichtet Mr. Gardner eine erstaunliche Tatsache in seinen „Reisen durch Brasilien“. Die Boa kommt in der ganzen Provinz Goyaz häufig vor und findet sich besonders an den bewaldeten Ufern der Seen, Sümpfe und Ströme. Manchmal, so erzählt der Verfasser, erreichen die Riesenschlangen die ungeheure Länge von vierzig Fuß. Die größte, die ich jemals sah, fand sich an dieser Stelle; aber sie lebte nicht mehr. Einige Wochen vor unserer Ankunft in Capé konnte man das Lieblingsreitpferd von Sennor Lagoeira nicht finden, obgleich es auf der Weide nicht weit vom Hause gewesen war, und man die ganze Hazienda gründlich absuchte. Kurz darauf ging einer seiner Vaqueros durch den Wald und sah eine Riesenschlange in der Gabelung eines Baumes, dessen Zweige sehr zum Wasser herabneigten, hängen. Sie war tot, war aber augenscheinlich lebend von der letzten Flut erfaßt worden, und da sie sich in einem Erschlaffungsstande befand, hatte sie sich nicht aus der Baumgabel ziehen können, ehe die Wasser fielen. Sie wurde von zwei Pferden aufs freie Land gezogen und maß siebenunddreißig Fuß. Als man sie öffnete, fand man die zerbrochenen Knochen eines Pferdes und das halbverdaute Fleisch. Die Kopfknochen waren unbeschädigt, woraus man schloß, daß die Boa das ganze Tier verschlungen hatte.“

Gut gebrüllt, Löwe. Man braucht sich übrigens nicht in das Gebiet des Jägerlateins zu verlieren, die T a t s a c h e n, die von der Kraft und Fresslust der großen Schlangen zu berichten sind, genügen völlig. Es ist noch nicht lange her, da ließ ich ein rhachitisches und deshalb für Sammlungen wertloses chinesisches Zwergschwein töten und in einen Kasten werfen, in welchem sich zwei große Borneo-

30 Fuß lange und 2½ Zentner schwere Python reticulatus befand. Dieses Ungeheuer, übrigens ein Prachtexemplar, häutete sich acht Tage nach der Ankunft in meinem Tierpark und nahm einen Tag später eine große Siege im Gewicht von 88 Pfund zu sich. Diese Fressleistung war in 20 Minuten beendet.

Riefenschlangen befanden. Das Schwein wog annähernd fünfzig Pfund. Abends um sechs Uhr war das Tier in den Kasten gelegt worden und eindreiviertel Stunden später von einer dieser Schlangen bereits verschlungen. Dieser Fall war mir sehr interessant, da ich den Schlangen vorher nie so große Tiere als Futter vorgeworfen hatte. Ich beschloß, diese Versuche fortzusetzen, sobald geeignete Tiere in unserem Garten zugrunde gingen. Zunächst kamen zwei junge Nilghau-Antilopen in Betracht, die während der Nacht von einer Schlange gefressen wurden, obgleich jedes etwa zwanzig Pfund wog.

Kurz darauf beobachtete ich einen ganz besonderen Fall. Eine Schlange von fünfundzwanzig Fuß Länge fraß einen Ziegenbock von achtundzwanzig Pfund Gewicht. Man hätte annehmen können, daß die Schlange gesättigt sei. Dies schien aber nicht so, denn als ich ihr wenige Stunden später einen neununddreißig Pfund schweren Bock vorwerfen ließ, der von drei anderen Schlangen verschmäht worden war, packte sie auch diesen und hatte ihn innerhalb einer halben Stunde verschlungen. Meine Freßkünstlerin hatte aber mit dieser riesigen Leistung ihr Bestes noch nicht gezeigt. Als acht Tage später eine ausgewachsene, sibirische Steinziege verendet war, die vierundsechzig Pfund wog, ließ ich ihr die Hörner abhauen und warf das Tier der Schlange vor. Der Wärter meinte, daß ein so großes Tier doch wohl kaum von einer Schlange heruntergewürgt werden könne, und im stillen war ich der gleichen Ansicht. Aber schon nach einer Stunde, als ich mich gespannt ins Reptilienhaus begab, fand ich zu meinem größten Erstaunen, daß dieselbe Schlange, die erst vor einer Woche zwei Ziegen verzehrt hatte, bereits daran war, diese dritte und diesmal eine ausgewachsene Ziege zu verschlingen. Der Kopf war bereits im Rachen des Untiers verschwunden. Ich sandte sofort nach einem Photographen, um eine Blitzlichtaufnahme des interessanten Schauspielspiels machen zu lassen. Als der Photograph nach etwa einer Stunde eintraf, war bereits die Hälfte der Steinziege hinabgewürgt. Das Würgen verursachte dem Tiere sichtlich große Arbeit, die Schlange stöhnte von Zeit zu Zeit ganz vernehmlich, ein Umstand, der mir ebenfalls neu war. Ich wartete mit der Aufnahme, bis etwa zwei

Drittel der Beute heruntergeschluckt waren, so daß nur noch ein Teil der Hinterkeulen aus dem Rachen hervorsah. In dieser Situation ließ ich die Aufnahme machen. Nach einer Minute würgte die Schlange das Opfer, zu dessen Verschlingung sie fast zwei Stunden gebraucht hatte, innerhalb dreißig Sekunden wieder aus. Sie war jedenfalls durch das Blitzlicht erschreckt worden.

Der Vorfall gab Gelegenheit, einmal die Wirkungen der Muskelkraft einer großen Schlange zu untersuchen. Zu diesem Zweck ließ ich die wieder herausgewürgte Ziege am nächsten Tage sezieren. Und nun fand es sich, daß das Genick der Ziege vollständig aus dem Gelenk gedreht war. Sämtliche Knochen, sogar alle Rippen waren aus den Wirbeln herausgepreßt. Man kann sich hiernach ein ungefähres Bild von der ungeheuren Muskelkraft großer Schlangen machen.

Lebende Tiere tötet die Schlange sehr schnell. Sie greift stets nach dem Kopf, mit Blitzesschnelle ist der obere Teil ihres Körpers um das Opfer gewunden, dem sie das Genick aus den Gelenken reißt. Mit dem Würgen beginnt sie erst, wenn das Tier tot ist. Sie hält das Opfer so lange umschlungen, bis sie keinerlei Bewegung ihrer Beute mehr spürt, dann erst geht sie daran, die Beute zu verschlucken. Sind es größere Tiere, so läßt die Schlange den Fraß zunächst gänzlich los und macht den Kopf der Beute durch Speichel schlüpfrig, damit er besser gleitet. Bei dem Würgen dehnt sich der Unterkiefer wie ein Gummisack. Man kann sich von dieser Dehnbarkeit absolut keinen Begriff machen, wenn man das Verschlingen großer Stücke nicht selbst beobachtet hat. Während das Tier schlingt, hat es die Nahrung mit dem Schwanz von hinten umschlungen und schiebt das Opfer langsam in den Rachen hinein, während es Ober- und Unterkiefer hin- und herbewegt. Dann und wann tritt eine Erholungspause bis zu zwölf Minuten ein, wie dies auch beim Würgen der großen Steinziege zu beobachten war. Trotzdem hat das Reptil nur zwei Stunden gebraucht, um die Beute verschwinden zu lassen. Eine andere Schlange verzehrte später sogar eine große Ziege von vierundachtzig Pfund und brauchte dazu nur etwa eineinhalb Stunden.

Sieht man die großen dicken Riesenschlangen still in der Wärme ihres Käfigs liegen oder träge herumkriechen, so ahnt man nicht, welcher Kraft, Gewandtheit und Schnelligkeit diese Tiere fähig sind. Mit ihnen umzugehen, erfordert höchste Vorsicht, und alle Vorsicht kann es nicht hindern, daß man in Gefahr gerät. Viele Hunderte von Riesenschlangen in allen Größen und Varietäten habe ich bei Ankunft und Absendung im wirklichen Sinne des Wortes durch meine Hände gehen lassen, und manchen Strauß hatte ich dabei auszufechten. Gebissen bin ich unzählige Male worden, doch ist der Biß der Riesenschlange nicht gefährlich. Jedenfalls machte ich mir nichts daraus, wenn eine Schlange meine Hand oder meinen Arm mit dem Rachen gepackt hatte, es wurde beinahe schon als mitdazugehörig angesehen. Gewöhnlich bleiben von den nadelscharfen Zähnen einige in den Wunden sitzen, man muß sie natürlich sofort herausziehen und die Wunden auswaschen und verbinden. Einmal, als einer meiner Kunden sich selbst eine Schlange aussuchen wollte und sie ungeschickt anfaßte, biß eine Schlange ihn so heftig und fest in die Hand, daß ich genug zu tun hatte, den Mann aus seiner gefährlichen Situation zu befreien. Die steckengebliebenen Zähne zog ich sofort selbst heraus, behandelte auch die Wunden mit Wasser; da der Gebissene die Sache aber hinterher auf die leichte Achsel nahm, mußte er sich in ärztliche Behandlung begeben und war wochenlang unfähig, die gebissene Hand zu gebrauchen.

Ein viel gefährlicheres Werkzeug als der Rachen sind die Muskelringe der Schlange. Nur meiner Kaltblütigkeit und, ich darf wohl sagen, auch meiner Gewandtheit habe ich es zu verdanken, daß ich aus vielen kritischen Episoden mit Schlangen lebend davongekommen bin. Einen der gefährlichsten Kämpfe focht ich vor etwa fünfzehn Jahren aus, als ich unter Assistenz eines Wärters vier dunkle Pythonenschlangen, jede fünfzehn bis achtzehn Fuß lang, von einem Kasten in den anderen beförderte. Ich hatte mich, wie immer zu diesem Geschäft, mit einer großen Wolldecke bewaffnet, als Schutz für das Gesicht, denn dieses wählen die Schlangen stets als Hauptangriffspunkt. Mit fabelhafter Schnelligkeit stießen sie mit dem Rachen nach dem Gesicht, und man trägt eine ernstliche Schädigung

davon, wenn man nicht auf seiner Hut ist. Zwei Tiere hatte ich bereits ohne große Mühe transferiert, als ich aber mit der dritten Schlange beschäftigt war, fuhr eine vierte, die noch oben auf dem Bord gelegen hatte, mit offenem Rachen und solcher Vehemenz auf mich los, daß ich ernstlich verwundet worden wäre, hätte ich den Angriff nicht vorausgesehen und mit meinem weichen Filzhut pariert, in den das Tier wütend hineinbiß. Als die Schlange sich in den Hut festgebissen hatte, packte ich sie mit der anderen Hand im Genick und gab dem Wärter hastig den Befehl, mir mit dem Keschler zu Hilfe zu kommen. Der Mann stellte sich in der Erregung etwas ungeschickt an, war nicht schnell genug, und ehe ich mich dessen versah, hatte das Tier sein Schwanzende um mein rechtes Bein geschlungen, zog sich immer fester um das Bein herum und versuchte mit aller Kraft, mich von unten herauf zu umstricken. Ich wehrte mich verzweifelt. Hätte die Schlange irgendeinen Teil meines Oberkörpers erreicht, so wäre es möglicherweise um mich geschehen gewesen. Plötzlich sah ich auf dem Boden das äußerste Ende des Schwanzes und trat mit dem linken Fuß so heftig darauf, daß die Schlange, aus Schmerz oder Schreck, mich auf der Stelle losließ. Zwar fuhr sie von oben blitzschnell wieder auf mich ein, doch jetzt war ich gewappnet, ich parierte den Angriff mit der Wolldecke, in die ich das Reptil verwickelte und es, trotz heftigen Sträubens, glücklich in den Kasten brachte. Die noch übrige Schlange hatte sich während dieser Episode zum Glück ruhig aufgeringelt und sah aus geschlugten Neuglein dem Kampfe als neutrale Macht zu.

Ein noch ernstlicher Kampf, der die ganze Wildheit dieser Bestien entfesselte, fand im Frühsommer 1904 in Stellingen statt, und ihm wäre beinahe mein ältester Sohn Heinrich zum Opfer gefallen. Hier handelte es sich in der Tat um einen Ringkampf. Das große Tier griff ihn an, er aber packte auch die Schlange, die sich um ihn zu schlingen versuchte. Es ist kaum zweifelhaft, wer in diesem ungleichen Kampfe die Oberhand behalten hätte, wenn nicht energische Hilfe zur Stelle gewesen wäre. Der Angegriffene, ich selbst und ein Wärter kämpften minutenlang unter Aufbietung aller Kraft gegen das Ungeheuer, ehe es zum Weichen gebracht wurde. Am 18. Juni

nämlich sollten vier große Exemplare der Gattung *Python reticulatus*, zwischen zwanzig und sechsundzwanzig Fuß lang, für die Weltausstellung in St. Louis eingepackt werden. Es war, als ob die vier Bestien sich verabredet hätten, einen Angriff zu unternehmen. Kaum hatte Heinrich die vorbereitenden Anstalten getroffen und den Zwinger geöffnet, als alle vier mit weitgeöffnetem Rachen auf ihn eindrangten. Sofort war auch ich zur Stelle, und, ausgerüstet mit den nun schon bekannten wollenen Decken, einer Anzahl Säcke und einem langen Beuteltfescher, gingen wir den Schlangen zu Leibe. Nach einem Kampfe, bei welchem alle Kraft und Gewandtheit aufgeboten werden mußte, gelang es, zwei der Bestien durch Bedecken einstweilen unschädlich zu machen. Es galt nun, dem Anführer, einem wilden Ungetüm von etwa 200 Pfund Gewicht, zu Leibe zu gehen. Es war auf seiner Hut. Als es seine Gegner anrücken sah, schnellte es an den im Käfig befindlichen Balken in die Höhe, setzte sich mit dem Schwanzende fest, so daß es den Oberkörper frei hatte, und schoß mit weitgeöffnetem Rachen vor. Auf solche Manöver sind wir längst geübt. Der Kescher trat in Aktion, und schneller, als wir hoffen durften, befand sich der Kopf der Schlange im Sack. Nun versuchte ich, sie von ihrem Stützpunkt herabzuzwingen, mußte aber erst die Hilfe meines Inspektors Castens requirieren, ehe sich die muskulösen Ringe des Tieres lösen ließen. Der eigentliche Kampf stand noch aus. Plötzlich packte die Schlange mit dem wieder freigewordenen Schwanz das rechte Bein Heinrichs und begann es mit fürchterlicher Gewalt zu umschnüren, sich dabei unaufhaltsam höher und höher hinaufwindend. Die Situation schien verzweifelt. Wir stürzten uns förmlich auf das Ungetüm, ein Ringen auf Tod und Leben fand statt, und erst nach einer Minute höchster Anspannung gelang es unseren vereinten Kräften, das Ungetüm zu überwältigen und in einen Sack hineinzupressen.

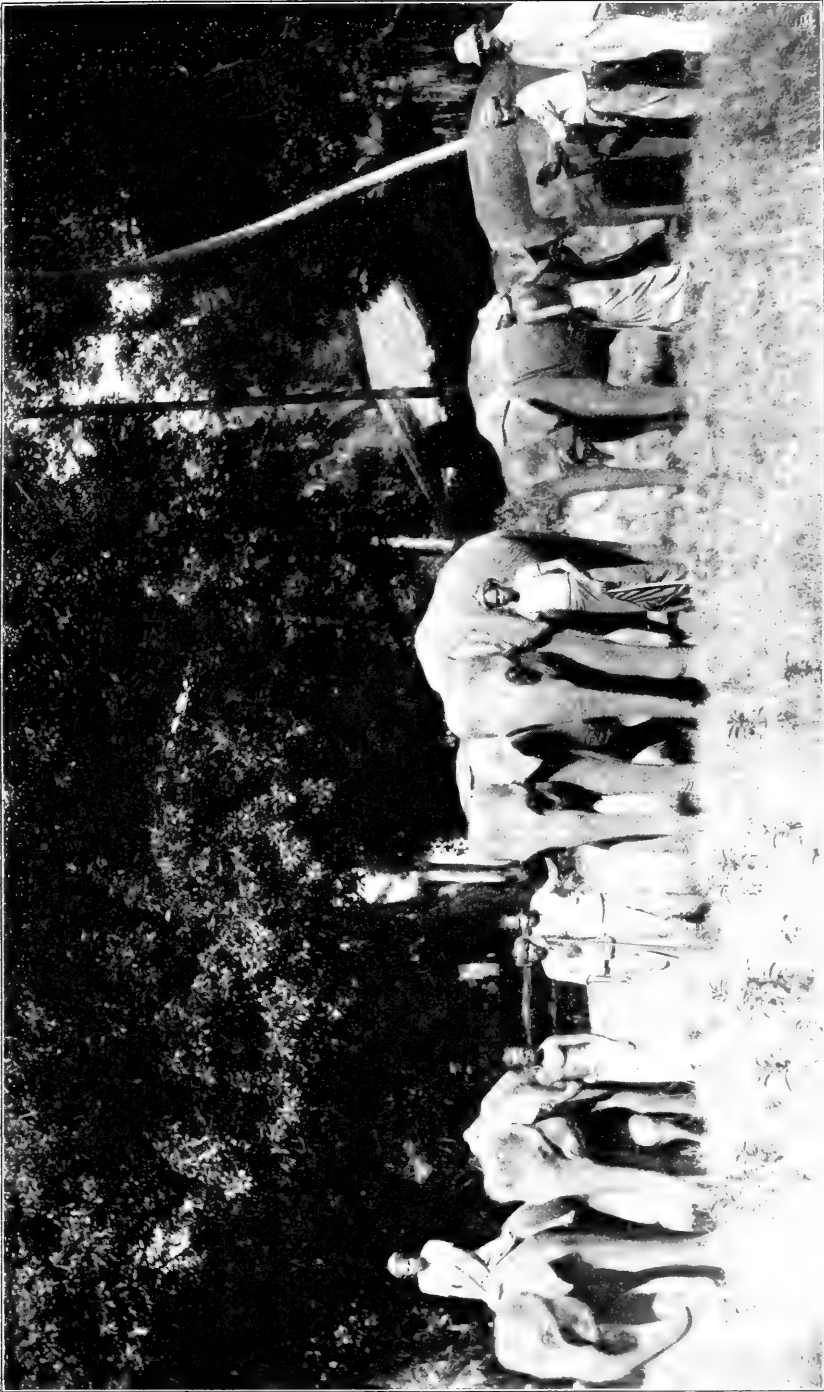
Die Ueberwältigung jeder einzelnen dieser vier Kämpferinnen kostete manchen Schweißtropfen, aber endlich lagen alle bezwungen in den ausgepolsterten Transportkästen.

Die Geschicklichkeit in dem Umgang mit diesen gefährlichen Reptilien baut sich auf eine lange und mannigfache Erfahrung auf.

Dem durch Beobachtung errungenen Wissen ging ein Casten und Experimentieren voraus, zuweilen mit glücklichem Abschluß, zuweilen auch nicht. Hiervon wußte ich manche eigenartige Episode zu erzählen. Zu Anfang der siebziger Jahre brachte ein Kapitän aus Brasilien zwei *Boa constrictor* nach Hamburg. Die Schlangen zu besichtigen, begab ich mich nach dem Hafen und an Bord. Ein Steward teilte mir gleich mit, daß die Schlangen leblos in ihrem Kasten lägen, sie seien gewiß tot. In der Kajüte des Kapitäns fand ich in einem offenen, oben mit Draht vergitterten Käfig die beiden Schlangen, die eine etwa sieben, die andere vielleicht neun Fuß lang. Der Steward hatte recht gesehen, die Tiere waren leblos. Rätselhaft war der Zustand der Tiere keineswegs. Es war Mitte Dezember, in der Nacht war starker Frost gewesen, und man hatte die Schlangen ohne Schutz in dem ungeheizten, eiskalten Raum stehen lassen. Die Schlangen waren einfach erstarrt. Der Kapitän, der inzwischen hinzugetreten war, gab dem Steward schon die Weisung, die Tiere über Bord zu werfen, als ich mich ins Mittel legte. Ich erbot mich, wenigstens den Versuch zu machen, die Schlangen ins Leben zurückzurufen. Lachend gab der Seemann seine Zustimmung, ich aber wickelte meine beiden leblosen Schlangen in eine Decke, steckte alles zusammen in einen Sack und zog ab. Schleunigst gabelte ich eine Droschke auf und fuhr nach dem Spielbudenplatz, wo wir damals wohnten. Auch mein Vater lachte, als ich die beiden Schlangen in der Nähe des Ofens aus dem Sack schüttelte. „Wenn Du es fertig bringst, diese Schlangen wieder lebendig zu machen, dann hast Du Wunderdinge geleistet“, sagte er. Meine Wiederbelebungsversuche waren sehr primitiver Art; ich ließ die Schlangen einfach vor dem Ofen liegen, ging ins Bureau und später in meine Wohnung, die in einem oberen Stockwerk des Hauses lag. Nach einer Stunde erhielt ich die Meldung, daß im Vogelladen — hier stand der betreffende Ofen, der meine Schlangen auftauern sollte — ein furchtbarer Aufruhr unter den Vögeln sei. Wie! Sollten meine Schlangen wirklich wieder lebendig geworden sein? Spornstreichs eilte ich in den Vogelladen. Wahrhaftig, der Platz vor dem Ofen war leer, die Schlangen waren ausgetniffen. Das Geschrei der Vögel ließ mich leicht die Stelle

entdecken, wo meine toten Schlangen ganz gemächlich spazieren krochen. — Wie merkwürdig manchmal der Zufall spielt! Als ich noch mit der Jagd auf die entflohenen Schlangen beschäftigt war, öffnete sich die Thür, und Vater K r e u z b e r g, der alte Menageriebesitzer, der gerade von Rußland angekommen war, trat ein. Sofort beteiligte er sich an der Jagd, und nach zehn Minuten waren die Schlangen dingsfest gemacht. Fröhlich erzählte ich dem alten Kreuzberg diese sonderbare Schlangengeschichte, worauf dieser nicht weniger fröhlich erwiderte: „Das paßt mir vorzüglich, daß Du die Dinger wieder lebendig gemacht hast, denn ich suche gerade einige Schlangen für meine Menagerie zu kaufen.“ Nach weiteren zehn Minuten waren die beiden Tiere um den Preis von achtzig preussischen Talern in den Besitz von Kreuzberg übergegangen. Zwei Leuten stand noch eine Ueberraschung bevor, meinem Vater, der die toten Schlangen nachmittags lebendig und um guten Preis verkauft wiederfand, und dem Kapitän, dem ich am nächsten Morgen die Hälfte des Erlöses, vierzig Taler, emhändigte. Das war für ihn direkt gefundenes Geld.

Später erwies es sich als nichts Seltenes, daß erstarnte Schlangen ankamen, nur hatte ich nicht immer das gleiche Glück mit der Wiederbelebung. Den schlimmsten Fall erlebte ich im Jahre 1883. In England hatte ich 165 Riesenschlangen gekauft, die einen Wert von über 1000 Pfund Sterling repräsentierten. Diese Schlangen wurden im März mit einem Begleiter zu Schiff nach Hamburg gesandt. Unterwegs kam ein schwerer Nordoststurm auf, der das Schiff nach zwei Reisetagen umzukehren und nach London zurückzudampfen zwang, da die Kohlen auszugehen drohten. Bei Gravesend nahm der Dampfer Kohlen ein und begab sich wieder auf die Reise nach Hamburg. Sieben Tage mußten die an tropische Wärme gewöhnten Schlangen in einem noch kalten Monat an Bord zubringen, ich hatte schon eine unangenehme Vorahnung, daß die Sache nicht gut gehen würde. Leider bestätigte sich meine Befürchtung, die Schlangen waren unterwegs erstarbt und kamen sämtlich leblos in Hamburg an. Man kann sich denken, daß ich die Tiere schleunigst in mein Etablissement überführte und hier alle zu Gebote stehenden Mittel anwandte, um die Schlangen wieder ins Leben zurückzurufen. Vergebens! Nicht



Im Elefanten-Depot von John Hagenbeck auf Ceylon.



Kongo-Zwergelasant.



Elefanten-Verladung
in Indien.



Bei — 20° R.

ein einziges Tier war zu retten. Das ganze, für diese Schlangen angelegte Geld, 20 000 Mark, war verloren, eigentlich der doppelte Betrag, denn die Tiere waren bereits nach Amerika um einen entsprechenden Preis fest verkauft. Unter diesen Umständen war meine Trauer um die Toten, das wird man mir glauben, echt.

Der Respekt vor Giftschlangen wurde mir bald gründlich beigebracht, so gründlich, daß ich bis auf den heutigen Tag stets dafür Sorge, solche Tiere, wenn ich sie mit größeren Transporten zufällig erhalte, so schnell als möglich an irgendein Institut abzugeben. In meinem ersten Rencontre mit dem „giftigen Volk“ spielen Puffottern die Hauptrolle. In den sechziger Jahren war es, zur Sommerszeit, als uns ein Kasten dieser Tiere, groß und flach, oben mit Draht überzogen und mit Brettern vernagelt, ins Haus kam. Da die Tiere in diesem Kasten nicht bleiben konnten, so schlug ich mir einen praktischeren zurecht, an welchem oben neben dem Drahtgeflecht eine mit Schieber versehene Oeffnung frei blieb. Die zu lösende Schwierigkeit bestand nun in dem Umquartieren der gefährlichen Schlangen, mit deren Lebensgewohnheiten ich damals noch nicht recht bekannt war. Alles mußte aufs Geratewohl geschehen. In der Meinung, ich könne einfach die Schlangen von einem Kasten in den andern schütten, löste ich an dem Transportkasten ein Brettchen von etwa sechs Zoll Breite und bog das darunter befindliche Gitter zurück — und nun schüttelte ich eben. Zu meinem größten Schrecken und fast zu spät stellte es sich aber heraus, daß ich die Geschichte nicht richtig angefangen und die nötige Vorsicht außer acht gelassen hatte; mit Blitzesschnelle schossen die Tiere mit ihren Köpfen nach der Oeffnung, machten aber keine Mühe, in den neuen Kasten hinüberzugleiten, im Gegenteil, sie wandten sich seitwärts, und beinahe wären zwei dieser giftigen Reptile entwischt. Noch heute fährt mir ein Schreck durch die Glieder, wenn ich mich in jene Situation zurücksetze. Schnell entschlossen, begann ich meinen Kasten zu schütteln und gleichzeitig rückwärts zu bewegen, wodurch die Tiere in ihren Käfig zurückschnellten. Um ihr Entweichen zu verhindern, setzte ich rasch den neuen Käfig auf die Oeffnung und war froh, als ich mit Hilfe eines Wärters die Oeffnung wieder vernagelt hatte. Für diese:

Tag hatte ich genug, ich mußte mich erst erholen und über eine praktische Art des Transportes von einem in den andern Käfig nachsinnen. Am nächsten Tag hatte ich sie gefunden. In den Kasten, der die Schlangen barg, schnitt ich mit einer spitzen Säge ein vier-eckiges Loch, etwa drei Zoll im Quadrat, und gegen dieses Loch stellte ich die mit einem Schieber versehene Oeffnung des neuen Käfigs. Vom alten nahm ich die Bretter herunter und ließ nur das Drahtgitter an seinem Platz, so daß der Raum in dem alten Kasten hell, der im neuen dunkel wurde. Ich wußte nämlich soviel, daß Schlangen sich gern ins Dunkle zurückziehen, und dies bestätigte sich, denn nach kaum einer Stunde waren sämtliche Puffottern, acht an der Zahl, in den neuen Kasten hinübergeschlüpft, den ich nun ganz einfach mit der Schiebetür verschloß.

Seit jener Zeit hatte ich eine heillose Achtung vor Giftschlangen. Trotz aller Vorsicht wäre ich aber dennoch vor etwa acht Jahren durch Klapperschlangen beinahe ums Leben gekommen. An einem Sommertag des Jahres 1898, als ich — soeben von der Reise zurück — das Reptilienhaus inspizierte, fiel mir ein starker Fäulnisgeruch auf und beim Nachsuchen fand ich in einem der großen Schlangenkäfige einen verdrahteten Karton, in welchem sich unter mehreren lebenden Klapperschlangen auch zwei tote, bereits in Fäulnis übergegangene befanden. Diese Kadaver mußten sofort entfernt werden. Ich nahm den Kasten vor und versuchte von der Seite aus, wo eine kleine Schiebetür angebracht war, mit einem aus starkem Draht zurechtgebogenen Haken die toten Tiere herauszuholen. Zu diesem Zweck mußte ich mich mit dem Gesicht dicht über den Kasten beugen, während ich mit der linken Hand unten den Haken einführte. Auf diese Weise gelang es mir schnell, zunächst einen der Kadaver zu packen und langsam herauszuziehen. Der zweite war schwieriger zu erreichen, er lag unter zwei lebenden Exemplaren. Mir blieb nichts übrig, als die Schlangen aufzustöbern und das nahmen beide ungeheuer übel, besonders die größere. Als ich gerade mit dem Gesicht dicht oberhalb des Gitters liege, um besser sehen zu können, und mich dabei mit dem rechten Arm gegen das blendende Licht der Sonne schütze, fährt die Schlange

unvermutet und schnell wie der Blitz mit weit offenem Rachen in das Gitter hinein. Zwar schnellte ich erschreckt zurück und wartete ein wenig, bis das Tier sich beruhigt hatte, nahm dann aber ahnungslos meine Arbeit wieder auf, die ich nun ohne Zwischenfall zu Ende führte.

Erst am nächsten Morgen wurde mir bekannt, welcher furchtbaren Gefahr ich entronnen war und daß der Tod dicht neben mir gestanden hatte. Als ich mich ankleidete, machte meine Frau mich auf eine Reihe von Flecken am rechten Rockärmel aufmerksam, die sie für Schmutzflecke hielt. Ein einziger Blick auf die vermeintlichen Flecken machte mich im tiefsten Innern erschauern. Es waren lauter kleine, feine, grünlich schillernde Kristalle. Die Schlange hatte bei dem Biß ins Gitter ihr ganzes Gift nach meinem Gesicht gespritzt und nur durch den Umstand, daß der Arm eine Schutzwand bildete, war ich dem Verderben entgangen. Vom Aufenthalt im freien war mir die Haut des Gesichts an vielen Stellen aufgesprungen, und hätte das Gift freien Zutritt in den Körper gefunden, so würde ich elend zugrunde gegangen sein.

Der Biß der Klapperschlange ist von furchtbarer Wirkung. Ich habe beobachtet, daß Meerschweinchen und weiße Ratten innerhalb einer Minute nach empfangenem Biß tot waren.

Normen gibt es freilich nicht und auch draußen in der freien Natur wird es vorkommen, daß das große, starkbewehrte Tier dem kleineren und gewandteren, wenn es zu einer mutigen Art gehört, unterliegt. Ich habe den Fall erlebt, daß eine Klapperschlange der Ratte unterlag, die ihr als Futter vorgeworfen wurde. Unser Erstaunen war groß, als wir die große Klapperschlange am Morgen nach der Fütterung tot auf dem Boden, die Ratte aber ganz gemächlich in einer Ecke des Käfigs sitzend fanden. Sie war unverfehrt, ja, sie hatte sogar von dem Fleische ihres Feindes gespeist. Die Spuren zeigten, daß die Ratte der großen Schlange ins Genick gesprungen war, sie hier gepackt und getötet hatte. Aus dem Nacken hatte sie ein großes Stück herausgefressen. Schade, daß keine Zeugen bei diesem interessanten Kampfe zugegen waren. Bei allem Respekt vor

der mutigen Ratte, hüteten wir uns aber doch, noch einmal wild-gefangene Ratten als Schlangenfutter zu verwenden.

Kämpfe von Schlangen untereinander sind nicht selten, sie streiten sich um die Beute und es kommt vor, daß im Verlaufe dieses Streites die kleinere von der größeren Schlange mitsamt der strittigen Beute aufgefressen wird. Alle Schlangen trifft der Vorwurf einer dummen, fast automatischen Gefräßigkeit. Einen höchst eigenartigen Beweis hiervon erhielt ich schon in früher Zeit, zu Anfang der siebziger Jahre, als unser Etablissement noch am Spielbudenplatz auf St. Pauli belegen war. Dort wurden unsere Schlangen in großen, dunklen Kisten gehalten, welche von unten durch Wärmflaschen gewärmt wurden. Außerdem wurden die Tiere noch mit einer großen Wolldecke zugedeckt, die nur bei der Fütterung entfernt wurde. Eines Tages bekamen wir mit verschiedenen anderen Tieren auch eine recht große Boa constrictor, elf Fuß lang. Für diese Art ist das eine ganz annehmbare Länge, ich habe wenigstens niemals eine derartige Schlange gesehen, die mehr als dreizehn Fuß maß. Dies erwähne ich nur nebenbei, weil man vielfach die Boa constrictor für die größte aller Riesenschlangen hält. Gleich nach der Ankunft dieses Exemplars, am Abend, hatte ich ihm ein großes Kaninchen in den Kasten gesetzt, das auch während der Nacht verzehrt wurde. Da ich annahm, daß das Tier damit zunächst genug habe, setzte ich für die folgende Nacht kein weiteres Kaninchen in den Kasten, sondern ließ die Schlange, wie üblich mit der Wolldecke bedeckt, ungestört. Und was geschah? Die Schlange begann während der Nacht die Wolldecke in ihren Schlund hinabzuwürgen, vermochte den Knäuel aber nur zur Hälfte zu zwingen. Am nächsten Morgen fand ich das Tier, mit der Wolldecke im Rachen, tot. Es war buchstäblich erstickt.

Einen ähnlichen blöden Unglücksfall habe ich nicht wieder erlebt, wohl aber, daß eine Schlange die andere auffraß und daß heftige, sogar wilde Kämpfe um die Beute stattfanden. Vor etwa zehn Jahren ereignete es sich, daß eine gelbe Python-Schlange von neun Fuß Länge eine andere von sieben Fuß Länge mitsamt einem Kaninchen verschlang, das am Abend vorher zu den beiden Schlangen in den Käfig gesetzt worden war. Nach späteren Beobachtungen

muß man rückschließend annehmen, daß beide Schlangen das Kaninchen gleichzeitig gepackt und getötet haben. Beim Verschlucken haben dann beide, die eine am Kopf und die andere am Hinterteil, das Kaninchen hinunterwürgen wollen, wobei die größere Schlange die kleinere mit erwischt und verschluckt hat. Am nächsten Morgen konnte man genau sehen, wie die kleinere Schlange der Länge nach in dem Körper der großen lag.

Seitdem habe ich häufig Gelegenheit gehabt, zu beobachten, mit welcher Wut und Ausdauer die Schlangen um eine Beute zu kämpfen vermögen. Vier Riesenschlangen von bedeutender Größe stürzten einmal alle, auf ein totes, ihnen vorgeworfenes Kaninchen erpicht, aufeinander los, um einen Ringkampf aufzuführen, der jeder Beschreibung spottet. Zuerst schoß die kleinste der Schlangen auf das Opfer los, kaum hatte sie es aber gepackt, als die größte der Schlangen ihre Rivalin umschlang und sie derartig drückte, daß sie die Beute loslassen mußte. Nur eine Sekunde erfreute sich die Siegerin ihres Besitzes, da stürzten die beiden anderen großen Tiere auf sie los und in einem Nu waren die drei Bestien zu einem unentwirrbaren Knäuel geworden, der sich wild im Käfig hin und her wälzte. Als der Kopf einer dieser Schlangen in den Rachen einer anderen geriet, versuchte ich die Kämpfenden zu trennen, aber alle fuhren mit geöffnetem Rachen auf mich los, und ich mußte den Dingen ihren Lauf lassen. Nach einem dreistündigen Kampfe schienen die Tiere zu ermatten und ließen einander los. Auf diesen Moment schien das kleinste der Reptile, das dem Kampfe untätig zugehört hatte, nur gewartet zu haben, denn es wagte sich aus seiner Ecke hervor und machte sich wieder über das Kaninchen her. Schon hatte die Schlange ihr Opfer zu würgen angefangen, als aufs neue eine Rivalin heranschoß, ihr den Schwanz einige Male um den Hals schlang und so furchtbar drückte, daß sie nicht nur das Kaninchen losließ, sondern total kampfunfähig wurde. Mit ihren Ringen hielt die große Schlange die kleinere unklammert, packte dabei das Kaninchen und würgte es hinunter. Erst als sie damit fertig war, ließ sie die Gegnerin los, die nun aber mit einer blitzschnellen Bewegung sich um ihre Peinigerin ringelte und sie mit Aufbietung solcher Kraft

preßte, daß das große Tier stöhnende Laute hören ließ. Binnen kurzem waren die vier Tiere wieder in einen wirren Kampf verwickelt, und jeder Versuch, die Wütenden zu trennen, mißlang. Der Streit wurde vormittags um elf Uhr begonnen und dauerte abends um zehn Uhr, als ich mich zurückzog, noch fort. Ich war ganz darauf gefaßt, am nächsten Morgen ein paar Leichen zu finden — aber keine Spur, jede der vier Schlangen lag zusammengeringelt so friedlich in einer Ecke, als ob nichts passiert sei. Ein so hartnäckiger und langandauernder Schlangenkampf war bis dahin, 1892, im Tierpark nicht beobachtet worden. In dem beschriebenen Falle handelte es sich um die große indische Art *Python bivittatus*, welche zu den größten Riesenschlangen gehört, da ausgewachsene Exemplare bis zu achtzehn Fuß lang werden.

Dennoch sind diese Kämpfe zahm im Vergleich mit denjenigen, welche von der großen Borneo-Riesenschlange ausgefochten werden, denn diese begnügt sich nicht mit der Umschlingung des Gegners, sondern gebraucht rücksichtslos ihre haarscharfen Zähne. Wie Hunde beißen sie sich ineinander fest. Die Eifersucht um eine Beute stachelt sie zu maßloser Wut an. Ich entfinne mich eines Falles, in welchem zwei kleinere dieser Schlangen, die eine etwa neun Fuß und die andere etwa zwölf Fuß, sich um ein totes Kaninchen stritten. Plötzlich packte die größere Schlange die kleinere mit dem Rachen hinten am Nacken, schlang sich dann mit dem Körper um den übrigen Leib des Tieres und riß seinem Opfer mit einem Ruck ein großes Stück Fleisch aus dem Halse heraus. Was diese Kraftleistung bedeutet, kann nur derjenige ermessen, der über die ungeheure Zähigkeit der Haut einer großen Schlange unterrichtet ist. Die furchtbare Verwundung geschah, ehe ich die Tiere auseinanderbringen konnte. Als es mir endlich mit Hilfe eines spitzen Stockes, mit welchem ich das Ungeheuer bearbeitete, gelang, war der Unfall bereits geschehen. Noch an demselben Tage habe ich die verletzte Schlange photographieren lassen, um eine Abbildung der kolossalen Bißwunden aufbewahren zu können. Das verwundete Tier ging innerhalb weniger Tage ein.

Ähnliche Kämpfe konnte ich in den letzten Jahren in meinem

Stellinger Tierpart[†] ziemlich häufig beobachten. Eben jetzt, während ich diese Zeilen niederschreibe, beherbergt das Reptilienhaus zwölf der größten Riesenschlangen, welche jemals nach Europa gebracht oder vielleicht auch je gesehen worden sind. Die kleinste dieser Schlangen ist zwanzig Fuß lang und die größeren besitzen Längen von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Fuß.*) Diese Tiere haben verschiedentlich um das ihnen vorgeworfene Futter gekämpft — übrigens tote Tiere, denn daran habe ich diese Schlangen gewöhnt. Im Verlaufe eines dieser Kämpfe riß eine Schlange ihrer Rivalin ein großes Stück Fell mit Fleisch aus dem Rücken. Die Wunde, etwa eine halbe Manneshand groß, ist aber gut verheilt und das Tier befindet sich wohl.

Wenige Tage früher spielte sich ein noch wilderer Kampf ab, der zwar nicht mit Wunden, aber mit der völligen Erschöpfung der Gegnerinnen endete. Ein schwerer amerikanischer Puter im Gewicht von zwanzig Pfund war drei großen Schlangen vorgeworfen worden, von denen zwei je eine Länge von fünfundzwanzig Fuß besaßen, während die dritte, kleinere, fünfzehn Fuß maß. Nur die beiden großen Schlangen beteiligten sich an dem Kampf, die kleinere machte den Zuschauer und dachte vielleicht: „Wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte“, oder: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten“. Eine der großen Schlangen schoß sofort auf die Beute los und umwand sie, fast ebenso schnell war aber die zweite da, biß die Gegnerin und umwickelte sie mitsamt dem Puter mit ihren Leibsträngen. Die Umarmung, in welcher die zuerst gekommene Schlange sich befand, war keineswegs beneidenswert. Es war ein Drücken und Quetschen und Winden ohne Unterlaß. Nach einer halben Stunde waren beide Tiere total erschöpft und ließen einander los. Auch der Puter wurde wieder frei und im Käfig herrschte Frieden. Die beiden Kämpferinnen verharrten regungslos, auch der Puter natürlich, der ja nur noch eine Art eßbaren Stillebens vorstellte, und auf einem Baumaste lag lauernd und aus grünen Schlichäuglein auf die Beute blickend die dritte Schlange. Länger habe ich das Intermezzo nicht beobachtet, ich

*) Seit Juni 1909 bis zu 30 Fuß Länge.

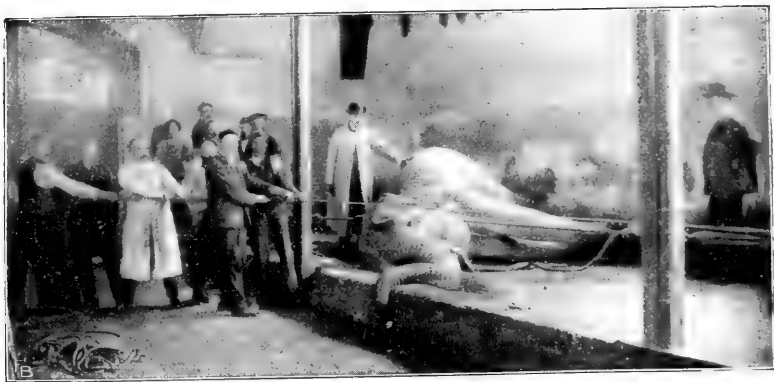
sprach aber gegen einige Herren, die mit mir dem Kampfe zugesehen hatten, die Ansicht aus, daß die kleinere Schlange sich nun wahrscheinlich den Puter zu Gemüte ziehen werde. Der nächste Morgen brachte die Bestätigung. Die kleine Schlange hatte tatsächlich den Puter gefressen und sich dann, wie Schlangen nach dem Fraß zu tun pflegen, ins Wasserbassin zurückgezogen.

Es liegt auf der Hand, daß bei der Art und dem Umfang des Fraßes, die Kräfte, die für den Stoffwechsel sorgen, ganz besonders sein müssen. Schon früher habe ich ausgeführt, was die einzelnen Schlangeneremplare im Fressen zu leisten vermögen. Das Interessanteste, was ich in dieser Richtung erlebt habe, passierte vor etwa zehn Jahren in meinem Tiergarten am Neuen Pferdemarkt. Hier verschlang eine dunkle indische Python Schlange, von nur vierzehn Fuß Länge, innerhalb vierundzwanzig Stunden vier Heidschnuckenlämmer, die je elf bis siebzehn Pfund wogen und Hörner von drei bis sieben Zentimeter Länge besaßen. Die Schlange war am zweiten Tage durch die in ihrem Innern entwickelten Gase so unförmlich aufgeschwollen, daß die Haut auf dreißig Zentimeter Länge offen platzte und streckenweise fünf Zentimeter weit auseinanderklaffte. Die Verdauung dieser Mahlzeit war nach zehn Tagen beendet. Die Wollteile wurden in dicken Ballen abgestoßen, die weichen Teile in dunkelgefärbten Excrementen, die Knochen in weißen, während Klauen und Hörner nicht verdaut wurden. Das war am zehnten Tag und am elften nahm die Schlange wieder eine Heidschnucke zu sich.

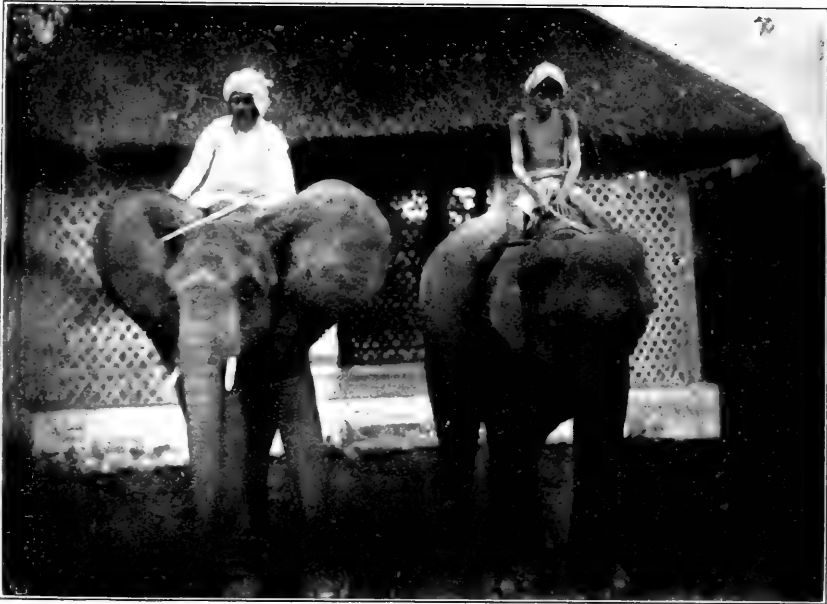
Der Verdauungszeit von zehn Tagen stehen Zeiten von viel längerer Dauer gegenüber. Eine Riesenschlange, die ein Schwein gefressen hatte, gab die ersten Exkremente erst vier Wochen und die letzten sogar erst zehn Wochen später von sich. Das Schwein scheint also für die Riesenschlange ein ziemlich schwerverdaulicher Bissen zu sein. Dafür habe ich noch einen weiteren Beweis. In meinen Garten gelangten direkt von Singapur zwei sehr große Borneoschlangen. Die eine maß 25 Fuß und wog 223 Pfund. Aus der Wildheit der Tiere konnte man schließen, daß sie sich noch nicht lange in der Gefangenschaft befanden. Acht Tage nach ihrer Ankunft



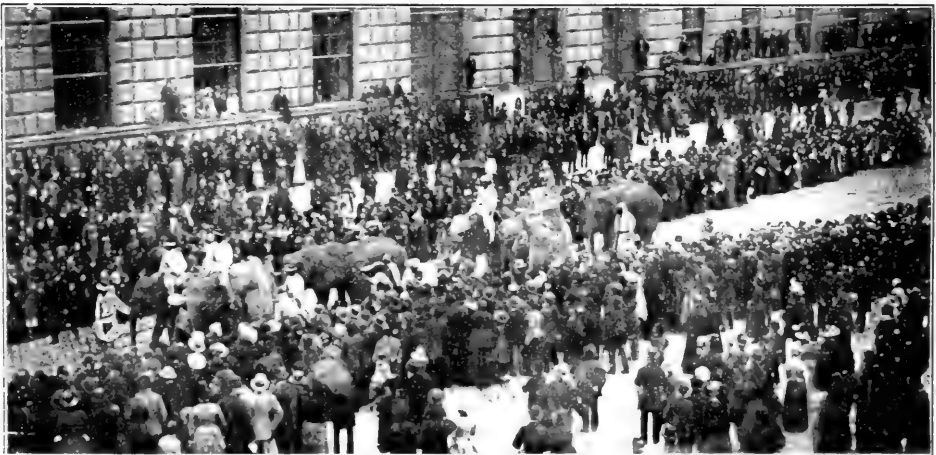
Bei -40° am 12. Februar 1900. 110 km von Oesterjund-Ström.



Eröffnung eines kranken Elefanten.



Afrikanischer und indischer Elefant.



Der der Elefanten-Katastrophe in München. (5. Juli 1888.)

nun fand man im Käfig unter Excrementen die Hauer und Klauen eines Wildschweins. Dieses Wildschwein war jedenfalls die letzte Nahrung, welche die Schlange vor relativ langer Zeit noch in der Freiheit erwischt hatte.

Denjenigen zarten Gemüthern, die sich vielleicht über die unästhetischen Fressleistungen der Schlangen entsetzt haben, gewährt die Mitteilung hoffentlich etwas Beruhigung, daß die Tiere auch ungeheuer lange hungern können und dies sogar zuweilen freiwillig tun. Recht freßlustige Tiere, die oft drei bis vier Wochen nacheinander jede Woche Nahrung zu sich nahmen, setzten dann ohne sichtbaren Grund aus und rührten länger als ein halbes Jahr nicht das Geringste an. - So führt die Natur doch einen Ausgleich herbei. In der Freiheit mag zuweilen eine lange Zeit verstreichen, ehe die großen Schlangen eine Beute erhaschen können, die ihnen genehm ist. Darauf scheint der Organismus eingerichtet zu sein. Im Zoologischen Garten zu Amsterdam beobachtete vor vielen Jahren der alte, jetzt längst verstorbene Direktor Dr. Westermann eine Schlange, die während zweier voller Jahre nichts gefressen hatte, dann aber lustig wieder ans Futter ging und noch viele Jahre bei ihm lebte. Es war eine brasilianische Wasserschlange, *Euneotes murinus*.

Ein ähnliches Nonplusultra besaß auch ich einmal in meinem Tierpark. Diese Hungerkünstlerin war eine dunkle, indische Python-Schlange, etwa sechzehn Fuß lang, die dick und fett bei mir angekommen war, dann aber absolut nichts fressen wollte und während einer Zeit von fünfundzwanzig Monaten hungerte. Sie nahm nichts zu sich, als Wasser, jedesmal, wenn das Bassin gereinigt worden war, trank sie ziemlich große Quantitäten. Das Hungern bekam dieser Schlange aber nicht so gut, wie ihrer Kollegin in Amsterdam. Das Tier schrumpfte schließlich ganz zusammen und war nur noch ein mit Haut überzogenes Skelett. Auf diesem Punkte angekommen, griff ich ein. Die Selbstmordkandidatin wurde zwangsweise mit einer getödeten Taube gefüttert, d. h., ich feuchtete die Taube in warmem Wasser an, um sie schlüpfrig zu machen, ergriff die Schlange hinter dem Genick, öffnete den Rachen und drückte die Taube etwa einen Fuß weit in den Schlund hinab. Das Weitere besorgte die

Schlange selbst. Man konnte beobachten, wie die Nahrung nach und nach in den Magen hinunterglitt. Der Appetit kommt mit dem Essen. Am selben Abend versuchte ich es mit einer lebenden Taube, die ich in den Käfig setzte. Nach kurzer Zeit hatte die Schlange dieses Opfer gefaßt und getötet und begann, das Tier hinabzuwürgen. Leider hatte sie sich zu spät auf sich selbst besonnen, sie war schon so schwach geworden, daß sie das Geschäft des Würgens nicht allein besorgen konnte. Ich half also und schob mit Hilfe eines Stockes die Taube langsam weiter in den Hals. Am demselben Abend wurde eine weitere Taube in den Kasten gelegt. Die Kräfte der Schlange waren aber erschöpft, denn am nächsten Morgen fanden wir die Schlange, mit der Taube im Rachen, tot in ihrem Kasten. Sie war beim Würgen der Beute erstickt.

Am liebsten und am schnellsten fressen die Schlangen bei hellem Wetter, während sie bei schwerer Luft selten etwas zu sich nehmen. In ihrer Behandlung ist es die Hauptbedingung, daß man sie stets recht warm hält und in gut ventilierten Käfigen unterbringt. Die normale Temperatur in einem Schlangenkäfig soll nicht unter achtzehn Grad Reaumur betragen, doch fühlen sich die Schlangen noch sehr mollig, wenn die Temperatur bis fünfundzwanzig Grad Reaumur und höher hinaufgeht.

Verschafft man den Tieren nicht die ihnen zusagende Temperatur, dann sind sie nicht zum Fressen zu bewegen und bekommen außerdem durch Erkältung Mundfäule. Wenn man den erkrankten Tieren dann einen recht warmen Käfig mit großem Wasserbassin gibt, kurieren sie sich selbst. Die Tiere legen sich wochenlang unter das Wasser, so daß nur die Nasenspitze zum Atmen hervorsteht, das Wasser löst die eiterigen Stücke des Rachens ab und das Tier entfernt sie durch Hin- und Herschlagen des Kopfes. Zuweilen halfen wir mit einer Federpose die brandigen Stücke entfernen und haben auf diese Weise Schlangen kuriert, denen bereits ganze Stücke von den Kiefern losgefällt waren.

Selten nur wird der Schlangenkäfig zur Kinderstube — die Bedingungen des Liebeslebens, der Brutzeit, der Aufzucht usw. sind noch nicht so ganz geklärt. Ich gehe aber stark mit dem Ge-

danke um, Schlangen mit Hilfe der neuen Einrichtungen in meinem Stellinger Tierpark in den nächsten Jahren selbst zu züchten. Auf zweierlei Wegen bringen die Schlangen ihre Jungen zur Welt. Unsere Boa constrictor und die verschiedenen indischen Schlangen, von deren Freuden und Leiden in den vorhergehenden Blättern erzählt wurde, legen Eier und brüten sie aus; die Wasserschlangen dagegen gebären lebende Junge. Vor etwa fünfzehn Jahren hatte ich einmal Gelegenheit, die Vorgänge in einer solchen Wochenstube zu beobachten. Die Mama war eine geborene Euneetes murinus, gehörte zur größten Schlangenart, die in Brasilien vorkommt. Es soll Exemplare von zwanzig Fuß Länge geben, gesehen habe ich keine. Diejenige, welche ich besaß, war fünfzehn Fuß lang und außergewöhnlich wohlbeleibt. Nach einigen Monaten kamen nicht weniger als achtundvierzig Kinderchen zur Welt. Ein reicher Familiensegen. Dem glücklichen Vater konnte ich keine Nachricht geben, er war in den Wäldern Brasiliens zurückgeblieben. Die Geschichte hatte auch einen Haken, denn die Jungen, welche, jedes für sich, in einem durchsichtigen Hautsack steckten, waren leider sämtlich tot.

Auch bei den eierlegenden Arten wird die Fortpflanzung en gros betrieben. Ich entsinne mich einer dunklen Pythonischlange, die während der Reise eine stattliche Zahl von Eiern gelegt hatte. Trotz aller Unruhe blieb sie ihrer Mutterpflicht treu und brütete die Eier aus. Als ich das Tier von den Eiern aufscheuchte, die es umringelt hielt, sah ich drei bis vier Junge aus ihren pergamentartigen Eischalen mit dem Kopf gegen mich emporschnellen. Die Wochenstube wurde in einem großen, passenden Käfig untergebracht. Von etwa fünfzig Eiern hatte die Schlange einundzwanzig ausgebrütet, die übrigen waren vertrocknet. Die Jungen benutzten ihre Eischalen als Wohnhöhlen, sie krochen dann und wann heraus, zogen sich aber immer bald wieder in ihre Schalen zurück. Manche kamen überhaupt nicht heraus. Die Ernährungsfrage machte zuerst Schwierigkeiten. Frösche wurden nicht angenommen. Dagegen schienen junge weiße Mäuse mehr nach dem Appetit der kleinen Reptile zu sein, die Beute wurde in derselben Weise gepackt, getötet und verschlungen, wie es die Alten zu tun pflegten. Schließlich verkaufte ich die ganze

Familie an den Jardin Zoologique d'Acclimatisation in Paris, welcher mit der Schauſtellung dieſer Tiere ein gutes Geſchäft machte. Die Jungen hatten leider nicht die gehörige Pflege und gingen bald ein. Man ſtopfte ſie aus, praktizierte ſie wieder in die Eierschalen hinein, und wer Luſt hat, kann die Tierchen noch heute im Jardin d'Acclimatisation in Paris anſchauen.

Auch eine andere Aufzucht hatte kein Glück. Mein Bruder John Hagenbeck in Colombo auf Ceylon erhielt gegen Ende des Jahres 1904 von Singapore eine ſehr große Python reticulatus, welche auf der Reiſe bis Ceylon nicht weniger als hundertunddrei Eier gelegt hatte. Von dieſen brütete ſie achtundachtzig aus. Ich kaufte die ganze Familie, doch kamen nur dreiunddreißig der Jungen, die etwa fünfzig bis fünfundfünfzig Zentimeter maßen, bei mir an. Ein weiteres Duſend der ſchwächeren Tiere, welche die Nahrung verweigerten, ging ein. Schließlich, nachdem noch einige Exemplare an Privatliebhaber abgegeben worden waren, blieben mir ſechzehn Stück, an die ich alle mögliche Pflege zu wenden begann, um ſie hochzubringen. Die Tiere erhielten Sperlinge und Mäuse und gediehen ſehr gut. Leider war trotzdem alle Mühe umſonſt. Innerhalb weniger Tage gingen ſämtliche Tiere unter krampfhaften Zuckungen zugrunde, die Krankheit währte in jedem Falle nur einige Stunden. Es war wirklich jammerschade. Die Tiere hatten bis dahin vorzüglich geſſen, drei der verendeten Tiere maßen bereits 1,35 Meter, und eins ſogar 1,65 Meter. Wie bequem hätte man das Wachstum dieſer Tiere ſtudieren können. Als Todesurſache nahm ich ungenügende Zufuhr von friſcher Luſt an. Für alle Lebeweſen ohne Ausnahme iſt friſche Luſt die Hauptbedingung der Geſundheit und Entwicklung.

Je länger und je mehr ich Schlangen beobachtet habe, deſſo weniger habe ich begriffen, warum die Schlange das Sinnbild der Klugheit geworden iſt. Gefräßigkeit, Faulheit, und unter gewiſſen Umſtänden unerschöpfliche Wut, waren die Lebensäußerungen, in welchen ſich nach meiner Anſicht das Weſentliche aus dem Schlangenleben zuſammenfaßte. Trotzdem möchte ich natürlich nicht behaupten, daß den Schlangen jegliche Begabung fehlt, auf Grund deren der Menſch ſie zu gewiſſen Leiſtungen heranziehen kann. Ich würde ja

auch durch die Tatsache widerlegt werden, daß man so häufig Schlangenbeschwörer oder Schlangenbändiger sieht; jedoch bezweifle ich, daß mit Schlangen auch nur annähernd ähnliche Leistungen erzielt werden können, wie mit den Tieren höherer Ordnung, und daß der Schlangenbändiger in ein freundschaftliches Verhältnis zu seinen Schülern eintreten kann in ähnlicher Weise wie die Dressireur der großen bekannten Raubtiergruppen, der Affen oder der Wiederkäufer, es tun. Auch ist meine Ansicht über Schlangen eine allgemeine, d. h. ich mache wenig Unterschied dazwischen, ob ich von einer Riesenschlange, einer Ringelnatter oder einer Giftschlange spreche. Uebrigens tut dies der Schlangenbeschwörer auch nicht. Es ist eine ebenso irrige, wie weit verbreitete Meinung, daß beispielsweise die meisten Schlangenbeschwörer, welche sich zeigen, mit der Cobra, der indischen Brillenschlange, arbeiteten. Bei eingeborenen Indern ist dies zwar der Fall, diejenigen Schlangenbeschwörer weißer Rasse jedoch, die sich in den westlichen Ländern zeigen, arbeiten — ich bitte ihre ehrenwerte Kunst um Entschuldigung, wenn ich ihr Geheimnis verrate — fast ausschließlich mit jungen Exemplaren der Riesenschlangen, sei es nun der indischen Python oder der südamerikanischen Boa. So oft das große Publikum auch Schlangen gesehen haben mag, dieselbe Unkenntnis, die es in der Praxis vielen anderen Tieren gegenüber behält, bleibt ihm auch den Schlangen gegenüber. Ebenso wie ich in meinem Park Ausrufe zu hören bekomme, wie folgende: „Sieh doch einmal, Mann, diesen schönen Strauß, was er für prachtvolle Pfauenfedern trägt“; oder wie ich seiner Zeit in Triest hörte beim Transport des ersten kleinen afrikanischen Rhinoceros, welches überhaupt nach Europa kam, daß ein Bäuerlein zum andern sagte: „Schau dir mal das kleine Elefantel an.“ — „Ach, Unsinn, siehst du denn nicht, daß er keinen Rüssel hat?“ — „Du Schafskopf, bei dem wächst er noch“, so könnte ich darauf wetten, daß unter Hunderten von Zuschauern nur ganz wenige zu beurteilen vermöchten, was für Schlangen sie vor sich haben. Der Dressireur tut auch das Uebrige, um, soweit die Geschöpfe seiner Behandlung unterworfen werden sollen, die von der Natur gesetzten Unterschiede auszugleichen. Mit virulenten Giftschlangen, d. h. solchen, deren Giftapparat tadellos in Ordnung ist, wird er nie

arbeiten. Bevor er sich mit ihnen zeigt, oder bevor er sie abrichtet, hat er dafür gesorgt, daß ihnen die Giftzähne ausgebrochen sind. Trotz dieser Vorsicht ist der Mann nicht vollständig ungefährdet, denn die Giftzähne wachsen nach, und er ist genötigt, seine Tiere von Zeit zu Zeit zu untersuchen, um rechtzeitig auf der Hut sein zu können, bevor der Giftapparat wieder funktioniert. Es bedarf keines Wortes weiter zur Erklärung, daß die Giftschlange, welcher der Giftzahn fehlt, nicht einmal so gefährlich ist, wie eine gewöhnliche junge Riesenschlange, von einer ausgewachsenen Riesenschlange gar nicht zu sprechen. Wie erwähnt, ist schon eine solche von etwa achtzehn Fuß Länge imstande, einen kräftigen Mann so zu umschlingen und zu drücken, daß er in ernste Gefahr des Erstickungstodes gerät. Außerdem ist das Gebiß der Riesenschlange viel stärker als das der Cobra. Wirkliche Kunststücke aber habe ich von keiner Schlange irgendwelcher Art ausüben sehen. Der ganze Trick, der sich mit ihnen aufführen läßt, besteht darin, daß man die Tiere aus der Dunkelheit, in der man sie gehalten hat, plötzlich an das Tages- oder Rampenlicht setzt, sie reizt, so daß sie sich empor schnellen, und ihren Meister zu bedrohen scheinen, und sie durch Musik beruhigt. Denn das allerdings mußte ich stets und immer wiederholt feststellen, es gibt kein Geschöpf, auf das die Musik nicht irgendwelchen Einfluß hätte. Ich behaupte zwar nicht, daß eine Riesenschlange, die gerade Hunger empfindet, sich mit der Mondscheinsonate besser abfinden würde, als mit einem Kaninchen, aber ich halte es für zweifellos, daß die Schlangen, wie fast alle anderen Tiere, gern Musik hören.

Da wir gerade dabei sind, von Giftschlangen zu sprechen und von ihrer Verwendbarkeit zu Vorführungen, so möchte ich an dieser Stelle erzählen, was ich über die Gewinnung von Schlangengift erfahren habe. Vor kurzem erhielt ich den Besuch eines gelehrten Inders, eines Herrn Docton, der zurzeit am Zoologischen Garten in Bombay beschäftigt, früher am Zoologischen Garten in Kalkutta tätig war, und die folgenden Versuche anstellte.

Mit einer eisernen Stange, deren unteres Ende in eine nach oben geöffnete Kreisbiegung endigt, holt er aus dem mit Giftschlangen in vollster Kraft gefüllten Käfig je eine Schlange heraus, indem er den

Haken unter ihren Körper schiebt. Die Schlange wird auf diese Weise emporgehoben, und bleibt an dem Haken hängen, wie ein herabhängender Strick. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerter, als man ein solches Experiment nicht mit jeder Schlange machen dürfte. Die indische Giftschlange jedoch, die Cobra, oder sogenannte Brillenschlange, die hier in Frage kommt, besitzt nicht die Fähigkeit, sich um einen glatten Stab aufzurollen, resp. wenn sie sie auch unter Umständen besitzen sollte, sie tut es in einem solchen Falle nicht, möge es nun eine Frage ihres Temperaments sein, oder auf andere Ursachen zurückgeführt werden müssen. Jetzt legt Mr. Docton die Schlange mit dem Stab auf den Boden und klemmt gleichzeitig ihren Kopf hinterm Nacken mit einem Gabelstocke fest; der auf den Nacken ausgeübte Druck mit der Gabel kann ja auch nun auf völlig ungefährliche Weise durch den Finger verstärkt werden. Im selben Augenblick schon ist der Gehilfe mit einer Muschelschale zur Hand, welche er vorher mit dem grünen, frischen Blatte einer Pflanze bedeckt hat. In dem Augenblick, wo der Gehilfe der Schlange die Schale vor den Rachen hält, wird hinten am Nacken der Schlange der Druck verstärkt. Die Wirkung dieses verstärkten Druckes ist, daß die Schlange den Rachen weit öffnet und in das Blatt hineinbeißt. Während eine Giftschlange, die beispielsweise eine Beute schlägt, beim Bisse nur minimale Quantitäten ihres Giftvorrates in die Wunde spritzt, wird bei dem geschilderten Verfahren durch den besonderen Druck das ganze Gift aus der Drüse entleert und läuft durch die Löcher, welche die Giftzähne in dem Blatte verursachen, in die vorgehaltene Schale. Das amorphe Gift von hundert Cobras auf diese Weise gewonnen, ergibt in trockenem Zustande vier Gramm. Man sieht aus dieser minimalen Größe, wie ungeheuer stark die Wirkungskraft des Giftes ist, denn diese vier Gramm würden genügen, um mehrere hundert große Säugtiere resp. Tausende von Menschen zu töten. Eine Schlange, der auf diese Weise das Gift ausgedrückt ist, hat in acht Tagen den Giftvorrat erneuert.

Die Theorie resp. die Praxis, durch allmähliche Steigerung von Dosen verschiedener Gifte Individuen gegen Giftwirkung immun zu machen, läßt sich, wie Herr Docton auf experimentellem Wege fest-

gestellt hat, auch durch Anwendung von Schlangengift bestätigen. Zoologen wissen ja, daß Affen mehr als irgendeine andere Tierart, auf Eingriffe in ähnlicher Weise reagieren wie der Mensch. Ist es doch bekannt, daß auch die Blutkörper des Affenblutes nur ganz geringe mikroskopisch abweichende Abänderungen vom Menschenblute besitzen. Trotzdem hat man durch nur sehr allmählich gesteigerte, im Beginn äußerst gering bemessene Einspritzungen von Schlangengift nach sechs Monaten die betreffenden indischen Affen gegen das Gift dieser Schlangenart immun gemacht. Bisher scheint es nicht erwiesen, ob die Immunisierung durch ein bestimmtes Schlangengift auch gegen das Gift anderer Schlangen schützt. Es dürfte jedoch lebhaft bezweifelt werden, ob eine solche allgemeine Immunisierung gegen Schlangengift möglich ist, weil der interessante Beweis geführt wurde, daß zwei Schlangen derselben Art, wenn sie sich gegenseitig beißen, hiervon keinen Schaden leiden; daß dagegen, falls zwei Giftschlangen verschiedener Art sich gegenseitig beißen, beide unbedingt dem Tode verfallen sind. Diesen Bericht gebe ich getreulich nach der Information des gelehrten Inders wieder und glaube bestimmt, ihn für zuverlässig erklären zu dürfen. Die Hauptabnehmer des von Mr. Docton gewonnenen Schlangengiftes sind Herr Dr. med. Fraser in Edinburgh und Herr Dr. med. Moeller in Australien. Hoffentlich ist es mir vergönnt, in einer späteren Auflage meines Werkes, Berichte dieser Herren zu veröffentlichen. Das amorphe trockene Schlangengift hat eine gelb-grüne Farbe und ist aus kristallinischen Körpern zusammengesetzt.

Diese unter den Schlangen selbst beobachtete Wirkung läßt es mir wahrscheinlich vorkommen, daß die Völker des Orients, wie man behauptet, schon seit Jahrtausenden die Grundsätze modernster Wissenschaft praktisch erprobt haben. Die Erzählung von Mithridates, dem Könige, der sich allmählich durch Aufnahme steigender Giftquantitäten gegen alle zu seiner Zeit bekannten Gifte immun machte, scheint mir ebenso glaubwürdig, wie die Tatsache, daß es in Indien außer jenen Schlangenbeschwörern, welche mit Giftschlangen arbeiten, denen der Giftapparat ausgebrochen ist, auch solche gibt, die mit wirklichen, in der Vollkraft ihrer tödlichen Waffe befindlichen Giftschlangen



Gebissene Borneo-Schlange.



Atelier Schaul, Hamburg.

„Siefta.“

Aus dem Leben
der Schlangen.



Indische Schlangenbeschwörerin.



Atelier Schaul, Hamburg.

Python-Schlange nach dem Verzehren von
2 Ziegenböcken im Gewichte von 28 und 39 Pfund.

umgehen. In diesem Falle glaube ich an die Erklärung, daß diese Leute aus Familien stammen, in welchen die Immunisierung gegen Schlangengift gewissermaßen erblich fortgesetzt worden ist. Von jüngster Kindheit auf sollen diese Leute nämlich mit Schlangengift, gewissermaßen mit Schlangenserum, immunisiert werden, so daß den Erwachsenen selbst der Biß einer ausgewachsenen Cobra mit voll wirksamem Giftapparat nicht mehr schadet. Die Immunisierung dieser Leute soll so weit gehen, daß ihr Speichel schon gegen Schlangenbisse wirksames Gegengift in genügenden Mengen enthält. Es soll vorgekommen sein, daß Leute dieser Art von Schlangen Gebissene dadurch gerettet haben, daß sie die frische Bißwunde mit ihrem Speichel reinigten. Natürlich gebe ich diesen Bericht mit aller Vorsicht weiter und übernehme keine Verantwortung für seine unbedingte Richtigkeit.

Bei diesem Kapitel über meine Erfahrungen mit Schlangen, möchte ich auch noch die Erinnerung an eine schöne Provengalin auffrischen, die mir seinerzeit viel Freude machte. Es war noch im Beginn meiner Laufbahn als Unternehmer von Tierdressuren und zirkusartigen Vorstellungen. Damals war unter meinen Leuten ein Mann, der als Deckenläufer eine Glanznummer ausführte. Er war imstande, sich vor den Augen des verblüfften Publikums gewissermaßen wie eine Fliege an die Decke des Raumes zu heften und daran entlang zu laufen. Sein Geheimnis bestand in einem Paar eigens konstruierter Saugschuhe, deren Sohlen luftleer gepumpt waren, und die sich deshalb an die Unterlage anhefteten. Diese Vorführung bildete ein so interessantes Schaustück, daß der Mann nach einer Reihe von Jahren ein ganz hübsches Vermögen sammeln konnte. Nun wurde er aber arbeitsmüde, mag wohl auch das eine oder andere Mal auf den Kopf gestürzt sein, kurzum, er hatte die Absicht, sich zur Ruhe zu setzen. Da führte das Schicksal ihm eine Berufsgenossin in den Weg, eben in Gestalt jener schönen Provengalin, von der ich jetzt sprechen will. Sie war ein Mädchen von außerordentlich zierlicher Figur, mit großen, prachtwollen, dunklen Augen und langen, ungewöhnlich schwarzen Locken. Dieses Mädchen heiratete er und veranlaßte sie, eine Erwerbsquelle zu ergreifen, die ihnen auf manches

Jahr hinaus reichlichen Gewinn brachte. Sie wurde Schlangenhändigerin und hatte sich eine eigene Methode ausgedacht, ihre Tiere abzurichten und gefahrlos zu zähmen.

Sie ließ sich aus feinen Gummifäden Netze wirken, die ganz ähnlich ausfahen, wie die ganz feinen Haarnetze, welche die Frauen zu tragen pflegen. Diese Gummineze legte sie ihren Zöglingen gewissermaßen als Maulkorb vor und befestigte sie hinter des Kopfes breitester Stelle am Nacken. Die Tiere wurden auf diese Weise verhindert den Rachen zu öffnen, und konnten mithin nicht beißen. Nach wenigen Tagen hatten die Schlangen die Fruchtlosigkeit ihres Widerstandes eingesehen, und ließen sich nun ganz ruhig anfassen und in die gewünschte Stellung legen. Die Musik begleitete diese Proben in der gewöhnlichen Weise. Meine Provengalin legte sich den melodramatischen Namen Maladamajante bei, und brachte es unter diesem Namen in Amerika zu einer Art von Berühmtheit. Sie trat jahrelang in dem großen Zirkus von Forepaugh auf und bezog von diesem Unternehmer gewaltige Honorare. Diese Frau brachte es auch fertig, die Schlangen tatsächlich zu zuverlässigen Gehilfen zu erzielen. Man kann aber auch wohl sagen, daß sie sie Tag und Nacht nicht von ihrer Seite ließ. Nach eigenen Ideen hatte sie sich Schlangenkästen zusammenstellen lassen, und nahm diese auch mit ins Schlafzimmer. Maladamajante pflegte den größten Effekt vorm Publikum dadurch zu erzielen, daß sie manche Schlangen zum Schluß der Vorführung auf die Bühne gleiten ließ, durch vorgehaltene Stöcke reizte, und unter den Klängen eines wilden Marsches mit weitgeöffneten Rachen auf sich zuspringen ließ. Es sind genügend lange Jahre seitdem in die Welt gegangen, so daß ich wohl meiner schönen Provengalin keinen Nachteil mehr bereite, wenn ich erzähle, daß diese Schlangen, die ihre Herrin so schrecklich zu bedrohen schienen, allerdings keine Giftzähne mehr besaßen, oder auch häufig gewöhnliche Pythonschlangen waren. Interessant ist nur daran, daß auch die verhältnismäßig stupiden Schlangen den stets wiederholten Witz durchschauten. Nach vier bis sechs Wochen ließen sich auch die wütendsten Kriechtiere nicht mehr zu dem so effektvollen Sprunge mit geöffnetem Rachen reizen; sie hatten keine Lust mehr, sich uez zu lassen. Mala-

damajante brauchte deshalb sehr häufig neue Schlangen und war jahrelang meine beste Kundin. Ungefähr jeden zweiten Monat mußte ich ihr einen ganzen Kasten voll neuer Schlangen nach Amerika hinüberschicken. Was sie mit den philosophischen Schlangen anfang, die sich nicht mehr uzen ließen, weiß ich nicht, ich vermute jedoch, daß sie auch diese noch mit Gewinn weiter verkauft hat.

Diese Schlangengeschichte kann ich nicht schließen, ohne einer seltsamen Erinnerung zu gedenken. Eine amerikanische „Snake-Story“ ist es nicht. Handelt nicht von einer Schlange, die aus Versehen in einen goldenen Trauring schlüpfte und mit ihm entwich, worauf dann nach Jahren eine ganz neue Schlangenart auftauchte; jedes Exemplar war mit einem kleinen goldenen Ring um den Leib geboren worden. Auch keine Pumpenschlange, vorn und hinten offen, die man als Schlauch zum Bewässern der Felder verwenden könnte. Nein, meine Geschichte ist anderer Art und handelt von einem komischen Auftrag. Es ist viele Jahre her, da erhielt ich von einem Professor in der Schweiz den Auftrag, ihm zwei Klapperschlangen zu verschaffen, die aber in einem Fäßchen mit Olivenöl ertränkt sein mußten. Der Auftrag kam mir etwas sonderbar vor und ich bat deshalb um vorherige Einsendung des Kaufpreises. Als das Geld eingegangen war, hatte ich keinen Grund mehr, an der Ernsthaftigkeit des Bestellers zu zweifeln, verschrieb zwei Klapperschlangen von New Orleans, ließ sie nach der Ankunft durch das Spundloch in ein Fäßchen schlüpfen, füllte dieses bis zum Rande mit Olivenöl, verschloß es und schickte die „Klapperschlangen in Öl“ ab. Welchem Zwecke diese Oel-schlangen dienen sollten, ist mir heute noch ein Rätsel. Von dem Professor habe ich bis zur Stunde nichts wieder gehört.

V.

Kleine Abenteuer.

Für den Umgang mit wilden Tieren gibt es keine bestimmten Vorschriften. In einer Sprache kann man sich nicht mit ihnen verständigen, man muß andere Mittel erfinden, um sie zu dem zu bewegen, was man von ihnen verlangt. Es gibt auch keine bestimmten Transportmittel, von denen man sagen könnte, dieses ist für eine Giraffe und dieses ist für ein Nilpferd am geeignetsten. Das eine Tier ist zahm und das andere ungebärdig; während man ein Exemplar derselben Familie gemächlich an der Hand führen kann, muß man das andere fesseln und mit Wagen befördern. Alles kommt auf die Umstände an und wird zu einer Frage des praktischen Verstandes. Der Umgang mit ungezähmten Tieren erfordert vor allem Geistesgegenwart, denn alle diese Geschöpfe werden ja nicht von Ueberlegung, sondern Impulsen geleitet, und jeder Augenblick kann eine Ueberraschung bringen. Der unwesentlichste Umstand, von Menschen ganz unbeachtet, kann ein Tier erschrecken und heillose Verwirrung im Gefolge haben. Auch die Art, in solchen Momenten einzugreifen und scheu oder wütend gewordene Bestien zu beruhigen, ist Sache des Augenblicks. Kurz, aller Verkehr mit den Tieren, beruht auf Befehlen, die unbestimmt sind und von der Notwendigkeit diktiert werden.

Will man zum Beispiel, sagen wir, ein Rhinoceros veranlassen, vom Schiff über die Gangplanke auf den Kai zu spazieren, so genügt es nicht, einfach zu sagen: „Ach, mein verehrtes Rhinoceros, haben Sie die Güte, eben mal heraus zu kommen.“ Diese Sprache versteht das Rhinoceros nicht, auch gegen noch größere Liebenswürdigkeit ist es als Dickhäuter unempfindlich. Würde man indes dem Tiere einen

Strick um den Hals legen und daran ziehen, während ein anderer von hinten mit einem Knüppel nachhülfe, so würde es diese Sprache ebenso wenig verstehen. Es ist nicht Dickhäuter genug, um sich mit Grobheiten regalieren zu lassen, und würde den Mann mit dem Strick wahrscheinlich über den Haufen rennen. Und doch hat auch diese Bestie einen schwachen Punkt in seinem Organismus: den Magen. Mit seiner Hilfe kann man sich einer internationalen und kosmopolitischen Sprache bedienen, welche auch die Tiere verstehen. Wenn man dem Rhinoceros eine Hand voll Futter vor das Maul hält, dann kann man sich alle anderen Höflichkeiten schenken.

Diese Weisheit kannte ich schon sehr frühzeitig, und ihre Befolgung hat mich einmal ein gefährliches Abenteuer mit einem Rhinoceros erleben lassen. Es trat damals einer jener Augenblicke ein, wo jedes Verständigungsmittel versagt und nur die Gewalt, die ultima ratio im Verkehre mit der Tierwelt, helfen kann. Das Abenteuer spielte im Jahre 1871, zu einer Zeit, als ich keine so große Erfahrung in der Behandlung von Rhinocerosen auf Reisen besaß. William Jamrach war mit verschiedenen Elefanten und Rhinocerosen, sowie einer Anzahl anderer, für mich bestimmter Tiere aus Indien in London eingetroffen. Zur Abnahme fand ich mich selbst in der englischen Hauptstadt ein. Unter den Tieren befand sich ein großes, sieben bis acht Jahre altes und fast ausgewachsenes weibliches Rhinoceros, das in einem riesigen, auf dem Verdeck aufgebauten Käfig untergebracht war. Da dieser Kasten natürlich nicht transportabel war, mußte das Tier auf irgendeine Weise vom Schiff zu dem Wagen befördert werden, der es in den für die Tiere bestimmten Stall bringen sollte. An den ziemlich niedrigen Wagen war eine Brücke angebaut und diese mit Stroh bedeckt. Die zu überwältigende Schwierigkeit steckte in dem ziemlich langen Weg zwischen Schiff und Wagen, die langen Schuppen der East Indian Docks mußten auf eine Entfernung von 500 Metern durchschritten werden. Jamrach schlug vor, das Tier, das sehr ruhig sei, einfach diesen ganzen Weg gewissermaßen an der Hand zu führen, und ich ging schließlich darauf ein, ohne die ungeheuren Gefahren dieser Transportmethode so recht ins Auge zu fassen. Man stelle sich vor, daß ein ausgewachsenes Nashorn

wütend wird und in den von Tausenden belebten Docks entläuft. Ich konnte mich aber noch vor dem Ausbruch überzeugen, daß es sich in der Tat um ein außergewöhnlich ruhiges Tier handelte.

Die Vorbereitungen waren bald getroffen. Unser Rhinoceros erhielt ein starkes Tau um den Hals, und außerdem ein längeres um einen der Vorderfüße. Als Reserve wurde eine Anzahl weiterer Stricke mitgenommen. Und nun gings los. Der schon gekennzeichneten, internationalen Höflichkeit vermochte auch dieses Nashorn nicht zu widerstehen. Jamrachs Wärter fütterten das Tier langsam aus der Hand und bewegten sich dabei rückwärts, das Rhinoceros folgte und ging ruhig über die Laufplanke bis zum Kai hinunter. Das lange Halstau gab ich sechs Wärtern und instruierte sie, es sofort bei der Ankunft am Wagen, am Vorderteil durch die Latten der Seitenwände zu ziehen und an der Achse zu befestigen, damit das Tier auf dem Wagen festgehalten würde. Das am Vorderfuß befestigte Tau nahm ich selbst in die Hand und ging frisch vorweg durch die langen Docks, begleitet von einer nicht geringen Zuschauermenge. Das Rhinoceros folgte ohne Widerstreben, und die ganze Geschichte schien Kinderspiel zu sein, nicht wert, sich ihretwegen zu beunruhigen.

Schon sind wir dicht bei unserem Wagen angelangt, da bemerke ich, daß eine Lokomotive mit einem Güterzug herannaht, und heiß durchzuckt mich die Furcht, das Tier möge noch im letzten Augenblick vor dem dampfspienden Ungeheuer scheuen und durchbrennen. Mit einer Schnelligkeit, wie man sie nur im Augenblicke der Gefahr entwickeln kann, springe ich auf den Wagen, ziehe das Tier hinter mir her und stecke auch die Wärter mit meiner Eile an, und ehe noch der Zug den Wagen erreichte, war das Rhinoceros programmäßig festgebunden. Welch ein immenses Glück dies war, zeigte sich auf der Stelle. Der Lokomotivführer, der die fluchtartige Schlußphase des Transports beobachtet hatte, leistete sich in diesem Augenblick den dummen Scherz, die Dampfpfeife schrill und lang ertönen zu lassen. Schreck und Angst versetzten das Tier sogleich in eine furchtbare Aufregung, es begann zu pusten und zu schnauben, und kaum schnell genug, aber im richtigen Augenblick, konnte ich die Bestie mit den Reservestricken auch an dem noch freien Vorderfuß fesseln. Die Arbeit,

die ich hier zu leisten hatte, war lebensgefährlich, denn die Aufregung des Tieres steigerte sich infolge des fortwährenden Pfeifens und des Lärms am Kai zu einer Art Berserkerwut, die nach einem Ausweg suchte. Der nächste Gegenstand war der Kutschbock, der vorn oberhalb des Wagens ziemlich hoch angebracht war. Mit dem Kopf unter diesen Bock stoßen, war das Werk einer Sekunde. Und so gewaltig war der Stoß, daß der ganze Kutschbock aus seinem Gestell herausflog, sich in der Luft drehte und krachend zu Boden fiel. Glücklicherweise fiel er nicht zwischen die Pferde — ein unabsehbares Unglück wäre sonst die Folge gewesen. Das wütende Rhinoceros versuchte jetzt die Vorderwand des Wagens zu durchbrechen, aber nun war auch ich wieder zur Stelle, schwang mich auf die Wagendeichsel, ergriff ein dickes Tauende und begann, dem Tiere aus Leibeskräften zwischen die Ohren zu dreschen. Es mußte fühlen, daß eine Kraft da war, die vor der seinigen nicht die Flucht ergriff. Schließlich wurden wir beide müde, ich und mein ungebärdiger Freund, das Rhinoceros. Langsam kam es zur Besinnung und beruhigte sich. Wir konnten endlich losfahren, doch stand uns noch das schwere Geschäft des Ausladens bevor. Die Stallung lag hart an der Straße, so daß wir den Wagen rückwärts bis an die Tür schieben konnten. Das Tier mußte nun auf einer angelegten Brücke rückwärts gehen, was diese Tiere nicht gern tun. Auch hier konnte schließlich nur Gewalt helfen. Stricke wurden um jedes Hinterbein gelegt und durch einen in der Stallmauer angebrachten Ring gezogen, auch die Stricke des Halses und der Vorderbeine wurden durch Ringe gesteckt, so daß wir das Nashorn so ziemlich in der Gewalt hatten. Als es aber den Wagen verlassen sollte, bekam es aufs neue einen Wutanfall, der noch durch den Tumult der Menge, die sich angesammelt hatte, geschürt wurde. Es hieb nach rechts und links in die Seitenwände des Wagens und wollte nicht von der Stelle. Ich mußte es erst von vorn mit einem Stock bearbeiten, war dabei zwar wütenden Angriffen ausgesetzt, brachte das Tier aber endlich in den Stall. Von dieser Art der Beförderung hatte ich genug, und bestellte mir für die Weiterreise nach Hamburg einen großen fertigen Kasten. Das Abenteuer ging gut aus, wäre mir das Tier aber in dem kritischen Moment am Kai ent-

laufen und hätte ich es nicht im letzten Augenblick bei dem Herannahen der Lokomotive im Wagen befestigen können, so hätte ich wohl jetzt in diesen Erinnerungen von einem großen Unglück und manchem verlorenen Menschenleben erzählen müssen.

Außer dem gewöhnlichen, indischen Nashorn und dem afrikanischen Rhinoceros, *Rhinoceros bicornis*, erhielt ich gegen Ende der siebziger Jahre auch das echte javanische Nashorn, *Rhinoceros sondaicus*. Ferner kamen zu vier verschiedenen Malen die sumatranischen, schwarzen Rhinocerosse in meinen Besitz, doch habe ich mit diesen Tieren Unglück gehabt, da alle fünf Exemplare, welche ich kaufte, an Darmentzündung eingingen. Im Gegensatz zu den indischen Rhinocerossen, die alle jung gefangen und mit Milch aufgezogen werden, nachdem man die Alten weggeschossen hat, fängt man die sumatranischen Nashörner in Gruben. Oft sind über Singapore solche Tiere in den Handel gekommen, haben sich aber in der Gefangenschaft nicht gehalten und sind an demselben Uebel zugrunde gegangen, das auch die meinigen dahinraffte. Zurzeit soll ein derartiges Tier noch im Kaiserlichen Tiergarten zu Schönbrunn bei Wien leben, so viel ich weiß, das einzige, das längere Zeit in der Gefangenschaft ausgehalten hat. Eine andere Seltenheit ist das *Rhinoceros lasiotis*, von welchem vor etwa dreißig Jahren ein Exemplar in den Londoner Zoologischen Garten gebracht wurde und dort länger als zwanzig Jahre gelebt hat. Das gewöhnliche indische Rhinoceros und auch das afrikanische Nashorn halten sich beide ganz vorzüglich in der Gefangenschaft und in unserem Klima. Ich kenne verschiedene dieser Tiere, die über dreißig Jahre in Zoologischen Gärten gelebt haben. Sie sind auch wenig empfindlich. Verschiedene Male habe ich es erlebt, daß Rhinocerosse sich das Horn abrisßen, ohne Schaden zu nehmen; das Horn wuchs bald wieder nach und erreichte im Laufe eines Jahres eine ganz ansehnliche Größe. In seiner Jugend ist das Nashorn leicht an den Menschen zu gewöhnen. Die jungen Tiere, welche ich früher aus dem Aegyptischen Sudan erhielt, wurden einfach ganz frei durch die Wüste geführt. Nach ihrem Eintreffen in der Seriba erhielten sie gleich ihren eigenen schwarzen Wärter und gewöhnten sich so an ihn, daß sie ihm wie Hunde auf Schritt und Tritt

folgten. In der nubischen Karawane, welche ich in den siebziger Jahren im Zoologischen Garten zu Berlin vorführte, befanden sich drei solcher junger Rhinocerosse, welche frei auf dem Ausstellungsplatz herumliefen und dem Publikum viel Amüsement bereiteten. Groß war das Vergnügen der Besucher, wenn der Wärter sich Scherzes halber versteckte und die Tiere ihn unter Ausstoßen pfeifender Töne zu suchen begannen.

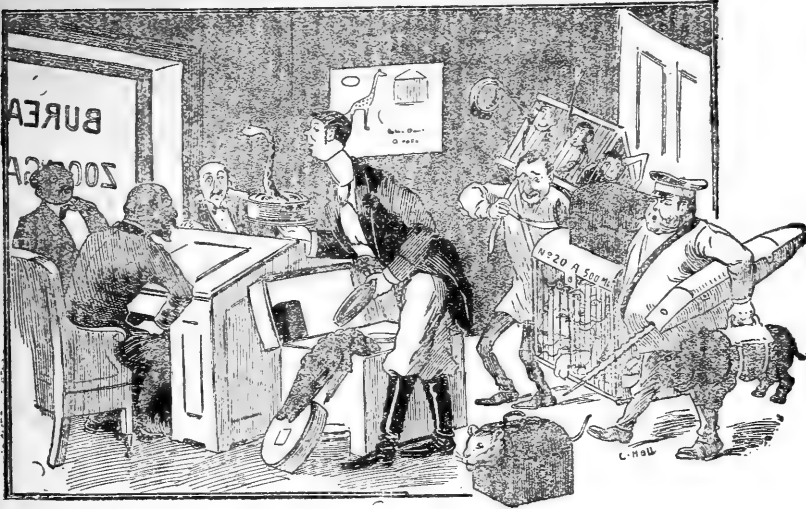
Zu Anfang der siebziger Jahre brachte einer meiner Reisenden, der dem Leser schon bekannte Cassanova, das erste Nashorn nach Europa. Als ich es in Triest in Empfang nahm und mich dazu verstieg, eine Summe von 800 Pfund Sterling für das Tier auf den Tisch zu zählen, glaubte ich immer noch, einen ganz besonderen Fang gemacht zu haben. Meine Hoffnung wurde aber schnell zu Wasser, denn der Zoologische Garten in London, von dem ich einen hohen Preis zu erzielen erwartet hatte, gestand mir nach langem Hin- und Herhandeln nur 1000 Pfund Sterling zu, wofür ich das Tier noch gesund bis in den Garten liefern mußte. Ich erhielt den Kaufpreis nicht einmal in bar ausbezahlt, sondern mußte die Hälfte im Austausch für Tiere anlegen.

Uebrigens sorgte dieses Nashorn auch selbst dafür, daß ich es in guter Erinnerung behalten muß. Zwar hatte es, da es noch im Jünglingsalter stand, nur eine Rückenhöhe von 80 Zentimeter, entpuppte sich aber eines Tages als Athlet, der mir um so mehr Bewunderung abnötigte, da er mich zu einem Match herausforderte. Auf dem Transport von Triest nach Wien hatte ich mich bei dem Tier in seiner Extraabteilung einquartiert, um es persönlich zu überwachen, denn ich glaubte ja einen ganz exquisiten Schatz zu besitzen. In einer Ecke sitzend war ich eben ein wenig eingenickt, als ich von einem Ruck erwachte und die Bemerkung machte, daß das Tier meinen Rockzipfel im Maul hatte und ganz gemütlich daran herumlutschte. Mit aller Höflichkeit wollte ich meinen Rock aus dem Maul des kleinen Untieres entfernen, aber das Tier nahm mir dies gewaltig übel, geriet im Handumdrehen in eine rasende Wut, stieß einen schrillen, pfeifenden Ton aus und attackierte mich. Ganz gern gestehe ich, daß ich es auf einen Kampf nicht ankommen ließ, im Gegenteile, mit einem mächtigen

Sag- sprang ich über Kisten und Säcke, um mich in Sicherheit zu bringen. Dabei rollte ein 150 Pfund schwerer Sack in den Stall des Nashorns, dieser Sack konnte sich natürlich nicht verteidigen und wurde von dem erbosten Tier in einer Weise in die Luft geschleudert, als ob es sich um einen kleinen Ball gehandelt hätte. Man kann sich denken, daß ich mich schleunigst ausquartierte, um dem afrikanischen Gast keine Gelegenheit zu geben, auch mit mir Fangball zu spielen. Später, auf der Reise nach London hatte ich noch einmal Gelegenheit, das Ungeßüm des Tieres zu beobachten. Für den Transport über See war ein extra starker Kasten gebaut worden, und alles ging auch gut bis London. Das Ausladen und die Ueberführung des Kastens aus dem Schiff auf einen Wagen mußten das Tier aber irritiert haben, denn es ward scheu und stieß so wuchtig gegen die Vorderwand seines Käfigs, daß die dicken Bretter wie Zigarrenkistenholz zersplitterten. Nur dadurch, daß ich den ganzen Käfig sofort in Segeltuch hüllte und das Tier damit in Dunkelheit versetzte, wurde Unheil verhütet.

Ein noch zierlicheres Tier als das Nashorn ist das Nilpferd, der dickhäutigste und plumpste aller Dickhäuter. Und doch hat einmal einer meiner Reisenden ein solches Tier in einem Reisekoffer transportiert. Die Geschichte klingt allerdings wie Humbug und erinnert an den amerikanischen Reisenden, der mit einem Musterkoffer voll — Telegraphenstangen durchs Land zog. Seltsamerweise erschien vor langer Zeit auch einmal in einem deutschen Witzblatt eine phantastische Zeichnung, die einen angeblichen Reisenden Hagenbecks mit zahlreichen Tieren, alle natürlich in der sonderbarsten Verpackung, darstellte. Vom Humor des Zeichners möge man sich an der Hand der Reproduktion selbst überzeugen. Es ist aber gerade, als ob der Illustrator auf die kleine Episode angespielt hätte, die ich hier erwähnen will. Tatsächlich erhielt ich einmal ein Nilpferd als Gepäckstück. Der Wärter, den ich zur Empfangnahme des Tieres nach Bordeaux geschickt hatte, transportierte es einfach in einem großen Reisekoffer, den er als Gepäck nach Hamburg aufgab. Das Tier, ein Weibchen, stammte von der Westküste Afrikas und wog allerdings nur achtzig Pfund. Es befindet sich noch heute im Zoologischen Garten zu Hannover.

Eine noch kleinere Art von Nilpferden, und zwar die kleinste, kommt aus Liberia. In den sechziger Jahren wurde ein junges Tierchen dieser Rasse, das ein Gewicht von noch nicht ganz dreißig Pfund hatte, über Liverpool nach Dublin gebracht, wo es indes nur einige Wochen lebte. Es war das erste und einzige Zwergnilpferd,



„Mein Name ist Schmidt. Ich bin der Reisende der Firma Hagenbeck und erlaube mir, Ihnen meine Muster vorzulegen.“

(Karikatur aus den neunziger Jahren.)

welches überhaupt jemals nach Europa gebracht wurde. Die größten Nilpferde dagegen kommen aus Ostafrika und aus dem Sudan.

Mit diesen großen Tieren, die ebenso wie ihre Verwandten, die Rhinocerosse, eine Disposition zum Wütendwerden besitzen, ist nicht zu spaßen. Eines dieser Tiere hat mich einmal zum Schnellläufer gemacht. Es war ein großes, ausgewachsenes, weibliches Tier, das ich vor etwa 25 Jahren in Süddeutschland aus der Menagerie von Kaufmann erwarb. Nun war es in Hamburg angekommen und sollte aus seinem Wagen in den Stall gebracht werden. Die Dame war aber eigensinnig, hatte nicht nur ein dickes Fell, sondern

auch einen Dickkopf, und wollte um keinen Preis aus dem Wagen heraus. Hielt man ihr Futter hin, so setzte sie zwar den Fuß auf die Laufbrücke und schnappte nach dem Leckerbissen, zog sich dann aber wieder zurück. Einige Stunden ließ ich mir die Laune der dicken Schönen gefallen, dann bekam meine Galanterie ein Loch und mir riß der Geduldsfaden.

Nachdem alles gut vorbereitet und die kurze Strecke vom Wagen zum Käfig auf beiden Seiten abgesperrt war, gab ich meinen Leuten den Auftrag, dem Tiere von hinten ganz heimtückisch mit einem Brett einen kräftigen Stoß zu versetzen, damit es der Schreck vorwärts triebe. Die Absperrung auf der einen Seite bestand in einem großen, mit Draht bezogenen Holzrahmen, der abgestützt war und außerdem noch von zweien meiner Leute, die natürlich hinter dem Gitter standen, gehalten wurde. Ich selbst stand unten an der Brücke und lockte das Nilpferd mit einer Hand voll Futter. Wieder kam es zwei Schritt vorwärts, schnappte und wollte sich zurückziehen. In diesem Augenblick rief ich dem Wärter zu, der Dame ganz ungeniert eins auf das Hinterteil zu verabfolgen. Aber o weh! Sie verstand diese Liebkosung falsch, flog mit weit offenem Rachen und mit solcher Vehemenz vorwärts, daß die Brücke unter ihr zusammenbrach. Jetzt wandte sie sich in ihrer Wut seitwärts gegen die Leute, welche hinter dem Gitter standen, attackierte das Gitter, dieses stürzte um und begrub unter sich die beiden Leute. Schnaubend vor Wut ging das Tier jetzt gegen die Wehrlosen vor, und schlimm hätte es für sie ablaufen können, wäre mir nicht blitzschnell der rettende Gedanke gekommen. Ich stand seitwärts in dem Gehege, in welches das Tier hineingetrieben werden sollte, und übersah mit einem Blick die gefährliche Situation. Gelang es mir nicht, das Tier von den gefallen Leuten abzulenken, dann war ein Unglück gewiß. Ohne Besinnen gab ich dem Nilpferd einen mit voller Kraft geführten Stoß mit dem rechten Fuß und die Wirkung war erstaunlich. Mit Blitzesschnelle drehte es sich nach mir herum und sprang mit offenem Rachen auf mich zu. Ich war auf meiner Hut und lief, lief wie nie vorher in meinem ganzen Leben. Die wütende Bestie hinter mir, sprang ich quer durch das Gehege, über das Bassin hinweg und auf der anderen Seite durch

das eiserne Gitter wieder hinaus, dessen Stäbe etwa einen Fuß weit auseinander standen. Draußen lief ich wie rasend um das Gehege zurück und schloß die Tür — das Nilpferd war gefangen. Das ganze Schauspiel wurde von dem Direktor des Zoologischen Gartens in London, Dr. Slater, und von dem Direktor des Britischen Museums, Professor Günther, die zufällig anwesend waren, mit angesehen — freilich — von einem sicheren Platze aus. Schade, daß kein photographischer Apparat, oder besser noch ein Kinematograph zur Stelle war, meine Flucht durch den Käfig mit dem Nilpferd auf meinen Fersen, das wäre ein Sensationsstück ersten Ranges gewesen.

Dieselbe Nilpferddame bekam kurze Zeit darauf Besuch. Hätte Kipling diesen Besuch beobachten können, sofort würde er eine Novelle daraus gemacht haben. Neben dem Stall des Nilpferdes hauste ein Riesenkänguruh, das eines Abends den Vorsatz faßte, seine imposante Nachbarin mit der junonischen Figur zu besuchen. Da die Tür verschlossen war, führte es ein wahres Turnerkunststück aus, und übersprang die sechseinhalb Fuß hohe Wand. Als ich vom Wärter gerufen wurde, bot sich mir das seltsamste Schauspiel dar. Das Känguruh stand vor dem Nilpferd und ließ unausgesetzt kräftige Ohrfeigen auf seine große Schnauze niederhageln. Und das Nilpferd wehrte sich nicht. Mit einem Tritt seines Fußes, oder mit einer kräftigen Wendung seines enormen Kopfes hätte es das Känguruh vernichten können, aber es war einfach starr, sprachlos, verblüfft über die unglaubliche Frechheit des Eindringlings. Eine ähnliche Verblüffung ergreift ja sogar den ahnungslosen, anständigen Menschen, wenn er plötzlich die Unverfrorenheit irgendeines Lumpen über sich ergehen lassen muß. Nachher, wenn er zur Besinnung gekommen ist, scheint es ihm unbegreiflich, daß er den Frechling nicht ohne weiteres mit einem Fußtritt an die frische Luft befördert hat. So ähnlich, natürlich in der gehörigen geistigen Abstufung, mag es auch dem Nilpferd ergangen sein. Mir bot sich in dem Intermezzo eins der lustigsten Schauspiele aus der Tierwelt, die ich je gesehen habe. Es galt aber, den ungebeten Besucher so schnell als möglich zu entfernen, ehe er den Zorn des Nilpferdes weckte, denn der wäre sein gewisser Tod gewesen. Schnell ließ ich mir das Seehundswurfnetz holen, mit dem ich See-

hundz aus ihrem Bassin herauszufangen pfl egte, baute mir ein Gestell, das ich flint bestieg, und operierte nun über die Wand hinweg so glücklich, daß das Känguruh sich innerhalb weniger Augenblicke in dem Netz verwickelte und herausgezogen werden konnte.

Nilpferde halten sich vorzüglich in der Gefangenschaft und in vielen Zoologischen Gärten haben sie sich fortgepflanzt, u. a. in London, Amsterdam, Antwerpen und St. Petersburg. Liebeswerbung und Erfüllung gehen im Wasser vor sich. Mit dem fünften Jahre sind diese Tiere zuchtfähig. Es ist ein interessanter Anblick, eine Nilpferdemutter mit ihrem Jungen im Wasser spielen, oder das Junge, wenn es ermüdet ist, auf dem Rücken der Mutter sich ausruhen zu sehen. Der individuelle Charakter der Tiere ist natürlich verschieden. Manche Exemplare werden ganz zahm, viele behalten zeitlebens einen Hang zur Bösa rtigkeit und leichter Erregbarkeit. In Amerika lernte ich in einem Zirkus ein Paar große ausgewachsene Nilpferde kennen, die ganz zahm waren. Bei den großen Paraden oder Umzügen, welche die amerikanischen Zirkusse bekanntlich zu unternehmen pflegen, liefen diese Tiere immer ganz frei neben ihrem Wärter auf der Straße mit, ohne daß je ein Unglück passierte.

Von einer weit ungemütlicheren Gesellschaft möchte ich jetzt ein wenig erzählen. Es sind Tiere, mit denen man keine Freundschaft schließen kann, im Gegenteil, es muß immer heißen, drei oder noch mehr Schritt vom Leibe, wenn man nicht zu Schaden kommen will — ich spreche nämlich von den Krokodilen. Vielleicht ist es ein Glück, daß ich schon in meiner Jugend von einem Krokodil einen Denktettel erhielt, der mir für mein ganzes späteres Leben eine heilsame Scheu einflöhte. Von einem nur zwei Fuß langen Krokodil wurde ich in den Zeigefinger der rechten Hand gebissen, aber ich machte mir nicht viel daraus. Und daran tat ich unrecht. Nach drei Stunden fühlte ich einen furchtbaren Schmerz nicht nur in dem gebissenen Finger, sondern im ganzen Arm, die Hand begann zu schwellen und die Schwellung sich gegen den Arm hin zu verbreiten. Jetzt erst wusch ich auf den Rat meines Vaters die Wunde mit eiskaltem Wasser aus und badete den Arm während der ganzen Nacht, denn an Schlummer war ohnedies infolge der furchtbaren Schmerzen nicht

zu denken. Der am nächsten Morgen hinzugezogene Arzt bezeichnete die vorgenommene Kaltwasserbehandlung als ein großes Glück, da der Arm in Gefahr gewesen sei. Die Geschwulst zog langsam ab, aber die Erinnerung blieb.

Seitdem sind mehr als 2000 Krokodile durch meine Hände gegangen und, wie man sieht, bin ich von keinem verspeist worden. Trotz aller Vorsicht habe ich aber doch einen Fall erlebt, wo ich ganz nahe daran war, den Krokodilen als Futter zu dienen. Ich war gerade mit dem Einpacken von zwanzig Alligatoren beschäftigt, die zur Zeit der vorletzten Düsseldorfer Ausstellung im dortigen Zoologischen Garten mit einer großen Reptiliensammlung zur Schau gestellt werden sollten. Diese Alligatoren waren sechs bis zehn Fuß lang. Schon hatte ich sechs Stück der Tiere glücklich dem Bassin entnommen, als etwas ganz Seltsames passierte, das in tausend Fällen den gewissen Tod bedeutet hätte. Das Ganze spielte sich viel schneller ab, als ich es hier erzählen kann. Als ich das siebente Exemplar dem Wasser entnehmen wollte, erhielt ich plötzlich einen so heftigen Schlag mit dem Schwanz, daß ich kopfüber ins Bassin stürzte und zwar der Länge nach mitten zwischen die übrigen Krokodile. Es ist unfassbar, mit welcher Schnelligkeit der Mensch im Augenblick der Gefahr zu denken und zu handeln vermag. Gedanke und Tat sind wie Blitz und Schlag. Schneller noch als hineingestürzt, ja, mit blitzartiger Geschwindigkeit arbeitete ich mich aus dem Bassin wieder heraus — unversehrt. Die Krokodile waren gar nicht erst zur Besinnung gekommen. Hätte mich auch nur ein einziges Tier angepackt, dann wäre ich unrettbar verloren gewesen. Ich weiß aus Erfahrung, daß in dem gleichen Augenblick auch alle anderen Tiere zusassen, sie drehen sich herum, haken sich mit ihren Kiefern ein und reißen das Opfer auseinander. Ein Vergnügen wäre das nicht gewesen.

Bin ich auch selbst glücklicherweise nicht mit hineingezogen worden, so habe ich doch Alligatorenkämpfe beobachten können, bei denen mir nicht ganz wohl zumute war, denn was in diesen Kämpfen zugrunde ging, waren Geschäftswerte. Diese Tiere sind in ihrer Wut unerbittlich, wie die Ameisen verbeißen sie sich ineinander und lassen nicht los, wenn auch der ganze Kopf darüber in Trümmer

gehen sollte. Einem solchen Kampf wohnte ich in den achtziger Jahren bei. Wir empfingen damals einen der größten Transporte dieser Tiere, annähernd 300 Stück Alligatoren in verschiedenen Größen. Die meisten maßen nur ein bis vier Fuß, es waren aber auch sechs größere Tiere dabei, die eine Länge von zehn bis elfeinhalb Fuß hatten. Die Tiere, welche seit ihrer Gefangennahme in den Transportkästen gefessen hatten, waren sehr bössartig geworden, ihr wütendes Schnaufen klang etwa so, als wenn eine Maschine Dampf abläßt, die Tiere hatten in ihrem engen Gewahrsam sozusagen einen ganzen Haufen von Grimm angesammelt. Vorsicht beim Auspacken war also doppelt geboten. Die Kästen wurden einzeln in das Gehege hineingeschoben, in welchem ein großes Bassin lag, das für die Aufnahme der Tiere bestimmt war. Zunächst öffnete ich die Bretter am Kopfende des Kastens, reizte die Tiere dann am anderen Ende vermittelst eines Stöckchens und setzte sie auf diese Weise leicht in Bewegung. Alles schien gut zu gehen. Das erste Tier kletterte aus seinem Kasten und verschwand im Bassin. Die anderen machten es teils ebenso und gingen direkt ins Wasser, oder blieben am Rande auf dem Land liegen. Als der fünfte und sechste Alligator zum Vorschein kam, gingen die Tiere ohne ersichtlichen Grund wie bissige Hunde aufeinander los und nach wenigen Augenblicken waren alle sechs Krokodile ein einziger sich wälzender Knäuel, der unter Fauchen und Pusten und mit wild das Wasser peitschenden Schwänzen auf und ab tauchte. Die Tiere wüteten auf grauenvolle Weise. Sie packten sich gegenseitig mit den starken Kiefern und rangen fast bis zur Erschöpfung, dann drehte sich der stärker Gebliedene, ohne loszulassen, im Wasser herum, daß der Kiefer des Unterlegenen krachend und knirschend zerbrach. Hoch spritzte das Wasser in die Luft und färbte sich langsam rot vom Blut aus vielen schrecklichen Wunden. Ein Dazwischenspringen gab es nicht, man mußte dem Kampf untätig zusehen. Alles was wir zu tun vermochten, war folgendes: wir ließen das Bassin bis oben vollaufen, damit die Tiere mehr Schuß unter dem Wasser finden konnten.

Am nächsten Morgen, nachdem das Wasser wieder abgelassen war, ward der ganze Schaden offenbar. Fast alle Kämpfer waren



Zu der Raubtierjagd.



Siefta im Walde.



„Die Jüngsten der Familie Bagenbed.“

auf der Walfstatt geblieben, wenn auch vier von ihnen noch lebten. Zweien waren die Unterkiefer und teils auch die Oberkiefer in Stücke gegangen und diese beiden Tiere hatten bereits ausgelitten. Zwei anderen Tieren waren die Vorderbeine total abgedreht, sie hingen nur noch an der Haut. Einem fünften war ein Auge ausgelaufen und dem sechsten endlich hatten die freundlichen Kameraden ein Stück des Schwanzes heruntergerissen. Mit einem Wort, alle waren gräßlich zugerichtet. Nach acht Tagen war nur noch ein einziges Tier von den sechsen am Leben, dasjenige mit dem verstümmelten Schwanz, es genas langsam und ich konnte es später zu Geld machen, freilich nur ein schwacher Trost für den großen Verlust.

Der Kampf als solcher war mir nichts Neues, an kleineren Exemplaren hatte ich die Unfriedfertigkeit dieser Tiere schon häufig beobachten können. Der große Verlust legte es mir aber nahe, derartige Vorkehrungen zu treffen, daß ähnliche Kämpfe auf Leben und Tod nicht wieder vorkämen. Ich begann, allen neuangekommenen Krokodilen Maulkörbe anzulegen, die aus dünnen Stricken verfertigt waren. Die Prozedur wurde vorgenommen, während die Tiere sich noch in ihren Kästen befanden, und große Vorsicht war dabei nötig, um die Hände mit heiler Haut wieder aus dem Käfig entfernen zu können. Sobald der Maulkorb angelegt und hinter dem Nacken befestigt war, ließ ich jedes Tier aus seinem Kasten in das Bassin hineintreiben. Auf diese Art habe ich während meiner Praxis vielen Hunderten von Krokodilen Maulkörbe angelegt. Kamen mehrere Tiere zugleich ins Bassin, so stürzten sie voll Kampfbegier aufeinander los und ein großes Ringen begann, aber beschädigen konnten sie sich nicht mehr, da ihnen die fürchterlichen Rachen verschlossen waren. Schon nach sechs bis acht Tagen trat stets eine völlige Beruhigung der Tiere ein und ich konnte daran gehen, ihnen die Maulkörbe abzunehmen. Als Werkzeug diente ein scharfes, an einer langen Stange befestigtes Messer, womit ich den Strick hinten am Nacken aus sicherer Entfernung durchschnitt. Vermitteltst eines langen Hafens aus Eisendraht, welcher ebenfalls an einer Stange befestigt war, holte ich dann auch die Schlinge von der Nase herunter. Die Tiere wurden natürlich nicht auf einmal von ihren Maulkörben befreit, sondern es vergingen

stets mehrere Tage, bis alle sich der Freiheit freuen durften. Sie hatten sich dann genügend aneinander gewöhnt, und Kämpfe, wie der geschilderte, kamen nicht mehr vor.

Nachdem die Tiere glücklich ins Bassin gebracht und beruhigt waren, trat die Frage der Erhaltung und Ernährung in den Vordergrund. Zu beeilen brauchte man sich dabei nicht, denn wie die Schlangen, können auch die Krokodile monatelang ohne Nahrung aushalten. Ganz allmählich begann ich, die Tiere ans Futter zu bekommen. Zum Füttern wählte ich möglichst heiße Tage aus und bevorzugte die Abendstunden. Bewaffnet mit einem Eimer voll kleingeschnittener Lungen von Kindern oder Pferden begab ich mich an das Bassin und warf die Stücke in kurzen Zwischenräumen auf die Art ins Wasser, daß sie die Oberfläche flutschend berührten. Die Krokodile steckten dann ihre Köpfe hervor und schnappten nach der Lunge. Nachdem sie diese Fütterungsart kennen gelernt hatten, kam eine andere daran. Fleisch, welches durch Draht an einer Holzstange befestigt war, wurde solange auf dem Wasser hin und her bewegt, bis die Tiere die Nahrung erfaßten. Auch hieran gewöhnten sie sich meistens sehr bald. Mit der Zeit ging ich immer näher an das Bassin heran und habe es fertig gebracht, daß einzelne dieser wildgefangenen Tiere schon nach vier bis sechs Wochen sich von mir aus der Hand füttern ließen. Ein Freundschaftsverhältnis zwischen diesem Reptil und dem Menschen ist natürlich ganz und gar ausgeschlossen. Ich bin auch überzeugt, daß die Tiere zwischen dem hingehaltenen Fleisch und der Hand, welche das Fleisch hielt, wenig Unterschied gemacht haben würden, hätte man nicht die nötige Vorsicht walten lassen. Sie nahmen das Futter unter Fauchen, aber ohne besondere Bösartigkeit an, und das war alles.

Kleinere Krokodile, Tiere von etwa drei bis vier Fuß Länge, die im Schlangenhaus hinter Glascheiben gehalten wurden, habe ich häufig schon nach acht Tagen dazu gebracht, daß sie auf ein leichtes Klopfen an die Scheiben sogleich nach vorn kamen und das Futter direkt aus der Hand nahmen. Uebrigens sind diese gepanzerten Echsen sehr gefräßig. Ein neun Fuß langes, also gar nicht einmal sehr

großes Exemplar hat es einmal fertig gebracht, vor meinen Augen zu einer Mahlzeit 43 Pfund Fleisch zu verschlingen.

Bei guter Pflege wachsen Krokodile sehr schnell. Im Londoner Zoologischen Garten befand sich vor mehreren Jahren ein etwa elf fuß langes Tier, welches achtzehn Jahre vorher als ein drei fuß langes Tierchen angekauft worden war. Nach dem, was ich bisher über das Wachstum der Alligatoren beobachtet und von verschiedenen Seiten in Erfahrung gebracht habe, vermute ich, daß diese Tiere mit dem achtzehnten bis zwanzigsten Jahre ungefähr ausgewachsen sind. In völlig erwachsenem Zustand haben die Alligatoren eine Länge von zwölf fuß. Man will zwar Tiere von vierzehn fuß Länge geschossen haben, mir aber ist niemals ein größeres Exemplar als von zwölf fuß Länge vorgekommen und dies sah ich vor fünf Jahren im Zoologischen Garten in New York.

Die meisten Krokodile, welche ich importiert habe, gehörten der gewöhnlichen Art an, den schon erwähnten Alligatoren, *Alligator mississippiensis*, welche aus den Südstaaten der Union kommen. Die erste Sendung dieser Tiere wurde uns schon sehr früh, nämlich um 1856, von einem alten Hamburger, namens Tischer, gebracht, der in New Orleans wohnte und sich dort mit dem Fang von Krokodilen, Schildkröten und anderem Getier, das er an Privatliebhaber verkaufte, beschäftigte. Tischer war über Bremerhaven mit einem ganzen Transport von Tieren gekommen, die nun in einem Frachtwagen im Hamburger Hafen lagen. Zur Besichtigung nahm mein Vater mich natürlich mit, wie er es stets zu tun pflegte. Noch entsinne ich mich genau des Anblicks dieses alten Tiertransports. Auf dem Verdeck des kleinen Fahrzeugs standen dreißig Kisten, die ein buntes Gewirr von großen und kleinen Alligatoren, Sumpfschildkröten verschiedener Art, Ochsenfröschen, Klapperschlangen und amerikanischen Nattern enthielten. Die Verkaufsverhandlungen erstreckten sich über den ganzen Tag, denn Tischer verlangte einen ziemlich hohen Preis, nämlich 2000 Mark Kurant, nach heutiger Währung etwa 2400 Reichsmark. Schließlich gingen die sämtlichen Tiere für den Preis von 600 preußischen Talern in den Besitz meines Vaters über, ich aber erhielt von dem glücklichen Verkäufer als Geschenk einen Alligator

von etwa dreieinhalb Fuß Länge. Zwar war mein Alligator auf einem Auge blind, aber — einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. Ich war über das Geschenk hocherfreut.

Die Anlagen zur Aufnahme von Tieren waren damals, in der alten Museumsbude auf St. Pauli, noch sehr primitiv. Ein Teil der Alligatoren wurde in leeren Seehundsbottichen untergebracht. Die Schildkröten mußte man, da keine Behälter für sie vorhanden waren, zunächst in den Transportkästen belassen. Sie wurden fast sämtlich an das Hamburger Museum verkauft. Der Kustos Siegel, später Inspektor des Hamburger Zoologischen Gartens, war ein genauer Kenner derartiger Tiere und verkaufte einen großen Teil wieder an verschiedene andere europäische Museen. Viel leichter für uns setzten sich die Krokodile ab, die in der damaligen Zeit für Menagerien und Museen noch recht seltene Tiere waren. Mein Vater machte trotz des hohen Preises, den er nach seiner Ansicht bezahlt hatte, ein gutes Geschäft. Ich auch. Meinen einäugigen Alligator verkaufte ich um acht preußische Taler — für einen zwölfjährigen Jungen, wie ich es damals war, ein ganzes Vermögen. Tischer kam auch in den nächstfolgenden drei bis vier Jahren mit ähnlichen Transporten in Hamburg an, dann verschwand er von der Bildfläche. Andere Bezugsquellen wurden eröffnet. Wir hörten später, daß Tischer drüben durch einen Schlangenbiß ums Leben gekommen sei.

Im Vergleiche mit den großen indischen Krokodilen im Ganges und im Brahmaputra sind die amerikanischen Alligatoren nur Zwerge der Sippe. Einen dieser Riesen hat ja Kipling zum Gegenstand einer seiner großartigen Tierschilderungen gemacht, sie heißt „Die Leichenbestatter“ und der Held ist eines jener großen Krokodile, Gaviale genannt, *gavialis gangeticus*, ein Gigant von v i e r u n d z w a n z i g Fuß Länge, der im Strom unterhalb eines Inderdorfes liegt und das Dorf seit Menschengedenken brandschatzt. Das ist der „Mugger von Muggerghat“. Das Ungeheuer lag „in einem Gehäuse, das aussah, wie dreifach vernietete Dampfkesselplatten, mit Nägeln beschlagen, verkielt und verpecht; die gelben Spitzen der Oberzähne überragten anmutig den schön flötenförmigen Unterkiefer“. Ich

glaube, Kipling kommt der Wahrheit ziemlich nahe. Zwei Bälge solcher Tiere gelangten vor fünfzehn Jahren in meinen Besitz, der eine war vierzehn, der andere sechzehn Fuß lang. Mein Reisender Johansen, damals erster Offizier eines Dampfers, brachte die Bälge nach Hamburg und gab sie an die Firma Umlauff ab, von welcher ich sie erwarb. In Wien brachte ich später die beiden Gaviale zur Ausstellung, sie befinden sich noch heute im kaiserlichen Museum zu Wien. Die Größe dieser Bälge stimmte nun freilich nicht mit dem großen Mugger Kiplings überein. Dagegen erzählte mir der erwähnte Johansen das folgende: Als er vor drei Jahren mit einem Transport Elefanten von Assam auf einer großen Barke den Brahmaputra hinabfuhr, beobachtete er zwei Gaviale, deren Länge er auf mindestens fünfundzwanzig Fuß schätzte. Er schoß auch auf die Tiere, ohne ihrer habhaft zu werden. Da die Krokodile getroffen waren, bot Johansen dem Kapitän der Barke 300 Rupien, falls er anhalten würde, damit die Beute an Bord genommen werden könne. Aber es war umsonst, des starken Stromes wegen war es nicht möglich, das Fahrzeug anzuhalten. Johansen behauptet, auf seinen Fahrten Krokodile bemerkt zu haben, die nach seiner Schätzung sogar reichlich dreißig Fuß lang gewesen sind. Der Reisende hat auf einer neuen Reise nach Indien den Auftrag mitgenommen, Umschau nach großen Gavialen zu halten und mindestens die Bälge heimzubringen. Lebende Gaviale von solcher Größe zu fangen und zu transportieren, das würde wohl schwer halten. Junge Exemplare habe ich zwar verschiedentlich zu importieren versucht, doch sind alle auf der Reise zugrunde gegangen. Nach meiner Meinung ist das Ganges-Krokodil das größte aller Krokodilarten, doch sollen, wie mir von einigen meiner Reisenden berichtet worden ist, auch im Weißen Nil und in den großen afrikanischen Seen Krokodile bis zu zwanzig Fuß Länge vorkommen. Wird man solche Riesen je in der Gefangenschaft sehen?

Kein Tier vielleicht hat in den modernen zivilisierten Ländern einst ein solches Aufsehen hervorgerufen wie die Giraffe. Nachdem durch die Zoologischen Gärten nun auch diese Tiere so bekannt geworden sind, daß sie manches großstädtische Bürschchen häufiger zu sehen bekommt als Kühe und Schweine, kann man sich kaum mehr

vorstellen, ein wie ungläubiges Staunen die ersten nach Europa gelangten Tiere beim Publikum erregten. Die groteske, an die vorweltlichen Riesen gemahnende Gestalt dieses Säugers machte das Staunen völlig berechtigt. Auf den ersten Blick erscheint dieses Tier ganz ungeeignet für die Gefangenschaft, wie Gulliver in Liliput, so tritt es in unsere, auf viel kleinere Geschöpfe berechnete Kulturwelt. Man kann sich denken, daß die ersten Transporte dieser Tiere mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Wollte man die Tiere nicht im Freien nächtigen lassen, so mußte man geeignete Räume für sie finden — aber wie und wo, erwiesen sich doch alle Ställe als zu eng und niedrig. Selbst in solchen Ställen, die nicht von der Verlegenheit ausgewählt waren und als wohlgeeignet gelten konnten, kam es zu eigenartigen und schmerzlichen Zwischenfällen. Wohl mag die Giraffe in der freien Natur ihr Haupt hoch tragen, ist sie doch, um das Laub der Bäume erhaschen zu können, auf den langen Hals angewiesen, in der Gefangenschaft aber kann er ihr zur Klippe werden. Vor Jahren, es war im Sommer 1876, verlor ich drei Giraffen auf einmal, alle drei gingen trotz sorgfältiger Pflege durch einen seltsamen Umstand zugrunde. Man fand die drei Tiere eines Morgens hilflos am Boden, noch lebend, aber alle drei mit zersplittertem Genick. Der Stall war hoch und breit genug, dennoch mußten die Tiere, vielleicht bei einer Balgerei, mit den Köpfen gegen die Wand geschlagen sein und hatten sich dabei die zarten Halswirbel gebrochen. Ähnliche Fälle erlebte ich noch zweimal, und in allen blieb nichts übrig, als die Tiere sofort zu töten.

Eine eigentümliche Krankheit befällt die jungen Giraffen, wie jetzt, so ziemlich feststeht, eine Akklimatisationskrankheit, die mit der veränderten Nahrung zusammenhängt. Die Tiere bekommen nämlich angeschwollene Kniee, werden schließlich auf den Vorderbeinen krumm und lahm und gehen in der Regel innerhalb eines Jahres zugrunde. Einzelne Tiere freilich kommen auch durch, so lebt z. B. heute noch in einem der englischen Parks des Herzogs von Bedford eine Giraffe, welche seit drei Jahren mit dem Uebel behaftet ist. Ohne die Krankheit in ihren Ursachen ganz klar erkannt zu haben, sind wir ihrer aber doch dadurch Herr geworden, daß wir eine andere Futtermethode

einführten. Seitdem wenigstens haben wir keine Exemplare mehr an dieser Krankheit verloren.

Die Giraffen können im übrigen durchaus nicht als zarte oder überempfindliche Tiere gelten. Verschiedene Menagerien, u. a. auch die des alten Kreuzberg, haben jahrelang Giraffen mit sich herumgeführt. Ein Exemplar, welches ich an Barnum verkaufte, widerstand volle acht Jahre den Strapazen des Umherreisens im Zeltzirkus und würde sicherlich noch viel länger ausgehalten haben, wäre es nicht durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen. Vielfach haben sich die Tiere auch in den Zoologischen Gärten fortgepflanzt, bekannt ist mir dies aus London, Paris, Amsterdam, Wien, Berlin und Hamburg. Die letzten jungen Giraffen wurden erst kürzlich in Berlin, Köln und London geboren.

Die ersten Giraffen, welche nach Europa gelangten, wurden im Sommer 1827 von dem Vizekönig von Aegypten nach Frankreich und England an die Regierungen als Geschenk übersandt. Unter ungeheurem Zulauf des Publikums wurde das eine Exemplar im Zoologischen Garten zu London, das andere im Jardin des Plantes zu Paris untergebracht. In den folgenden Jahren gelangten Giraffen nur ganz vereinzelt nach Europa, die Kaiserliche Menagerie in Schönbrunn und der Zoologische Garten in Amsterdam durften sich rühmen, Giraffen zu erhalten. Die größte Zahl gelangte in dem Jahrzehnt 1867—1877 nach Europa, ich selbst importierte im Jahre 1876 nicht weniger als fünfunddreißig Exemplare. Doch war ich nicht der einzige Importeur. Zur selben Zeit ließ eine Konkurrenzfirma sechsundzwanzig Giraffen aus dem Sudan holen, und die notwendige Folge dieses Massenbezuges war, daß der Preis für diese „Ware“ ungeheuer herunterging. Es mußte geschleudert werden. Nach einem Jahre verkaufte ich die drei letzten kleinen Giraffen aus meinem Bestand an einen Engländer für den Spottpreis von 150 Pfund Sterling. Dem übertriebenen Giraffenimport wurde einige Jahre später durch den Ausbruch des Mahdistenkrieges Halt geboten, leider wurde aber, wie dem Leser schon bekannt, zugleich der ganze Tierfang im ägyptischen Sudan lahmgelegt.

Das sonderbare Tier, zu dessen stärksten Seiten nicht die Klug-

heit gehört, ist fromm genug innerhalb seiner vier Pfähle. Wenn es aus großen dunklen Augen, die unter wagerechten Lidern wie unter zwei Dächern liegen, auf den Beschauer niederfieht, wenn es im Gehege mit seinen Stelzenbeinen muntere Sprünge vollführt oder mit weitgespreizten Vorderläufen ein Blatt vom Boden aufnimmt, immer ist es interessant und kurzweilig. Alles das ändert sich für den, der eine Giraffe oder gar mehrere frei über die Straßen zu führen hat. Leicht werden diese Geschöpfe scheu, und ihre langen Beine, die sie schnell vorwärtstragen, sind dann gefährliche Instrumente. Von kleinen und großen Abenteuern, die mir auf Giraffentransporten begegnet sind, könnte ich viel erzählen. Ernstes und Heiteres, und das Heitere zuweilen mit einem bitteren Beigeschmack. Etwa wie die folgende Episode.

Im Jahre 1876 verkaufte ich u. a. zwei große Giraffen nach dem Zoologischen Garten in Wien, die ich selbst vom Bahnhof aus durch den Tiergarten nach ihrem Bestimmungsort überführte. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, fand sich ein großes Gefolge von Neugierigen, die sich an den Sprüngen und Eskapaden der Tiere ergötzten. Solange die Leute sich nur in gehöriger Entfernung halten und die Tiere nicht durch mutwilligen Lärm unruhig machen, hat das Gefolge nichts weiter auf sich. Freilich finden sich immer einige Dorwizige. So auch hier. Ein junger, geschneigelter Herr mit einem eingebügelten Zylinder auf dem Kopf wagte sich stets ganz nahe an die Tiere heran und war durch keine Warnung zurückzuhalten, trotzdem die Tiere unruhig wurden. Wenn die Giraffen zu springen anfangen, sprang auch das neugierige Herrchen dicht hinterher. Die Gefahr erkennend, rief ich dem Unbesonnenen mit lauter Stimme zu, zurückzubleiben. Umsonst. In diesem Augenblick standen die Tiere plötzlich still und das eine schlug mit dem Hinterhuf nach dem Verfolger, und zwar so glücklich, daß der Huf den Zylinder traf, der einen Augenblick in der Luft umherwirbelte und dann zu Boden fiel. Noch sehe ich den so gut Davongekommenen vor mir, totenbleich, seines bißchen Geistes völlig beraubt, dann seinen Hut aufraffend und schleunigst verschwindend. Das war, was der Amerikaner „a close shave“ nennt. Nur um zwei Zentimeter hätte der Mensch der Giraffe

näher zu sein brauchen, dann wäre nicht ein Zylinder, sondern vielleicht seine Hirnschale in die Luft geflogen. Eine humoristische Episode, wie man sieht, aber mit einem ernstern Beigeschmack.

Die durchgebrannten Giraffen gehen in die Dutzende, und wenn es auch weiter keinen Zweck hat, so lernt man dabei doch das Laufen. Dazu muß man die Giraffen aber natürlich am Halfter haben. Hinter einem so langbeinigen Vieh herlaufen zu wollen, um es etwa am Schwanz festzuhalten, das kommt mir ebenso vor, als wollte sich jemand an das Seil eines aufsteigenden Luftballons hängen. Und doch habe ich etwas Ähnliches gesehen. Auf dem Wege vom Sternschanzen-Bahnhof in Hamburg nach meinem Tierpark am Neuen Pferdemarkt brannte in demselben Jahre eine große Giraffe mit mir durch. Man kann sich die Sprünge, die der Mensch machen muß, um mit einer großen Giraffe Schritt zu halten, besser vorstellen, als ich es erzählen kann. In meiner Begleitung befand sich damals der zweite Direktor des Zoologischen Gartens in Amsterdam, und dieser Herr griff in dem Bestreben, mir zu helfen, unüberlegt nach dem Schwanz des Tieres, der sofort wie ein elektrischer Draht auf ihn wirkte. Als er ihn einmal erfaßt hatte, konnte er ihn nicht wieder loswerden und hüpfte nun in grotesken Sätzen hinter dem fliehenden Tiere her, bis er auf den Boden schlug, aber glücklicherweise ohne nennenswerte Verwundung davontam. Es muß ein Anblick für Götter gewesen sein. Merkwürdigerweise war zufällig auch der Tiermaler Leutemann zugegen, der die Szene, wie man sieht, durch eine Zeichnung verewigt hat.

Mir liegt es fern, mich über diese Episode etwa lustig machen zu wollen, sie war ein Produkt des Augenblicks, und Leute, die frisch zugreifen, ohne sich zu besinnen, sind mir immer lieber als solche, die sich so lange besinnen, bis das Zugreifen keinen Zweck mehr hat. Ueberdies bin ich selbst mehr als einmal in ähnlicher Lage gewesen, und zuweilen sogar durch eigene Unbedachtsamkeit. Mir fällt da eine kleine Episode ein, die ich mit einer Giraffe in Suez erlebte, als ich sie von den Stallungen nach dem Bahnhof überzuführen hatte. Das Tier hatte bereits längere Zeit in Suez in einer Stallung gestanden und war, wie Pferde, wenn sie lange nicht bewegt worden

sind, ganz besonders mutig aufgelegt. Außerdem war es ein kräftiges Tier. Zwei Leute nahm ich zur Hilfeleistung mit mir. Der Fehler aber, den ich beging, war der: den langen Strick, an dem das Tier befestigt war, hatte ich dummerweise mehrere Male fest um meinen Arm geschlungen. An der anderen Seite des Halses gingen die beiden Hilfsführer. Das Tier ging zunächst etwa zwanzig Schritt ruhig mit, richtete sich dann plötzlich in die Höhe und ging durch. Meine beiden Helfer, die sich natürlich nicht festgebunden hatten, wurden zur Seite geschleudert, ich aber mußte mit, nicht ich hatte die Giraffe am Strang, sondern sie mich, in Riesensprüngen wurde ich neben dem Tier hergeschleppt und hatte zunächst nur noch den einen Gedanken: nicht zu fallen. Denn fiel ich, so wurde ich zu Tode geschleift. Ein Mazepparitt in veränderter Form, Mazeppa lief zu Fuß nebenher.

In einem entsetzlichen Galopp raste die Giraffe, und ich natürlich mit, quer durch Suez. Zuerst ging es auf ein wahres Gebirge zerbrochener Flaschen los und darüber hinweg, dann durch die Straßen, um Ecken und Winkel, mitten in eine Volksmenge, die auseinanderstob, wohl zwei Kilometer weit. Mein Glück war es, daß ich gewandt und biegsam war, schließlich ging mir aber doch der Atem aus und ich machte einen letzten, verzweifelten Versuch, mich von dem Strang zu befreien. Endlich gelang es und ich fiel platt auf die Straße. Im nächsten Augenblick wäre es sicher um mich geschehen gewesen, denn als ich jetzt lag, konnte ich mich nicht wieder erheben, so ganz außer Atem war ich gekommen. Der Giraffe schien es aber nicht anders zu gehen, sie lief nur noch um etwa fünfzig Meter weiter und blieb dann in der Nähe einer Telegraphenstange stehen, wo sie sich von einem Negerjungen ruhig anbinden ließ. Damit war das Abenteuer zu Ende, einer Wiederholung ging ich dadurch aus dem Wege, daß ich sofort ein halbes Duzend handfester Araber antreten ließ, die, im Vereine mit mir und meinen eigenen Leuten, zusammen neun Mann hoch, weitere Fluchtpläne der unternehmungslustigen Giraffe bereiteten.

Trotz solcher Vorkommnisse ist der Selbsttransport so großer Tiere, nämlich durch ihre eigenen Beine, immer noch das Leichteste. Auch die Kehrseite der Medaille habe ich häufig zu betrachten Ge-

legenheit gehabt. Zehn Jahre später. Die giraffenarme Zeit ist angebrochen, nichts dergleichen ist in den Tiergeschäften mehr vorrätig, auch bei uns nicht. Es genügt aber, zu wissen, wo man gegebenenfalls das Gewünschte auftreiben kann. Eines Tages wird telephonisch angefragt, ob man sogleich eine Giraffe liefern könne, ein reicher Brasilianer wolle ein solches Tier kaufen, um es dem Zoologischen Garten in Rio de Janeiro zum Geschenk zu machen. Hier galt es nach zwei Seiten handeln. Ich wußte, daß der Direktor des Frankfurter Zoo nicht abgeneigt sei, seine Giraffe zu verkaufen oder gegen einen kleinen Elefanten zu vertauschen. Auf telegraphische Anfrage erhielt ich die Bestätigung, daß man einen kleinen Elefanten und einige Tausend Mark in bar fordere; unter dieser Bedingung ließ ich mir denn das Tier per Telegraph an die Hand geben. Dem Vermittler des Brasilianers bot ich die Giraffe für den Preis von 20 000 Mark an und ließ ihm eine Frist von acht Tagen, um sich mit seinem Auftraggeber verständigen zu können. Wenige Tage später war das Geschäft perfekt und sogar schon das Schiff bestimmt, mit welchem die Giraffe expediert werden sollte. Eine Reise nach Frankfurt brachte auch auf der anderen Seite den Abschluß.

Nun ging's an den Transport, der besondere Sorgfalt erforderte, denn das Tier hatte schon zehn Jahre in seinem Stall gestanden und war an Ruhe gewöhnt. Zunächst fuhr ich nach Hamburg zurück, nachdem ich in Frankfurt einen großen Kasten für den Transport in Auftrag gegeben, sechs Tage später ging es mit einem Wärter wieder zurück nach Frankfurt, um die Giraffe zu verpacken und zu verladen. Sechs volle Stunden vergingen allein, ehe ich das Tier aus seinem Käfig in den Wagen gelockt hatte. Es war eine große männliche Giraffe, reichlich zwölf Fuß hoch, und ziemlich schwer, so daß der Transportkasten fast drei Viertel des Raumes einer kleinen Eisenbahnlowry einnahm. Diesen Riesenkasten galt es nun vom Zoologischen Garten nach dem Bahnhof transportieren, trotz der Nähe des Bahnhofs immerhin ein Weg von reichlich fünfhundert Metern. Auf einen Wagen konnte man das Monstrum nicht laden und so blieb nichts weiter übrig, als den Kasten auf untergelegten Rollen langsam fortzubewegen.

Die Reise über den großen Teich bestand die Giraffe sehr gut, ehe sie aber im Zoologischen Garten zu Rio de Janeiro dauernd installiert wurde, gab es noch einen kleinen Zwischenfall. Wie der Reisende, der die Giraffe begleitete, erzählt, war das für den Gast aus Afrika bestimmte Gehege nur mit gewöhnlichem Draht eingefast, wie man ihn für Hühnerhöfe benützt. Als man nun das Tier kurz vor Sonnenuntergang noch einmal aus dem Stall ins Freie ließ, begann es, froh der wiedergewonnenen Freiheit, die üblichen Sprünge auszuführen und kollidierte dabei so heftig mit dem Drahtzaun, daß dieser nachgab und brach. Mit einem mächtigen Satz übersprang die Giraffe die entstandene Lücke und eilte im Galopp dem Walde zu, in dessen Schatten sie verschwand. Zwar nahmen die Wärter sofort die Verfolgung auf, aber die hereinbrechende Nacht vereitelte jede Hoffnung, das Tier zu finden. Da kam mein Reisender auf eine geniale Idee. Vor die Brust hängte er sich eine brennende Stalllaterne, auf den Rücken ein Bündel Heu, und so wanderte er in den Wald. Die Giraffe mußte das Licht sogleich bemerkt haben, bald hörte der Mann den stampfenden Galopp des Tieres und nach wenigen Augenblicken kam es selbst in Sicht. Nun drehte der ingeniöse Tierfänger sich um und präsentierte der Giraffe seinen Rücken mit dem verlockenden Futter. Das Tier fing auch sogleich an zu fressen und der Reisende schritt langsam dem Zoologischen Garten zu, die Giraffe immer auf seinen Fersen und von dem Heu naschend. Auf diese Weise gelangte der Flüchtling wieder in seinen Stall und daß man ihn jetzt besser verwahrte, bedarf wohl keiner Versicherung.

VI.

Dressur wilder Tiere.

Auch für die Tiere, die aus der freien Wildnis in die Gefangenschaft versetzt werden, ist eine humanere Zeit angebrochen. Was man früher unter Dressur verstand, verdiente diesen Namen durchaus nicht, viel eher hätte man alle jene Prozeduren als Tierquälerei bezeichnen dürfen, während die heutige Dressur wirklich den Namen einer Schule verdient. Die Hilfsmittel der Tierbändiger früherer Zeiten waren Peitsche, Stock und glühend gemachte Eisen. Man kann sich denken, daß die Tiere niemals Vertrauen zu ihren Herren faßten, sondern ihre Peiniger nur fürchteten und grimmig haßten. Von einer Auswahl der einzelnen Exemplare war natürlich nie die Rede.

Das ganze Kunststück bestand darin, daß man die Tiere durch Schläge und durch Berühren mit dem heißen Eisen dermaßen in Furcht setzte, daß sie beim bloßen Anblick der Schreckmittel schon durch den Käfig flohen und dabei etwaige Hindernisse, mit denen man den Weg abspernte, übersprangen. Wenn die Tiere es aber so weit gebracht hatten, waren sie gewöhnlich schon arg zugerichtet. Vor vielen Jahren sah ich einmal in England auf einer Auktion vier „dressierte“ Löwen, denen die ganzen Schnurrhaare abgesengt und die Mäuler schrecklich verbrannt waren. Selbstverständlich gehörte es damals nicht zu den Seltenheiten, daß die Tierbändiger angefallen und zerfleischt oder zerrissen wurden. Die Löwen und Tiger, die auf solche Weise in der Gefangenschaft zu Menschenfressern wurden, trifft keinerlei Schuld, ihr besseres Selbst war gänzlich unterdrückt worden, man hatte sie in ein unerträgliches Dasein versetzt und schließlich

handelten sie nur in der Notwehr, als sie ihre Peiniger anfielen. Der Grundcharakter der Raubtiere ist nicht böseartig, sie sind empfänglich für Freundschaft und Wohlwollen und erwidern Vertrauen mit Vertrauen.

In jungen Jahren habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, sowohl in England wie in Deutschland diese wilden Dressuren zu beobachten, und schon damals war in mir der Wunsch rege, die sinnlose Art der Behandlung der armen Tiere durch eine vernunftgemäßere zu ersetzen. In Hamburg wurde diese Art der Raubtierdressur vor vielen Jahren zuerst im Zirkus Renz durch den Dressieur *Batt*y vorgeführt. Dieser Kühne — so muß man die damaligen Tierbändiger angesichts der tatsächlichen Gefahr, in die sie sich begaben, wohl nennen — arbeitete, wenn ich nicht irre, mit sechs Löwen. Aber auch seine ganze Dressur bestand darin, daß er die Löwen, nachdem sie durch Schreckmittel scheu gemacht waren, im Käfig umhertrieb, wobei sie dann nolens volens über Barrieren setzten, die von draußen hineingeschoben wurden. Schließlich stand *Batt*y in der Nähe des Ausgangs, feuerte hier aus einem Karabiner mehrere Schüsse ab und retirierte durch einen Vorhänge-Sicherheitskäfig aus dem Wagen. Das ganze Wunder einer solchen Vorführung bestand eigentlich darin, daß die Tiere nicht über den Bändiger herfielen.

Freilich gab es auch in der wilden Dressur verschiedene Auffassungen, wenn auch das System im allgemeinen das gleiche blieb. Es gab Leute unter den Dressieuren, die ihre Tiere gut behandelten, soweit es das System nur erlaubte, und sich jedenfalls von unnötigen Grausamkeiten fernhielten. Zu dieser Kategorie gehörte der Nachfolger *Batt*y's, nämlich *Cooper*, der noch heute als Rentier in England lebt. Auch er arbeitete mit einer großen Löwengruppe und zwar mit solchem Erfolge, daß der amerikanische Zirkusbesitzer *Myers* beide, die Löwengruppe und den Dressieur, in seinen Zeltzirkus übernahm, mit dem er eine Tour durch Deutschland und Oesterreich-Ungarn machte. Durch kluge Beobachtung war *Cooper* schon damals zu einer Maßnahme gekommen, die in der zahmen Dressur beinahe als ein Gesetz gilt. Wie man heute solche Tiere, die für eine Schulung nicht genügend Intelligenz besitzen, rechtzeitig aus den zusammen-

gestellten Gruppen absondert, so entfernte Cooper diejenigen Tiere, die zu bössartig geworden waren und Unsicherheit in die Arbeit brachten. Aus dieser an sich sehr anerkennenswerten Gepflogenheit erwuchs dem Tierbändiger ein schlimmes Abenteuer mit einigen Löwen, die von mir geliefert waren.

Von seiten des Zirkusbesitzers Myers, dem nun auch die Coopersche Gruppe gehörte, erhielt ich eines Tages die Anfrage, ob ich mit einigen Löwen aufwarten könne. Es traf sich, daß ich eben eine ganze Tierammlung von dem Menageristen Trabren gekauft hatte, in welcher sich auch einige stets zu Dressurzwecken gebrauchte Löwen befanden. Cooper kam selbst nach Hamburg, besichtigte die Tiere und nahm sie, nach vollzogenem Ankauf, gleich mit nach Brüssel. Hier machte er einen Fehler. Er tat die sämtlichen Löwen, seine alten mit den neuangekommenen, gleich zusammen, anstatt die Tiere erst langsam aneinander zu gewöhnen. Die neuen Löwen hatten noch nicht mit anderen Exemplaren zusammen gearbeitet, sie kannten nur einander und eine Dame, die bisher ihre Herrin gewesen war, und der neue Zustand der Dinge irritierte die Tiere, machte sie, wie man jetzt sagt, nervös. Als Cooper die scheuen Tiere zur Ausführung seiner wilden Tricks mit der Peitsche zwingen wollte, kam es zur Katastrophe. Gerade der gutmütigste Löwe unter den neuen Tieren fiel Cooper an und richtete ihn ganz bössartig zu. Durch gegenseitiges Mißverständnis kam auf diese Weise ein humaner Tierbändiger durch einen zahmen Löwen zu Schaden. Cooper mußte das Krankenlager beziehen, um seine Wunden auszuheilen.

Inzwischen spielte sich zwischen dem Zirkusbesitzer Myers und mir ein artiges kleines Intermezzo ab. Am Tage nach dem Unfall erhielt ich von Myers ein aus Brüssel datiertes Telegramm, in welchem mir einer der neuen Cooperschen Löwen zur Verfügung gestellt wurde, angeblich weil das Tier krank sei. Bei der Ankunft des Telegramms wußte ich noch nichts von dem Unfall, sonst wäre es ja sofort klar gewesen, daß auch dem Löwen der Angriff nicht bekommen sei. Aber auch ohnedies nahm ich das Telegramm nicht ernst, ich hatte den Löwen in Hamburg an Cooper gesund abgeliefert und ihn auch bezahlt bekommen, es schwante mir bei der Lektüre

des Telegramms sofort, daß irgend etwas passiert sein müsse. Natürlich lehnte ich die Zurücknahme des gesund abgelieferten Löwen telegraphisch ab. Am nächsten Tage erhielt ich abermals ein Telegramm, dessen Text also lautete:

„Your lion is dead; what shall I do with him?“

(„Ihr Löwe ist tot, was soll ich mit ihm machen?“)

Ohne mich weiter zu befassen, telegraphierte ich das folgende: „P y o k l e h i m , i f y o u l i k e.“ („Salzen Sie ihn ein, wenn Sie mögen.“)

Nach einigen Wochen, als ich die Sache schon fast wieder vergessen hatte, kommt wahrhaftig mit der Eisenbahn als Frachtgut ein Faß mit einem eingepökelten Löwen in Hamburg an. Der verrückte Kerl hatte den Löwen wirklich eingesalzen und mir zugesandt. Wahrscheinlich glaubte er durch die Ausführung meiner ironischen Antwort das Recht auf seine Seite zu bringen. Selbstverständlich schaffte ich den Frachtbrief sogleich wieder zur Bahn und verweigerte die Annahme des Salzlöwen. Myers versuchte es nun mit einer Klage, fiel aber gründlich hinein, denn bei der Sektion des Löwen stellte es sich heraus, daß das Tier an erlittenen Mißhandlungen zugrunde gegangen war. Das Fell war an den edelsten Teilen des Körpers mit Blut unterlaufen und auch sonst zeigte der Körper die Spuren von heftigen Schlägen, die mit eisernen Stangen und dicken Knüppeln ausgeführt sein mußten. Als der Bändiger von dem Löwen gepackt worden war, hatte das Tier durch die Leute, welche dem Angefallenen zu Hilfe kamen, den Rest erhalten.

Die alten deutschen Tierbändiger wie Kreuzberg und Martin, auch Kallenberg, Preuscher, Schmidt, Daggeseß und Kaufmann, welche hauptsächlich in Deutschland und Oesterreich reisten, wichen von den Vertretern der ganz wilden Dressur erheblich ab. Sie alle dressierten und führten nur solche Tiere vor, welche von Jugend auf gezähmt waren. Teilweise brachten es diese Leute zu ganz interessanten Vorführungen, soweit sie sich in den engen Käfigen der Menagerien ausführen ließen. Man stelle sich den Unterschied nur vor, den engen, halb dunklen Wagenkäfig und die lustige große Arena,



Busladen eines afrikanischen Tiertransports
(Nach einem alten Gemälde).

die heute für Dressurzwecke Verwendung findet. Sehr gut noch entsinne ich mich aus meinen Jugendjahren des alten Kreuzberg, der mit Hilfe einer jungen Schwedin in seinem sogenannten Zentralkäfig mit den wilden Tieren nervenerregende Tricks ausführte. In Frankreich waren es Pézon, Pianet und hauptsächlich Bidel, die mit ihren Raubtiergruppen Aufsehen erregten.

Unter dem Sohne des alten Kreuzberg erlebte die Dressur vor reichlich vierzig Jahren einen seltsamen Auswuchs, wenn man diesen wilden Schöbling überhaupt noch Dressur nennen darf. Karl Kreuzberg reiste mit einer Gruppe von sieben Löwen, die ich ihm geliefert hatte, in Spanien, und hier verlangte man von ihm, er solle den Kampf zwischen einem Löwen und einem Stier vorführen. Kreuzberg war ein spekulativer Kopf und ging sofort auf diese Anregung ein. Auch faßte er die Sache gleich außerordentlich praktisch an. Seine eigenen Dressurproben führte Kreuzberg in einem ovalen Wagenkäfig vor, wie sie auch jetzt noch zur Verwendung kommen. Für das Kampfspiel wurde ein extra großer Käfig gebaut, doch trieb man die Tiere nicht etwa ohne Vorbereitung hinein. Im Gegenteil, die Geschichte wurde ganz raffiniert angelegt. Zuerst führte man einen jungen Stier um den Käfig des gezähmten Löwen so lange herum, bis diesem, der natürlich noch nicht zu Abend gespeist hatte, das Wasser im Munde zusammenlief. Erst wenn das Raubtier sich genügend erhitzt und aufgeregt und seine Lusternheit nach der Beute den höchsten Grad erreicht hatte, ging das Schauspiel vor sich. Der Stier wurde in den großen Käfig gebracht und nach einer Weile, in welcher die Spannung des Publikums den Siedegrad erreichte, auch der Löwe zugelassen. Mit Gebrüll stürzte sich dieser auf den Stier, der es meistens ganz vergaß, sich zu wehren, und riß ihn nieder. Das blutige Schauspiel entzückte die Spanier und auch die Portugiesen, die Kreuzberg später mit diesem Stierkampf beglückte, der Zulauf war enorm und der Unternehmer verdiente ein klobiges Geld.

Andere Tierbändiger in Spanien und Süd-Frankreich haben es versucht, dieses Schauspiel nachzuahmen, aber alle erlitten ein Fiasko. Sie gingen nicht so ingenüös zu Werke, wie Kreuzberg es getan hatte, und hauptsächlich scheiterten sie an dem Versuch, diesen Stierkampf

nicht in einem Käfig, sondern in einer größeren Arena vorzuführen. Wenn ein Löwe oder ein Königstiger aus seinem kleinen Käfig in eine große Arena gelangt, ist er zuerst ängstlich und duckt sich. Der faftigste Braten könnte ihn nicht reizen, das Gefühl der Befangenheit drückt alle Begierde nieder. Dreimal habe ich für solche Zwecke noch Löwen geliefert. In zwei Fällen kümmerte sich der Löwe nicht um den Stier, der Stier nicht um den Löwen, beide wollten nichts voneinander wissen und das Schauspiel verlief wie das Horneberger Schießen. Im dritten Fall aber war der Erfolg allerdings ein voller, aber anders herum. Der Stier nahm den Löwen an und verwundete ihn mit seinen Hörnern so schwer, daß der König der Wüste nach einem elenden Siechtum von mehreren Wochen in die Jagdgründe seiner Väter abfuhr.

Die Zeiten der Gewaltdressuren sind jetzt vorbei, schon deshalb, weil man mit Gewalt nicht den hundertsten Teil dessen erreichen kann, was sich mit Güte erzielen läßt. Aus diesem Grunde habe ich aber seiner Zeit die zahme Dressur nicht eingeführt, sondern es geschah aus Mitgefühl und aus der Erwägung, daß es einen Weg zur Psyche des Tieres geben muß. Dieser Weg führt nicht einmal abseits. Zwischen der Behandlung eines wilden und eines höheren Tieres kann kein großer Unterschied bestehen, ihre Intelligenz ist nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden. Die Tiere besitzen ein feines Unterscheidungsvermögen in bezug auf die Art, wie man ihnen begegnet, sie sind fähig, Freundschaften zu schließen, auch mit dem Menschen, und besitzen ein mehr oder minder stark ausgeprägtes Erinnerungsvermögen. Auf dieses stützt sich die Dressur am meisten. Wie es mit der übertriebenen Gefährlichkeit wilder Tiere aussieht, darüber habe ich den Leser bereits in dem Abschnitt über die Raubtiere in der Gefangenschaft unterrichtet. Zwar klingt es paradox, aber dennoch muß ich es wiederholen, daß die meisten großen Raubtiere von Natur gutmütig sind. Die Dressur verlangt von den wilden Tieren allerdings etwas, was ihrem Wesen fremd ist. Einem Löwen im freien Waldesdickicht wird es nicht

einfallen, auf einem Pferde zu reiten, oder einem Tiger im Dschungel, durch einen Reifen zu springen. Auch nicht jedes Tier, nicht jeder beliebige Löwe oder Tiger eignet sich zur Ausführung von Kunststücken. Manche sind ungeschickt, viele gewöhnen sich nie an Gehorsam, andere sind nervös und vergessen das Erlernte von heute auf morgen.

Die individuelle Auswahl der zur Dressur geeigneten Tiere ist so recht eigentlich eine Errungenschaft der neuen Schule. Was ich mir damals erkämpfen mußte, ist heute sozusagen Gemeingut geworden, man weiß es und handelt danach, daß jedes Tier eine in sich abgeschlossene Individualität darstellt, zwar ausgerüstet mit den allgemeinen Eigenschaften seiner Sippe, aber mit seinem eigenen besonderen Charakter. Nur wer die Gabe besitzt, diesen individuellen Charakter im Tiere beobachten zu können, hat Talent und Beruf zum Dresseur. Als ich die zahme Dressur einführte, bestand meine Aufgabe nicht nur darin, an die Stelle von Peitsche, Knüppel und glühendem Eisen eine freundliche, gerechte Behandlung der Tiere, gestützt auf das System von Belohnung und Strafe, zu setzen, sondern auch in der Aufgabe, den Charakter jedes einzelnen Tieres zu studieren. Bei Dresseuren, die diesen Namen überhaupt verdienen, geschieht das heute allgemein. Vom ersten Augenblick an, wenn die Tiere in die Hand des Dompteurs gelangen, wollen sie beobachtet sein und nach dem Resultat dieser Beobachtung richtet sich im einzelnen die Behandlung. Wie Kinder, so verlangen einzelne Tierindividuen mehr aufmunternde Liebkosungen als andere, manche wollen infolge eines störrischen, wenn auch nicht böartigen Charakters, mit Strenge behandelt sein. Da die Tiere in ihren Handlungen nicht von Verstandserwägungen, sondern von Impulsen geleitet werden, so muß von Anfang an hauptsächlich das Temperament studiert werden, kennt man dieses, dann ist schon viel gewonnen. Temperament, Erinnerungsvermögen und Talent, das sind die drei Angelpunkte aller Dressur.

Schon frühzeitig muß der Dresseur erkennen, welche Tiere sich für seine Zwecke eignen und welche nicht. Ohne Besinnen sind diejenigen zu entfernen, die ein gefährliches Temperament besitzen oder

kein Talent zeigen. Ich habe schon früher erzählt, daß sich bei meinem ersten Versuch, die zahme Dressur einzuführen, unter einundzwanzig Löwen nur vier als brauchbar erwiesen und schon an jener Stelle habe ich darauf hingewiesen, daß es einen eklanteren Beweis für die Verschiedenheit der einzelnen Tierindividuen wohl nicht gibt. So leicht, als man denkt, ist diese Auslese nun allerdings nicht. Es gibt Tiere, die zuerst ganz gut einschlagen und erst später, wenn sie mit vielen anderen Tieren zusammen arbeiten, nervös werden und ihrem Vändiger gefährlich werden können, wenn er die Veränderung bei seinen Zöglingen nicht bemerkt.

Werfen wir einmal einen kurzen Blick auf die ersten Stunden in der Dressurschule. Die Tiere, welche zu einer Gruppe zusammengestellt werden sollen, lauter jugendliche Exemplare, sind nach ihrer äußeren Schönheit ausgewählt und für ihren Beruf als Artisten bestimmt worden. Nehmen wir an, es seien Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Eisbären und Hunde. Vor allem gilt es, die Tiere miteinander bekannt zu machen, denn ließe man sie alle auf einmal unvorbereitet in einen gemeinsamen Käfig, so würde ohne weiteres die gefährlichste Balgerei entstehen. Die Tiere werden also in einer Reihe von Einzelkäfigen untergebracht, die aber nur durch Gitterstäbe voneinander getrennt sind. Alle können einander sehen und in ihrer Sprache miteinander sprechen. Der Dompteur hat Zeit, sich mit jedem einzelnen seiner Zöglinge zu beschäftigen und ihn durch Besuche und Liebkosungen an sich zu gewöhnen. Nach geraumer Zeit kommen die Tiere zur ersten Schulstunde gemeinsam in eine große Arena, selbstverständlich unter Aufsicht ihres Lehrers. Wie in der Schule für kleine Kinder wird aber auch hier in der ersten Stunde noch nicht gearbeitet, die Tiere lernen sich jetzt erst näher kennen, spielen miteinander und mit dem Lehrer, und machen sich mit der neuen Oertlichkeit vertraut.

Vom ersten Augenblick dieses Beisammenseins an hat der Dompteur ein wachsames Auge auf jedes einzelne Tier. Häufig hat er Gelegenheit, mit einer noch freundschaftlichen Mahnung Auseinandersetzungen zwischen den Tieren zu verhindern. Alle jungen Tiere, überhaupt alle Tiere, besitzen eine große Neigung zum Spielen,

aber sie erzürnen sich auch leicht miteinander. Hier naht sich ein Eisbär mit tölpelhaftem Schritt einem Löwen und möchte ihn an der Mähne zausen, der Löwe versteht die Berührung falsch und versetzt dem Kollegen aus dem Norden eine Ohrfeige. Sofort ist der Dompteur da und macht den Löwen durch einen wohlgemeinten Rippenstoß darauf aufmerksam, daß man hier höflich zu sein hat. Einem Tiger, der von Natur vielleicht ein kleiner Rowdy ist, fällt es ein, dem friedlich neben ihm her trottdenden Leoparden eins mit der Tazge zu versetzen, der Leopard sarricht wütend und duckt sich zum Sprung, aber schon ist der Lehrer da und treibt die Kampfhähne auseinander. Schon bei diesem ersten Zusammensein kann man sich ein oberflächliches Bild von den Charakteren der einzelnen Tiere machen und die Friedfertigen von den Angriffslustigen, die Gehorsamen von den Widersetzlichen unterscheiden. Bei der Dressur entscheidet aber nicht nur der Charakter, sondern hauptsächlich auch das Talent. In der zweiten Stunde sind die Geräte und Dekorationsstücke bereits in der Arena aufgestellt, denn der Plan der Vorführung muß natürlich bis in alle Einzelheiten fertig sein, ehe man überhaupt mit der Dressur anfängt. Eine Gruppe von Böcken ist treppenartig aufgestellt, an der Seite liegt eine Tonne, auf deren Rücken einer der Tiger balancieren lernen soll. Der Dompteur ist mit einer Peitsche und einem Stock ausgerüstet, viel wichtiger aber ist die Ledertasche, die er sich an einem Riemen um den Leib geschnallt hat, denn sie enthält kleine Fleischstückchen. Die Tiere werden in die Arena gelassen und schauen mit Staunen den imposanten Bau an. Es geht aber sofort an die Dressur, denn nur in der Arbeit kann der Dompteur sich ein feststehendes Urteil über seine Tiere bilden. Auf der obersten Stufe der Pyramide aus Holzböcken soll ein Löwe stehen. Auf den beiden zweithöchsten zwei Tiger, unten zwei Leoparden und davor auf zwei Böcken sollen die Eisbären sitzen, während die Hunde über die Leoparden hinwegspringen. Eine unendliche, überhaupt gar nicht zu beschreibende Geduld wird dazu gehören, alle die verschiedenen Tiere dazu zu bringen, daß sie ihren Platz einnehmen, ruhig auf demselben verharren und nicht eher herabsteigen, bis sie dazu den Befehl erhalten. Nicht weniger Geduld wird es in Anspruch nehmen, es dem Tiger

begreiflich zu machen, daß er sich auf der rollenden Tonne im Gleichgewicht halten muß und nicht herabspringen darf.

Vom ersten Anfang an muß jeder Schritt, den eines der Tiere tun soll, berechnet sein. Denn die Vorführung stützt sich später auf die Gewohnheit, die in dem Tiere fest eingewurzelt sein muß. Schon vom Augenblick der Auswahl an hat man den vierbeinigen Artisten Namen gegeben, bei denen sie gerufen werden und jedesmal, wenn etwas von ihnen verlangt wird, bekommen sie ihren Namen zu hören, damit das Ohr sich an den Klang gewöhnt. Zuerst, nachdem die Tiere in die Arena eingetreten sind, gilt es, jedem einen festen Platz zu geben. Zu diesem Zwecke sind an den Wänden niedrige Böcke aufgestellt, die in jeder Vorstellung unweigerlich auf derselben Stelle stehen müssen. Jedem Tiere muß gelehrt werden, sich auf den für ihn bestimmten Bock hinzusetzen und nach jedem Trick, den es ausgeführt hat oder nach jeder Szene, in der es mitgewirkt hat, selbständig auf diesen Bock zurückzukehren. Der Dompteur tritt auf einen der Löwen zu, spricht begütigend mit ihm und hält ihm ein Stückchen Fleisch vor, mit dessen Hilfe er ihn nach dem Bock zu führen sucht. Vielleicht wendet er auch schärfere Maßregeln an und packt den Zögling am Fell, um ihn auf diese Weise nach seinem Bestimmungsort zu geleiten. Die Belohnung ist aber noch nicht verdient, das Tier muß den Bock erklettern, erst wenn es dies getan hat, erhält es ein Stück Fleisch. Noch hat es keine Ahnung, daß es auf dem Bock sitzen zu bleiben hat und auf die zahllosen Versuche, herabzusteigen und frei herumzulaufen, folgt immer wieder das mühsame Locken, Zurückführen und Auf-den-Bock-bringen, bis das Tier es endlich zu begreifen anfängt, was man von ihm verlangt. Und auf diese Weise muß jedes einzelne Tier, das zur Gruppe gehört, zunächst an seinen Platz gewöhnt werden. Ein Assistent geht zwar dem Dompteur an die Hand und achtet ein wenig auf die Tiere, wenn jener den Rücken wendet, aber die Hauptsache liegt doch dem Dresseur ob, der ja auch in der öffentlichen Vorstellung allein mit den Tieren arbeiten und mit seinen zwei Augen gleichsam vor und hinter sich sehen muß. Während der Arbeit und Schulung stellt es sich langsam heraus, welche von den Tieren zu gebrauchen sind und welche nicht. Tiere,

die von Natur böseartig sind und auf den Lehrer losgehen, schlechte Charaktere, wenn man so will, müssen aus der Gruppe entfernt werden, durch Strafen würde man sie nur noch störrischer machen, auch würden die andern durch das schlechte Beispiel verdorben. Die Grundlage aller Dressur ist der Gehorsam und niemals darf der Dompteur sich zufrieden geben, ehe seine Befehle ausgeführt sind.

Sind endlich, nach langen Mühen, alle Tiere der Gruppe dahin gebracht worden, daß sie auf ihren Böden Platz nehmen und dort bleiben, dann erwächst häufig eine neue Schwierigkeit. Gewöhnlich befinden sich in jeder größeren Gruppe einige Streitmacher, die es nicht fertig bringen, ruhig neben ihren Kameraden zu sitzen. Auch diese Störenfriede müssen durch andere Tiere ersetzt werden, damit der Friede bewahrt bleibt. Und nun endlich geht es in die höhere Klasse; der Elementarunterricht, der darin besteht, Platz zu nehmen und sich anständig zu betragen, ist beendet. Jetzt erst muß es sich zeigen, welche von den Zöglingen wirklich Intelligenz und Talent besitzen, denn meistens stellt es sich erst im Verlaufe der höheren Dressur heraus, welche Tiere man wieder hinauskomplimentieren muß. Jedenfalls ist inzwischen soviel erreicht worden, daß die Tiere, nicht anders als Haustiere, auf ihren Namen hören, aufs Wort gehorchen und, solange man sie nicht braucht, auf einem bestimmten Platz sitzen bleiben. Bei der Arbeit, die einzelnen Phasen der lebendigen Pyramide auszubauen, oder bei dem Versuch, den Tiger auf die rollende Tonne zu bringen, fängt alles wieder von vorn an, und jeder Schritt muß hundertfach wiederholt werden, obgleich die Intelligenz und das Erinnerungsvermögen der Tiere stark mithilft. Je geduldiger und gütiger der Dompteur ist, desto mehr Vertrauen werden die Tiere zu ihm fassen, ist seine Güte aber nicht mit Strenge gepaart, die sich Gehorsam zu erzwingen weiß, dann wird der Vorführung die Sicherheit mangeln. Die Furcht der Zöglinge vor ihrem Lehrer darf nicht ausgeschaltet werden, in jedem Augenblicke müssen sich die Tiere der Tatsache dunkel bewußt sein, daß eine Auflehnung gegen den Willen des Gebieters unmöglich ist. Wenn man sich nun die vielen Bewegungen vergegenwärtigt, welche die zahlreichen Tiere einer großen Gruppe ausführen müssen, und daß jeder Schritt

mit Güte und Langmut und durch endlose Wiederholungen einstudiert werden mußte, dann erhält man vielleicht eine Ahnung von der engelhaften Geduld, die ein moderner Dompteur besitzen muß. Kaum ist es nötig, hinzuzufügen, daß diese Geduld nur bei solchen Menschen zu finden ist, die ihre Tiere lieben. Wie zahm aber auch die Tiere während der Schulung geworden sind und wie gut sie sich untereinander auch vertragen, immer bleiben es von Natur wilde Tiere, deren Charakter bis zu einem gewissen Grade unberechenbar ist, und von denen viele bei zunehmendem Alter doch gefährlich werden. Ein guter Dompteur muß die Veränderungen, die mit seinen Tieren vorgehen, rechtzeitig bemerken, wenn er nicht zu Schaden kommen will.

Bei genauer Beobachtung weniger Kardinalpunkte und persönlichem Mut, der in allen Zweigen unseres Geschäfts immer stillschweigend vorausgesetzt werden muß, ist die Gefahr für den Dressieur heute so gut wie beseitigt. Ja, es werden sogar in aller Freundschaft Effektsstücke mit wilden Tieren eingeübt, die schon wieder ein wenig an die Zeiten der wilden Dressur erinnern. Wer hat noch nicht beobachtet, wie zuweilen bei der Vorführung dressierter Raubtiere im Zirkus oder in der Arena irgendein scheinbar wütiger Löwe oder grimmiger Tiger brüllend und fauchend mit seiner Pranke nach dem Bändiger schlägt. Manches zarte Gemüt ist bei diesem Anblick erschrocken zusammengefahren und hat die entsetzliche Katastrophe schon vor Augen gesehen. Aber mit Unrecht. Das ist alles nur „Show“ und Dressur und durchaus nicht gefährlich, solange der Dressieur nicht die Ruhe verliert.

Wie sicher man bei einer geschickten und vorsichtigen Behandlung der Tiere arbeiten kann, das zeigt am besten meine eigene Praxis. Viele dressierte Tiere und insbesondere viele große Dressurgruppen sind aus meiner Schule in die Welt gegangen, und eigentlich sind in den Vorstellungen, die nach Hunderten oder Tausenden zählen, nur zweimal Unfälle vorgekommen, von diesen zwei muß ich noch einen abrechnen, da er einem Manne aus dem Publikum begegnete, der sich ohne mein Vorwissen und gegen das strenge Verbot in den Rauberkäfig begeben hatte. Ich habe einmal von einem Engländer ge-

hört, der jahrelang nur zu dem einzigen Zwecke einem Zirkus nachreiste, um den Moment zu erleben, wenn ein gewisser Löwenbändiger von einem seiner Löwen zerrissen würde. Dieser Typus ist nicht so selten, er kommt in den verschiedensten Variationen vor. Jedenfalls gehört in diese Klasse auch der junge Engländer, der während der Weltausstellung in Chicago im Jahre 1893 das brennende Verlangen fühlte, einer Raubtiergruppe im Käfig einen Besuch abzustatten. Da ihm das auf geradem Wege nicht gelang, griff er zur List. Während der Mittagspause machte er es möglich, den Käfig unbemerkt zu öffnen und hineinzuschlüpfen. Der Besuch bekam dem Uermsten schlecht. Kaum hatte er den Käfig betreten, als er sich in den Klauen eines Löwen sah. Es gab ein großes Geschrei, das glücklicherweise den Dompteur der Gruppe blitzschnell herbeirief und dieser Umstand rettete den Verunglückten, denn dem Dompteur gelang es, den Löwen von seiner Beute abzubringen. Der junge Engländer mußte seinen Besuch im Raubtierkäfig mit einem dreimonatigen Krankenlager im Hospital bezahlen. Dann aber wurde er gänzlich geheilt entlassen und fühlt sich vielleicht noch heute als Held. Die Lust an solchen Besuchen wird ihm aber, glaube ich, vergangen sein.

Einen Unfall, der mehr auf unser eigenes Konto kommt, erlitt mein Schwager Heinrich Mehrmann, der bekanntlich einer der ersten und auch der tüchtigsten derer war, welche die zahme Dressur ausführten. Mehrmann führte während der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1896 eine gemischte, größere Gruppe von Raubtieren vor. In dieser Gruppe befand sich ein schwarzer Bär, der mir bereits als ein etwas unsicherer Kantonist aufgefallen war. Ich war der Meinung und teilte dies auch Mehrmann mit, daß der Bär aus der Gruppe entfernt werden müsse. Sei es nun, daß Mehrmann die Entfernung als unbequem noch etwas hinauschoß, oder sei es, daß er meiner Wahrnehmung keinen genügenden Grund beilegte, genug, nach sechs Tagen hatten wir die Bescherung. Der Bär attackierte seinen Herrn und brachte ihm ein paar Wunden bei, an denen er vier Wochen im Hospital daniederlag. Das ist aber auch alles, was an Unfällen in dem unmittelbaren Betrieb unseres Etablisse-

ments bei Dressurvorfürungen vorgekommen ist, und manchen Leser, der sich die Sache viel schrecklicher vorgestellt hat, wird dies Bekenntnis Wunder nehmen. Ich kann mir aber auch ohne Unbescheidenheit das Zeugnis ausstellen, daß ich mit der Zusammenstellung meiner Tiergruppen sehr vorsichtig bin. Das Verhältnis des Materials zur schließlichen Auslese ist immer noch annähernd dasselbe, wie damals, als ich meine erste Löwengruppe schuf, mit welcher der Dompteur Deierling arbeitete. So habe ich vor einigen Jahren aus einem Material von sechzig Tieren achtzehn ausgewählt und zu einer Gruppe vereinigt, mit welcher noch jetzt Herr Richard S a w a d e arbeitet. Zur guten Gruppe kommt hier der gute Dresseur. Sawade ist einer der sichersten Arbeiter, die ich bisher gesehen habe; ein Tierbändiger, wie er sein soll, kühn und energisch und ein Meister in der vernünftigen Behandlung seiner Tiere.

Als einer der ersten unter den Dresseuren wilder Tiere, die nach modernem System arbeiten, ist auch mein Bruder Wilhelm H a g e n b e c k zu bezeichnen. Durch seine außergewöhnliche Ruhe und durch seinen langjährigen Umgang mit solchen Tieren, welche für Dressurzwecke in Betracht kommen, hat er es in der Behandlung und Schulung wilder Bestien zur Meisterschaft gebracht. Die Tiergruppen, welche jetzt für seine Rechnung vorgeführt werden, hat er zum größten Teil selbst, in letzter Zeit mit Hilfe seines Sohnes Willy, zusammengestellt und abgerichtet.

Vor vielen Jahren brachte Wilhelm eine große Neuigkeit in die Oeffentlichkeit, ein prächtiges Manege-Schaustück, nämlich einen jungen Löwen, welcher auf einem Pferde ritt und dabei den Brückensprung und verschiedene andere Kunststücke ausführte. Zuerst wurde diese Neuigkeit im Hippodrom zu Paris gezeigt, wo sie viele Monate ein volles Haus und guten Verdienst brachte. Auch die Dressurvorführung, mit welcher der Tierbändiger S e e t h seiner Zeit einen so großen Effekt erzielte, ist aus den Händen Wilhelms hervorgegangen. Seeth bringt für seinen Beruf nicht nur die nötige Ruhe und das Geschick, sondern auch eine famose Figur mit. Er ist bei allen seinen Vorfürungen ziemlich gut weggekommen, nur einmal hätte die Sache leicht schief gehen können. Es ist jetzt schon eine Reihe

von Jahren her, als Wilhelm und Seeth, welche die damals vorgeführte Gruppe in Kompagnie besaßen, vom Pariser Hippodrom den Antrag erhielten, ihre Löwen in einer großen römischen Pantomime mitwirken zu lassen. Als mein Bruder mir hiervon sprach, hatte ich allerlei Bedenken. Ich meinte, daß es seine Schwierigkeiten haben würde, die Tiere, die es gewohnt seien, in einem kleinen Raum zu arbeiten, in der großen Arena des Pariser Hippodroms unter sicherer Kontrolle zu halten. Wilhelm Hagenbeck und Seeth waren der Ansicht, daß man bei der ausgesprochenen Gutmütigkeit der Tiere in dieser Beziehung nichts zu befürchten habe. Leider behielt ich Recht. Während der ersten Probe wurden einige Löwen in der großen, ihnen ungewohnten Arena ängstlich und verkrochen sich unter einem Raum, welcher hart am Hippodrom lag. Da die Tiere ihr Versteck nicht gutwillig verlassen wollten, versuchte Seeth es, sie durch Gewalt her auszutreiben und wagte sich zu diesem Zweck in den engen Raum, der keine Verteidigung gestattete. Einer der Löwen, nun gänzlich irritiert, sprang auf Seeth los und verwundete ihn so schwer, daß er lange Zeit das Krankenlager hüten mußte. Als die Wunden geheilt waren, wurde die Vorstellung doch durchgesetzt, aber man benutzte einen kleineren Käfig, ähnlich denjenigen, wie man sie jetzt im Zirkus aufbaut.

Wilhelm Hagenbeck ist es auch, der die großen Gruppen dressierter Eisbären zuerst im Zirkus eingeführt hat. Er hat in dieser Beziehung wirklich Bedeutendes geleistet. Durch ihn hat es sich herausgestellt, daß die Eisbären, welche früher als unzähmbar verschrien waren, sich schließlich durch geduldige und gute Behandlung als recht gelehrige Kerle erwiesen. Nur wenn die Brunstzeit herankommt, werden die Tiere bis zu einem gewissen Grade untraktabel, sie sind dann ungemein unruhig und unberechenbar, und es bedarf großer Vorsicht und der ganzen Energie des Bändigers, die Tiere unter Kommando zu behalten.

Auch alle übrigen Bärenarten, sowohl die russischen, als auch die amerikanischen und die indischen Arten, sind recht gut für die Dressur zu verwenden, jedoch nur in ihren ersten Lebensjahren. Sobald sie ein Alter von drei oder vier Jahren erreicht haben,

werden diese Tiere launenhaft und gefährlich. Man kann sagen, daß die meisten Unglücksfälle, bei denen Menschen verwundet oder zerrissen wurden, durch Bären herbeigeführt wurden. Ein ganz drolliger Kerl in der großen Bärenstube ist der indische Kragenbär, der in Dressurgruppen stets durch seine komischen Bewegungen auffällt.

Ehrlicherweise möchte ich erwähnen, daß ich selbst als eigentlicher Dressleur weder sehr in Betracht komme, noch auch irgendwie, abgesehen von meinem Chicagoer Debut, öffentlich hervorgetreten bin. Dagegen sind viele Dressleure, die ihren Beruf mit Glück und Geschick ausüben, aus meiner Schule hervorgegangen, sie haben von der Pike auf bei mir gedient und von mir ihren Unterricht empfangen, wie man die Tiere, ihrer Natur entsprechend, behandelt. Die meisten Gruppen, die ich zusammengestellt habe und die unter meiner Leitung dressiert wurden, habe ich aber dennoch unmittelbar kennen gelernt. Fast immer ging ich selbst mit in den Käfig und gewann Fühlung mit den Tieren.

Mir fällt da eine kleine Episode ein, über die ich noch heute in der Erinnerung lächeln muß. In meinem Lokal am Neuen Pferdemarkt erhielt ich an einem schönen Sonntagnachmittag eine Gesellschaft von Offizieren mit ihren Damen zum Besuch, die ich durch den ganzen Tierpark führte. So kamen wir auch an die Manege, die gerade eine Gruppe von zwölf jungen Löwen enthielt. Die Tiere waren für die Chicagoer Weltausstellung bestimmt, aber noch ungeschult. Als ich mich dem Käfig genähert hatte, kamen die Löwen an das Gitter, wie es ihre Gewohnheit war, um sich von mir lieblos zu lassen. Da meinte einer der Offiziere: „Na, na, mit dem Gitter zwischen Ihnen und den Tieren ist die Geschichte ja nicht weiter gefährlich, aber hineingehen würden Sie doch wohl nicht!“ Lächelnd erwiderte ich: „Dabei wäre auch weiter nichts. Die Tiere sind für eine neue, zahme Dressur bestimmt, sie kennen mich und würden mir gewiß nichts tun.“ Rings umher ungläubige Gesichter, irgendein ungläubiger Thomas in Uniform sagte so etwas wie: „Reden und riskieren ist zweierlei.“ Das war eine direkte Herausforderung, auf die ich nur noch antwortete: „Hätte ich nicht gefürchtet, daß der neue

Anzug, den ich gerade auf dem Leibe habe, bei der Geschichte flöten geht, dann wäre ich schon längst im Käfig. Passen Sie mal auf."

Bei den letzten Worten war ich schon an der Käfigtür, öffnete sie, trat ein und riegelte hinter mir ab. Während draußen vor dem Gitter die Gesichter auf einmal lang wurden, umringten mich meine zwölf Löwen wie ebenso viele Hunde. Ich hatte Mühe, mir ihre plumpen Zärtlichkeiten fernzuhalten, bald hatte ich die Gesellschaft unter Kommando und führte nun mit leeren Händen, wie ich war, einige Tricks mit ihnen aus, Anfangsachen, die den Tieren bereits beigebracht waren. Wie ich es vorausgesehen hatte, bekam meinem Anzug dieser Löwenbesuch sehr schlecht, denn da die Tiere gerade in der Haarung begriffen waren, sah ich selbst bald aus wie ein Löwe. Als ich wieder im Garten anlangte, wurde ich, wie dies so häufig geschieht, mit hundert Fragen über die Tierdressur bombardiert.

Mein Debut als Tierbändiger gab ich Mitte der siebziger Jahre, aber nicht etwa öffentlich. Damals verkaufte ich an den Ueher Delmonico, der in England als Tierbändiger einen bedeutenden Ruf hatte, drei junge Löwen und drei junge Königstiger, welche Delmonico während eines Vierteljahres in einem eigens gebauten Wagenkäfig bei mir dressierte. Delmonico glaubte, daß niemand außer ihm es wagen würde, den Käfig zu betreten. Als er mich aber am letzten Tage vor seiner Abreise mit der Frage neckte, ob ich nicht noch von meinen Freunden Abschied nehmen wolle, machte er die Rechnung ohne den Wirt. Obgleich ich bei weitem noch nicht die Erfahrung besaß, die mir heute zur Seite steht, so wußte ich doch schon ganz genau, wie weit ich den Tieren trauen konnte. Ohne weiteres ließ ich den Sicherheitskäfig vorhängen, begab mich zu den Tieren Delmonicos, befahl, daß man mir von draußen die Requisiten zureiche, genau in der Art wie auch Delmonico sich die Geräte hatte geben lassen, und machte dem verblüfften Tierbändiger nun die ganze Dressur vor, die er selbst mit seinen Tieren einstudiert hatte.

Ganz ausgeschlossen ist es ja nicht, daß ein solches Wagnis auch bei der größten Vorsicht und Kaltblütigkeit einmal schief geht. Auch davon habe ich dann und wann ein Proößchen erlebt — wie man sieht, bin ich aber immer, wenn auch nicht mit heiler Haut, so

doch mit dem Leben davongekommen. Etwa um die Zeit der erzählten Delmonico-Episode hatte ich eine Anzahl junger Bären, Hyänen und Löwen einem französischen Tierbändiger angeboten, die dieser unter der Bedingung akzeptierte, daß die Tiere einander gewöhnt würden. Da das Geschäft im allgemeinen gerade etwas flau war und ich die Tiere sehr gern los sein wollte, machte ich mich gleich selbst an die Arbeit. Zunächst wurden die Tiere in Käfigen untergebracht, die einander benachbart und nicht durch Holzwände, sondern durch Gitter getrennt waren. Die Tiere konnten sich also immer sehen, ohne zueinander gelangen zu können. Nach geraumer Zeit brachte ich die Bären und Hyänen zusammen, die sich nach etwas Gebrumm von der einen und etwas Geheul von der anderen Seite ganz gut miteinander befreundeten. Als ich nun glaubte, daß es an der Zeit sei, auch die Löwen zuzulassen, ging ich eines Morgens in den Käfig der Bären und Hyänen und ließ durch einen Wärter die Gitterwand fortnehmen, welche die Löwen abschloß. Die Tiere schienen, wie immer, ziemlich ruhig zu sein, aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Noch heute weiß ich nicht, ob das, was nun folgte, nicht auf einem „Mißverständnis“ beruht hat. Die Bären liefen den Löwen entgegen, vielleicht in der Absicht, einen Streit zu provozieren, vielleicht aber auch nur zur Begrüßung oder um zu spielen, jedenfalls gingen die Peße auf die Löwen los, die Löwen verstanden aber keinen Spaß und im Nu waren die sämtlichen Tiere, Löwen, Bären und Hyänen, unter Gebrüll, Geheul und Gefauche, ein einziger wüster Knäuel. Die Situation, in der ich mich befand, war keineswegs angenehm, sie war lebensgefährlich. Geriet ich unter die sinnlos kämpfenden Bestien, so konnte man zehn gegen eins wetten, daß ich schwere Verwundungen davontragen würde. Rasch drückte ich mich in die äußerste Ecke des Käfigs und rief dem Wärter zu, schleunigst das Zwischengitter vorzuschieben und mich von den Tieren abzusperren. Glücklicherweise gelang das Manöver sofort und von außen brachten wir nun die ungemütlichen Brüder auseinander und dirigierten sie wieder einstweilen in getrennte Käfige.

Die erste Gruppe verschiedener Tiere stellte ich in den siebziger Jahren zusammen, sie bestand aus zwei gestreiften Hyänen, zwei

Hunden, zwei braunen Bären und einem jungen Lippenbären. Schon in ganz jugendlichem Alter wurden diese sieben Tiere zusammengetan, sie kannten das Leben gar nicht anders, als in Gemeinschaft miteinander, und bei der Zusammengewöhnung in zartestem Alter kann man ja auch Tiere befreunden, die durch ihre Natur miteinander verfeindet zu sein scheinen. Diese Gruppe ging später in den Besitz einer Frau Steiner über, die nach einer sechsmonatigen Dressur, die sie selbst vornahm, mit den Tieren auf Reisen ging. Als Dompteuse nannte sich Frau Steiner mit ihrem nom de guerre „Miß Cora“, und unter diesem Namen hatte sie großen Erfolg. Sie reiste hauptsächlich in Spanien und Frankreich, in Paris habe ich sie selbst verschiedentlich zu bewundern Gelegenheit gehabt. Miß Cora war eine große und schöne, stattliche Erscheinung, die ihren Eindruck nicht verfehlte, aber sie war auch eine der besten Arbeiterinnen, die ich gesehen habe, und dies will um so mehr sagen, da sie ihre Tiere in einem verhältnismäßig kleinen Raum vorführte.

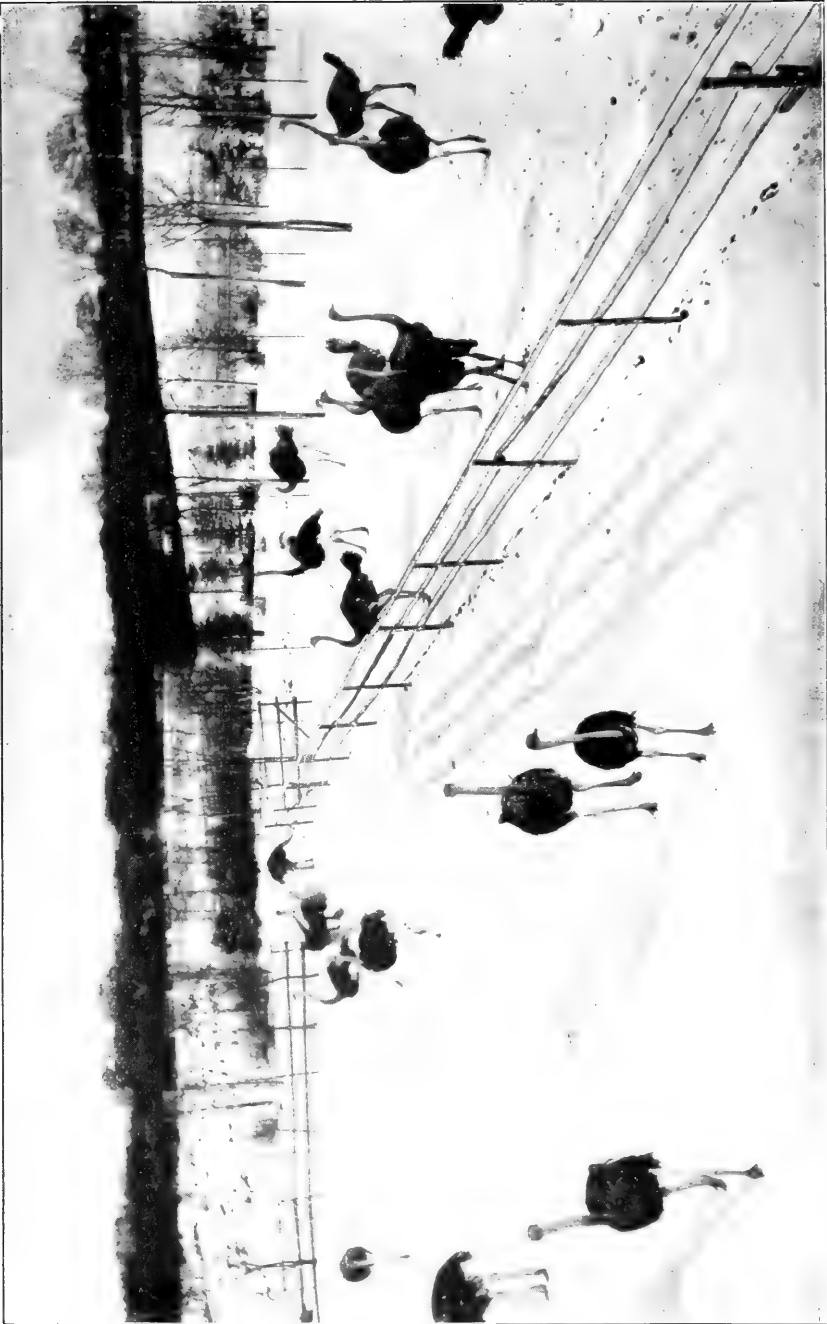
Von jeher hat es unter den Damen, die sich dem Beruf der Tierdressur widmeten, vorzügliche und kaltblütige Arbeiterinnen gegeben. Die erste mir bekannte Dompteuse war die schon einmal erwähnte Schwedin Cäcilie, welche in Diensten des alten Kreuzberg stand. Teils arbeitete sie mit Kreuzberg zusammen, teils auch allein. Die Gruppe bestand aus Löwen, Tigern und Bären, und es gehörte Beobachtungsgabe, Geschick und Kaltblütigkeit dazu, mit den Mitteln der damaligen Zeit sicher zu arbeiten. Unter den Tierbändigerinnen der heutigen Zeit ragt als eine Meisterin Claire Hélot hervor, die mit ihrer Löwengruppe ja auch sehr bekannt geworden ist. Sie versteht es nicht nur, geschickt zu arbeiten, sondern auch ihre Arbeit vor dem Publikum effektiv in Szene zu setzen.

Auf einem ganz anderen Blatte steht und zu hoch interessanten Experimenten führt Zusammenstellung von Raubtieren mit Haustieren, Gegensätze, die einander in der Natur ausschließen. Der Löwe, der in der Wildnis den Stier als seine Nahrung betrachtet, muß sein Wesen gänzlich verleugnen, wenn er diesem Tier, das alle seine wilden Instinkte aufregt, freundlich und friedlich begegnen soll. Die friedliche Siege, die sich von milden Kräutern nährt, soll furchtlos dem blut-

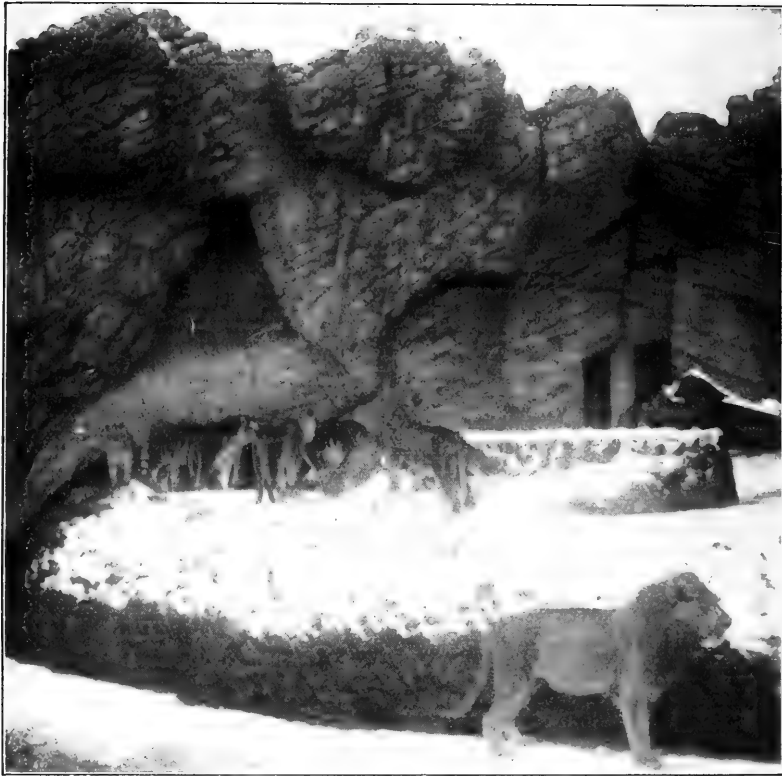
gierigen Tiger entgegentreten, während alles in ihr sich gegen diese Begegnung sträubt und selbst die Ausdünstung des Raubtiers sie abschreckt. Der wilde Panther und das fromme Schaf sollen Spielgefährten werden, der eine soll seine Gier, der andere seine Furcht vergessen. Und doch hat die zahme Dressur auch diesen Triumph davongetragen. Es ist möglich und geschieht ja auch schon, Raubtiere und domestizierte Tiere aneinander zu gewöhnen. Meinen ersten derartigen Versuch machte ich im Sommer 1891. Es war bereits gelungen, zwei Tiger, drei Löwen, zwei schwarze Panther, zwei Leoparden, drei Angoraziegen, zwei schwarzköpfige Somalischafe, ein indisches Zwergzebu, ein Shetlandpony und zwei Seidenpudel aneinander zu gewöhnen, selbstverständlich lauter junge Tiere, teilweise erst im Alter von sechs bis acht Monaten. Die Gruppe war fast fertig, der größte Teil der Raubtiere bereits dressiert, als die Arbeit von einem Unglück fast ganz zunichte gemacht wurde. Die meisten Raubtiere gingen an Brechdurchfall und Krämpfen zugrunde, und was ich schließlich an Ueberbleibseln noch in der Weltausstellung zu Chicago vorführen konnte, eignete sich nicht mehr für große Effektstücke.

Diese Experimente habe ich aber nicht aus den Augen gelassen, ich bin überzeugt, daß sich bei richtiger Behandlung die heterogensten Elemente aus der Tierwelt vereinigen lassen. Ich will hier nicht aus der Schule schwagen, doch hoffe ich, ehe viel Zeit ins Land gegangen ist, dem Publikum in dieser Art der Tierzähmung etwas vorführen zu können, was alle bisherigen Dressuren weit in den Schatten stellen soll.

Kaum gibt es ein Tier, das menschliche Intelligenz und Geduld nicht bis zu einem gewissen Grade zu zähmen vermöchte. Hat man doch selbst Alligatoren vorgeführt, zu denen ein Mann hinabsteigt, um sie zu füttern. Ganz großartig haben sich verschiedene Kobbenarten in der Dressur bewährt. Man sollte meinen, diese Tiere besäßen einen besonders ausgeprägten Sinn für die Kunst des Jonglierens, jedenfalls nehmen sie es darin mit jedem menschlichen Jongleur auf. Wer hat nicht schon im Zirkus Kobben bewundert, die verblüffend gewandt allerlei Gegenstände auf der Schnauze balancieren und mit geradezu mathematischer Sicherheit Bälle emporschnelles



Strauße im Schnee.



Löwen im Schnee.

Aklimatisation.



Dorkasgazellen bei 67° N.
im Schnee.



Sibirischer Rehbock.

und wieder auffangen. Schon vor fünfundzwanzig Jahren leistete in der Kunst, Robben abzurichten, der Amerikaner Woodward wirklich Großartiges. Mancher Hamburger wird sich noch darauf besinnen können, wie dieser Amerikaner seine ersten dressierten Seehunde in der damaligen Möllerschen Handelsmenagerie am Spielbudenplatz auf St. Pauli ausstellte.

Wie sich zwischen den Tieren einer dressierten Gruppe Freundschaften zu ihrem Dressieur entwickeln, so entstehen dabei auch andererseits solche der Tiere untereinander, und der Dressieur tut gut, wenn er jene Tiere, die eine gegenseitige Zuneigung zeigen, möglichst zusammen arbeiten läßt. Solange solche Freundschaften Tiere verwandter Art umfassen, sind sie für niemanden überraschend. So entsinne ich mich z. B. eines Kronenkranichs und eines Straußes aus Westafrika, die schon im Gehege, nicht etwa während versuchter Dressur, unzertrennliche Freunde geworden waren; dann ein andermal wieder eines Kranichs und einer Gans. Etwas auffallender und interessanter war schon die Freundschaft, die ein Elefant mit einem Pony geschlossen hatte. Die Gesellschaft dieses Ponys war ein direktes Lebensbedürfnis für den großen Viehhäuter geworden; er verfiel in Melancholie und verweigerte die Nahrungsaufnahme, wenn er von seinem kleinen zierlichen Gefährten getrennt wurde. Die erste gemischte Raubtiergruppe, die noch mein Vater zusammenstellte, bestand aus einem großen Bengaltiger, einem indischen bunten Panther und einem Foxterrier. Diese drei Tiere waren durch innige Freundschaft verbunden, der Terrier fraß an demselben Knochen, wie der Tiger, und dieser dachte nie daran, seinem kleinen Kameraden ein Leid anzutun. Sehr viel erstaunlicher ist es nun, wenn man Tiere miteinander „arbeiten“ sieht, die von Natur zu den grimmigsten Gegnern bestimmt sind. Bei Haustieren läßt sich die Unterdrückung dieser angeborenen Feindschaft leichter begreifen. So wird es wohl niemanden geben, der nicht schon im Zirkus oder im Varietés Hunde und Katzen zu gemeinsamen Vorführungen vereinigt gesehen hätte. Viel eindrucksvoller wirkt es aber, wenn man in modernen, großen, gemischten Tiergruppen Tiger und Löwen mit Pferden und Ziegen friedlich zusammen arbeiten sieht. Solche Leistungen gehören denn auch zu den höheren Stufen der zahmen

Dressur. Aber auch hier erreichte ich meine Erfolge durch dieselben einfachen, liebevoll auf den Charakter der Tiere eingehenden Mittel, und durch Anwendung des maßgebenden Einflusses, nämlich der Gewöhnung. Zunächst werden beispielsweise das Pferd und der Löwe, die gemeinsam auftreten sollen, derart befestigt, daß sie einander nicht erreichen können, sich aber sehen. So gewöhnen sie sich an den gegenseitigen Anblick und Geruch; sie gewöhnen sich ferner daran, in der gegenseitigen Gegenwart zu fressen und zu schlafen, mit einem Wort, die ungewohnte Nachbarschaft als etwas Selbstverständliches hinzunehmen und gar nicht mehr zu bemerken. Zu diesem Verfahren wähle ich stets junge Tiere aus. Hat man sie so weit, daß das Raubtier keine Mordlust, der Pflanzenfresser keine Furcht mehr empfindet, so werden sie in Gegenwart des Wärters losgelassen, und in der dazu bestimmten eingegitterten Bahn zusammengeführt. Alsdann tritt daselbe Prinzip der Abrichtung in Kraft; das Raubtier sowohl wie der Pflanzenfresser werden durch Lockmittel zur Ausführung der von ihnen gewollten Arbeit angehalten.

Vor wenigen Jahren stellte sich ein Mann bei mir vor und fragte, ob ich ihn nicht als Seehundsdresser anstellen könne. Noch waren mir die schönen Dressuren Woodwards lebhaft in der Erinnerung, außerdem besaß ich damals gerade fünf junge schöne Seehunde, und so engagierte ich denn den Mann gegen ein Gehalt von wöchentlich fünf und zwanzig Mark und das Versprechen, daß er nach gut gelungener Abrichtung der Tiere für jedes Exemplar weitere hundert Mark als Extragratisifikation erhalten solle. Mein Mann verstand seine Sache. Nach vier Monaten hatten sich die Seehunde in Artisten verwandelt, sie schlugen das Tamburin, zupften die Gitarre, schossen Pistolen ab, apportierten Gegenstände, die ins Wasser geworfen wurden usw. Der Dresser erhielt seine fünfhundert Mark, die fünf Seehunde aber wurden an Barnum verkauft, und zwar für die stattliche Summe von 2500 Dollar. Das war das beste Seehundsgeschäft, welches seit Bestehen der Firma gemacht worden war.

Noch klüger und gewandter als Seehunde sind aber die kalifornischen Seelöwen. Diese Art ist es auch, von der man im Zirkus die großartigsten Tricks ausführen sieht. Die Seelöwen sind die

muntersten unter allen Robben, auch gewöhnen sie sich sehr gut an unser Klima. In verschiedenen Zoologischen Gärten, in Köln, Paris, Amsterdam und Antwerpen, haben sie sich fortgepflanzt. Es gewährt ein reizendes Bild, die jungen Tiere mit ihren Müttern im Bassin spielen und sich umhertummeln zu sehen. Der Amerikaner Woodward war auch hier der erste, der es mit der Dressur dieser Tiere versuchte, später fand er aber Konkurrenz durch zwei junge Engländer, Willy und Charlie Judge, welche einige Jahre in meinem Tiergarten tätig waren. Durch die Dressuren dieser beiden Brüder ist die Intelligenz der Seelöwen erst ins richtige Licht gesetzt worden.

Den ersten großen Seelöwen erhielt ich im Jahre 1880 von meinem alten Freund Barnum in Tausch, es war der überhaupt größte Seelöwe, den ich je gesehen habe. Das Tier war über sechs Zentner schwer. Schon als es ankam, war es ganz zahm und befreundete sich bald derart mit meinem Vater, daß es hinter ihm herlief wie ein Hund. Meinem Vater bereitete es großes Vergnügen, sich mit diesem Seelöwen zu beschäftigen, er vertraute ihn auch keinem Wärter an und besorgte die Fütterung selbst. Schließlich kam es aber doch zu einem Eklat. Es war an einem Sonntag. Gerade umstanden einige Hundert Besucher das Gehege des Seelöwen und beobachteten die Fütterung. Mein Vater warf dem Tiere die Fische, die er einem Korbe entnahm, in weitem Bogen zu. Als er den Korb zur Hälfte entleert hatte, drehte er sich um und schickte sich an, das Gehege zu verlassen. Während er aber ahnungslos dem Ausgang zuschritt, bereitete sich hinter ihm etwas Entsetzliches vor. Der Seelöwe rutschte blitzschnell hinter meinem Vater her, packte ihn im Rücken und riß ihm mit einem Ruck Rock, Hose und Hemd von einer Stelle seines Körpers weg, die man nicht öffentlich zu zeigen pflegt. Im nächsten Augenblick biß sich der Seelöwe an dem Korbe fest, entriß diesen der Hand meines Vaters und begann nun in aller Gemütsruhe den Rest der Fische zu verzehren, während mein Vater schleunigst in eine Eckbude retirierte, wo ihm anständigerweise nichts weiter übrig blieb, als seinen Rücken der Wand zuzufehren. Ich kam ihm bald mit einem anderen Anzug zu Hilfe, und nachdem er sich in seiner Bude umgekleidet hatte, erschien er zum Gaudium des Publikums wieder auf

der Bildfläche. Der Angriff des Seelöwen war durchaus nicht auf eine bösertige Neigung zurückzuführen, sondern hatte seinen Grund in einem Fehler, den mein Vater gemacht hatte. Es war verkehrt, mehr Fische mit ins Gehege zu nehmen, als für den Seelöwen bestimmt waren. Das Tier wollte nichts als die Fische, die es im Korbe bemerkt hatte. Ein weiterer Angriff ist denn auch nicht vorgekommen, es wurden aber auch in Zukunft nie mehr Fische mitgenommen, als versüttert werden sollten. Ob es sich nun aber um Löwen oder Elefanten, um Robben oder Tiger handelt, alle Kunst wäre an der Dressur verloren ohne den mitschaffenden Verstand der Tiere.

VII.

Von Zucht und Akklimatisation.

Wer hätte es vor wenigen Jahren geglaubt, daß es möglich sei, Strauße im Winter bei jeder Temperatur ins Freie zu lassen? Aber in Stellingen kann man jetzt allwinterlich nicht nur Strauße, sondern Löwen, Tiger, Antilopen und andere tropische Tiere sich im Freien tummeln und Schneebäder nehmen sehen, denn zu allen Jahreszeiten ist es in das Belieben der Tiere gestellt, sich in einem Schutzraum aufzuhalten oder ins Freie zu gehen. Sicherlich besitzt kein Mensch ein so feines Empfinden für Witterungseinflüsse wie die Tiere, die der großen, freien Natur entstammen, und bald wird man es nicht mehr begreifen können, daß man diese Wildlinge, nachdem sie in die Hand des Menschen gefallen, durch Einschließung, kostspielige Wärmehäuser und dergleichen zu bevormunden suchte.

Als ich dann in der Mitte der sechziger Jahre meine erste Reise nach England machte, sah ich in einer Menagerie, dessen Eigentümer Day hieß, einen großen Schimpanse mitten im Winter im Freien sich umhertummeln. Das Tier wälzte sich im Schnee auf dem Dache der Leinwandbude. War es ihm schließlich zu kalt geworden, dann zog es sich in die Bude zurück und suchte einen Platz in der Nähe des Ofens. Der Schimpanse handelte nicht anders als ein Mensch, der die Wärme sucht, nachdem er sich freiwillig und mit Eust ordentlich hat durchfrieren lassen, und zwar in dem Gefühle, daß dies seiner Gesundheit zuträglich sei. Diese kleine Episode gab mir zu denken.

Später beobachtete ich bei Professor Landois in Münster (Westfalen), wie die Insassen des Affenhauses auch im Winter ins Freie hinausgelassen wurden. Die Außerkäfige waren mit den Innen-

käftigen durch Klappen verbunden, welche die Tiere selbst aufhoben, um nach Belieben den Raum zu wechseln. Im innern Raum herrschte stets eine Temperatur von zehn bis fünfzehn Grad Reaumur Wärme, die Tiere scheuten sich aber nicht, das Freie aufzusuchen, wenn draußen, wie es einmal vorgekommen ist, zwanzig Grad Kälte herrschte.

Zum Nachdenken über die Frage, ob die Tiere wärmerer Länder zu ihrem Vorteil auch unserer winterlichen Temperatur ausgesetzt werden dürften, bin ich von Anfang meiner Laufbahn an angeregt worden. Der Gedanke war schon lange in mir geformt, zum Entschluß aber, zur Ausführung, verhalf mir wieder die liebevolle Beobachtung meiner Tiere und der Zufall, der aufmerksam beachtet, ja in jedem Menschenleben einen gesetzmäßigen Faktor und Mitarbeiter bildet. Es war noch in den Anfängen meines Instituts am Neuen Pferdemarkt, als ich eines Tages im September einen Saruskranich aus Indien bekam, diesen schönen, großen, blaugrau gefiederten Vogel, mit seinen lebhaft gefärbten, roten Backen. Das Tier war im offenen Gehege, am sogenannten Seehundsteich, untergebracht, und blieb auch dort bis zum Anfang des Winters. Eines Tages mußte ich, wie so oft in meinem Leben, unvorbereitet verreisen. Als ich nach etwa einer Woche zurückkehrte, hatte der Winter begonnen. Es war aber schon spät in der Nacht, ich, müde von der Reise, sehnte mich nach dem Bett, und versäumte es einmal, meiner sonstigen Gewohnheit zuwider, die abendliche Revision unter meinem Tierbestande zu halten. Morgens früh weckte mich der unverkennbare charakteristische Schrei meines Kranichs. Ich fuhr aus dem Bett und sah durch die mit Eisblumen bedeckten Fenster zu meinem Schreck in einen kalten Wintermorgen hinaus. Das Thermometer am Fenster zeigte sechs Grad Reaumur unter Null. Mein armer Kranich, dachte ich, er wird zu einem Eisklumpen erstarrt und mit abgefrorenen Beinen auf dem harten Boden liegen. Ich stürzte notdürftig bekleidet hinaus, und man denke sich meine freudige Verwunderung, mein Erstaunen über den Pfiffikus von Kranich, der mich wegen meiner Sorge und meines Mitleids gewissermaßen auszulachen schien. Froh herum-springend und tanzend, seine lauten Kriegsrufe in die klare Winterluft schmetternd, und mit den Flügeln flatternd, begrüßte er mich.

Siehe da, dachte ich mir, mein lieber Kranich, wenn dir's bei sechs Grad Kälte so gut geht, wollen wir nicht so törichtes Mitleid haben, dich wegen unseres Winters deiner schönen Freiheit zu berauben und dir nicht die stärkende Kur frischer Winterluft entziehen. Ich richtete ihm in seinem Gehege eine windgeschützte, aber nach der Südseite offene Ecke zum Lager ein, die mit Stroh beschüttet wurde. Der Winter blieb andauernd kalt und streng, meinem Kranich fiel es aber nicht einmal ein, die Windschutzcke zum Quartier zu nehmen. Ob Wind und Sturm, ob Schnee, Regen oder Hagel, mein Kranich blieb draußen und gedieh dabei ganz prachtvoll. Diesem Kranich verdanke ich den ersten Anstoß zu meinem jetzt systematisch ausgebauten System der Freiluft, des Pleinairlebens meiner Tiere.

Nach diesen Beobachtungen begann ich meine eigenen *Aklimatisationsversuche*, die inzwischen einen großen Umfang angenommen und bei der Gründung des Tierparks in Stellingen erst ihre eigentliche Stätte gefunden haben. Die Kunst, wenn ich so sagen kann, des Aklimatisierens fremdländischer Tiere ist zwar als eine Grundbedingung des Tiergeschäfts schon vom ersten Import wilder Tiere an geübt worden, wenn auch zuerst nur tastend und ohne bestimmte Systeme. Die praktische Tierpflege mußte darauf bedacht sein, Mittel und Wege zu finden, die in eine fremde Umgebung versetzten Geschöpfe an die neuen Lebensverhältnisse, an das veränderte Klima und an das künstlich bereitete Futter zu gewöhnen. Es ist sehr schwer, sich die ungeheure Umwälzung zu veranschaulichen, die mit der Gefangensetzung und Verpflanzung wilder Tiere aus Urwald und Steppe einhergeht. Draußen schweift das Raubtier frei durch den unbegrenzten Raum und in seinem Wesen entfalten sich Mut, Verschlagenheit und Kraft, denn täglich oder nächtlich muß es die Beute aufspüren und anschleichen und sie im Kampfe überwinden. Für die Betätigung seiner hauptsächlichsten Wesenseigenheiten ist plötzlich kein Raum mehr, selbst die Bewegungsfreiheit, die es für seine Gesundheit am dringendsten bedarf, ist eingeschränkt. Der Pflanzenfresser der Steppe oder des Waldes, die Giraffe, der Elefant, die leichte Gazelle, gewohnt, in Rudeln zu leben und weite Strecken zurückzulegen, sieht sich plötzlich von der freien Natur und den Ihrigen getrennt

und zur Einzelhaft verurteilt. Alle Lebensgewohnheiten erleiden eine Störung, die Willensfreiheit wird gehemmt. Es ist klar, daß dieser Wechsel von natürlichen Verhältnissen in künstliche verweichlichend und energielähmend wirken muß, und daß sich leicht Körperschwäche, Krankheiten und Lebensunfähigkeit einstellen. Häufig macht sich bei frischgefangenen Tieren eine durch die ungewohnte Umgebung hervorgerufene seelische Depression bemerkbar, die der Gegenmittel bedarf. Hochentwickelte Tiere, wie beispielsweise die Antropomorphen, und unter diesen wieder die Gorillas, gehen ja ersichtlich zuweilen direkt an Heimweh zugrunde.

Allen diesen feindlichen Kräften hat die Akklimatisation entgegenzuarbeiten. Die Akklimatisationsfähigkeiten der einzelnen Tierarten sind grundverschieden, und in jeder Art reagieren wieder die einzelnen Individuen verschieden auf die mit ihnen gemachten Versuche, wenn sich auch allgemeine Grundzüge nicht verkennen lassen. Am leichtesten gewöhnen sich die Tiere großer kontinentaler Flächen an ein anderes Klima, da sie von vornherein durch die Differenz in der Temperatur von Tag und Nacht abgehärtet sind. Je nachdem es sich um Kontinentaltiere, Hochgebirgstiere, Bewohner der Steppen oder Meeres-tiere handelt, ist der Grad der Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse ein anderer.

Schon in den siebziger Jahren begann ich in meinem Tierpark auf dem Neuen Pferdemarkt mit Akklimatisationsversuchen an Giraffen und Elefanten. Schon damals machte ich die Erfahrung, daß niedrige Temperaturgrade den Tieren keinen Schaden zufügen. Der Winter war damals so hart, daß trotz angestregten Heizens die Temperatur im Giraffenstall eine Wärme von vier Grad Reaumur nicht überschreiten wollte. Während der Nacht ging die Temperatur auf drei Grad zurück. Die Giraffen litten aber durchaus nicht. Die Geschöpfe eines heißen Klimas entwickelten Winterhaare, die Natur paßte sich also den neuen Lebensbedingungen an, und gegen Ende des Winters waren die Haare etwa eineinhalbmahl länger geworden, als sonst Giraffenhaare zu sein pflegen.

Die Erfahrungen und Beobachtungen, die ich im Laufe der Jahre sammelte, und die Gedanken und Ideen, die sich aus ihnen

entwickelten, in die Praxis umzusetzen, blieb aber jener Zeit vorbehalten, in welcher ich an die Gründung meines Tierparadieses gehen konnte. Ja, einer der Hauptzwecke meines ganzen Stellinger Unternehmens war die Ausführung von Akklimatisationsversuchen, sowie die Schöpfung von Neueinrichtungen für Zoologische Gärten. Ich ließ mich dabei von dem Grundsatz leiten, daß vor allem das Tier in den Vordergrund treten müsse, während den zur Beherbergung und zum Schutze nötigen Aufenthaltsräumen und Gehegen nur eine Nebenrolle zuzufallen brauche. Der Hauptnachdruck wurde auf die Herstellung solcher Parkanlagen gelegt, die den Tieren die Ausübung ihrer Lebensgewohnheiten, soweit es nur zu erreichen war, ermöglichte. Eine wirkliche Akklimatisation von ausländischen Tieren konnte nach meiner Meinung nur dann erzielt werden, wenn man den wilden Tieren ihrer Natur entsprechende Aufenthaltsräume bereitete und ihnen den Verlust ihrer Freiheit so wenig als möglich fühlbar machte. Vor allem kam es darauf an, die Tiere an das Klima zu gewöhnen und gegen den Einfluß der kalten, im besonderen auch der empfindlich nasskalten Witterung Hamburgs abzuhärten. Hierfür wurden die Erfahrungen maßgebend, welche mit afrikanischen Straußen im Tierpark gemacht wurden.

Vor drei Jahren gelangte im Herbst, Anfang Oktober, ein Import junger Strauße aus Afrika in Stellingen an. Diese Tiere wurden aber nicht, wie sonst wohl um diese Jahreszeit üblich, in geschlossene und geheizte Räume gebracht, sondern direkt ins Freie gesetzt. In einem großen Laufraum stand ihnen zum Schutz eine Holzhütte zur Verfügung, in die sich die Strauße des Nachts zurückziehen konnten. Die Vögel wurden während des ganzen Winters auf diese Weise gehalten und überstanden Temperaturen, die einige Male unter zehn Grad Reaumur sanken, sehr gut. Am 1. Januar 1906 gelangten die Strauße bei einer Kälte von vierzehn Grad Reaumur ins Freie, wo sie von zehn Uhr vormittags bis drei Uhr nachmittags verweilten, zwölf Exemplare, und mit Staunen beobachtete ich, wie einige dieser afrikanischen Vögel in dem zwanzig Zentimeter tiefen Schnee ein Bad nahmen. Ein Zweilapptasuar, welcher in der Nähe der Strauße untergebracht war, überwinterte

ebenfalls ohne Schaden zu leiden. Im verfloffenen Jahre kamen Mitte Juni sechs ganz junge afrikanische Strauße an von etwa 1,20 Meter Höhe und sechzig bis siebzig Pfund Gewicht. Auch diese jungen Tiere wurden nach demselben System behandelt. In einem im Herbst angelangten Transport ausgewachsener Tiere befanden sich sechs Strauße, die auf der Reise so schwach geworden waren, daß sie aus ihrem Transportkasten von den Wärtern herausgetragen werden mußten. Nach einigen Stunden, die sie im Freien verbrachten, erholten die Tiere sich und konnten abends mit ihren Kameraden in den Schutzstall getrieben werden. Auch diese Tiere gediehen vorzüglich, trotzdem der Winter sehr streng war und Kältetemperaturen bis fünfzehn Grad brachte.

Selbstverständlich ist es notwendig, daß die Tiere Gelegenheit haben, sich in jedem Augenblick ganz nach Belieben in ihr Schutzhaus zurückziehen zu können. In diesem Schutzraum wurde eine zehn Zentimeter dicke Schicht von Torfmull gestreut und darüber reichlich Stroh. Zum Zwecke der Luftzufuhr waren die Fenster der Holzhütte Tag und Nacht offen, so daß es auch während der Nacht darin empfindlich kalt blieb. Während des ganzen Winters mußten die Tiere nur acht Tage lang im Stall bleiben, und zwar Glatteises halber, das die Gefahr des Ausgleitens und Stürzens der Tiere mit sich brachte. Während dieser Zeit ging ein Exemplar zugrunde, nachdem es sich in der Hütte beim Umherspringen ein Bein gebrochen hatte. Ein zweiter Strauß starb im Laufe des Winters an den Folgen eines Fußtrittes, den ihm ein Kamerad versetzt hatte. Ein dritter Strauß starb, indem er ein altes Sprichwort wahr machte. Dieses Tier hatte elf zirka vier Zentimeter lange kupferne Nägel verschluckt, ferner einen drei Zentimeter langen Nagel und einen zwölf Zentimeter langen kupfernen Bolzen. Die Nägel durchbohrten die Magenwandung und führten den Tod herbei. Aber weder diese unglücklichen, noch die überlebenden Tiere waren während des Winters auch nur ein einziges Mal erkältet, allen bekam die Haltung im Freien ganz vorzüglich. Die erwähnten sechs Küken, welche bei ihrer Ankunft im Juni sechzig bis siebzig Pfund wogen, hatten Mitte Februar ein durchschnittliches Gewicht von 340 Pfund erreicht.

Wie ich es vor langer Zeit schon bei den Giraffen beobachtet hatte, so versah die Natur auch die Strauße mit einem Winterkleid. Die einzelnen Federn der fast nackt eingelieferten Tiere entwickelten sich außerordentlich, sie wurden auffallend breit und lang, wobei sich die einzelnen Fiederchen besonders stark ausbildeten und den Federn ein äußerst dichtes Gepräge verliehen. Man sieht, daß sich zum Zwecke der Federproduktion auch in unserm Klima Strauße halten lassen, und es ist nach meiner Ueberzeugung für einen spekulativen Landwirt, der große Weiden zur Verfügung hat, ein dankbares Unternehmen, eine Straußenfarm einzurichten. Mancher Leser wird zu dieser Notiz vielleicht den Kopf schütteln, doch hoffe ich ihn durch die Straußenfarm, die im nächsten Frühling in meinem Stellingener Tierpark ins Leben tritt, eines besseren zu belehren.*) Außer der wirtschaftlichen Seite werden Straußenfarmen vielleicht noch eine ideale besitzen, indem sie den Mord der Ziervögel eindämmen, die man in allen Weltteilen erbarmungslos zu Millionen hinschlachtet. Wenn nicht die Ausrottung mancher Arten der in Betracht kommenden Vögel, so wird vielleicht die vermehrte Produktion von Straußenfedern dem Mord ein Ziel setzen.

Mit einer großen Anzahl verschiedener anderer Tiere sind glückliche Akklimatisationsversuche unternommen worden. Außerordentliche Erfolge sind mit fast allen Antilopenarten erzielt worden, unter anderen mit den Elen-Antilopen, den Weißschwanz-Gnus, den Blauen Gnus, den Leucorvyr-, Nilgau- und Indischen Antilopen, sowie auch mit Wasserbock-Antilopen. Im letzten Winter sprangen unter anderen Tieren auch sechs Dorcasgazellen so mobil und lustig bei einer Temperatur von sechs Grad Kälte im Garten herum, als ob es Sommer wäre. Ich bin überzeugt, daß man alle großen Antilopenarten ohne Ausnahme im Winter ins Freie lassen kann, wenn den Tieren nur ein Schutzstall gegeben wird, in den sie sich bei großer Kälte zurückziehen können. Die Erfahrung hat uns schon den Beweis erbracht, daß alle Tiere, denen Gelegenheit geboten wird, sich jederzeit ins

*) Die Straußenfarm ist inzwischen, im Juni 1909, ins Leben getreten. (Siehe Nachtrag.)

Freie zu begeben, viel besser gedeihen als solche, die man in den Wintermonaten einsperrt, denn in der Luftabgeschlossenheit bilden sich Krankheitskeime, an denen die Tiere zugrunde gehen. An dieser Stelle darf ich wohl sagen, daß ich die sämtlichen großen Antilopenhäuser in unseren Zoologischen Gärten für verfehlt halte. Die Gärten sollten mit dem System brechen, für die verschiedenen Arten Einzelgehege zu bauen, eine ausgedehnte Geselligkeit sagt den Tieren weit mehr zu, und man wird durch Zucht die Unkosten für Wartung und Fütterung leicht decken können.

Um alle Akklimatisationsversuche mit Aussicht auf Erfolg durchführen zu können, wurden die Anlagen in meinem Tierpark von vorn herein zweckentsprechend eingerichtet. Akklimatisationsstallungen wurden beschaffen, die mit mancherlei Schutzvorrichtungen ausgestattet sind. Hierher gehören freistehende Dächer, unter denen die Tiere draußen in der Luft auf trockenem Lager liegen können, ohne durch Regen und Schnee belästigt zu werden; einige Häuser besitzen winkelig angelegte Zugänge, in denen sich der Wind fängt, um auf diese Weise die direkte Zugluft von den im Stalle ruhenden Tieren abzuhalten. Die Türen liegen seitwärts, führen erst in einen Gang, und von hier aus in den eigentlichen Stallraum. Diese Stallungen sind nicht heizbar, die Türen bleiben Sommer und Winter, Tag und Nacht offen, und es ist den Tieren selbst überlassen, nach eigenem Bedürfnis ins Freie zu treten oder im Stalle zu bleiben. Eine natürliche Wärmeeinrichtung ist aber dennoch vorhanden. In diesen Akklimatisationskammern läßt man den Mist der Tiere etwa einen Fuß hoch liegen und bedeckt ihn täglich mit trockener Streu. Die durch die Zersetzung des Mistes entstehende Wärme gewährt den Tieren ein warmes Lager und die frische Luft, welche durch den Stall streicht, hält die obere Streuschicht stets trocken.

Auch mit Raubtieren wurden die gleichen Versuche angestellt. Dabei zeigte es sich, daß die Löwen und indischen Königstiger die Kälte in freier Umgebung, wie sie ihnen durch die Raubtierschlucht des Tierparks geboten wurde, vortrefflich ertrugen. Es befindet sich allerdings in dem hinter der Schlucht gelegenen Raubtierhaus eine Heizvorrichtung, die aber nur an den kältesten Tagen dazu

benutzt wurde, den Raum zu temperieren, d. h. frostoffrei zu halten, die Tiere gingen aber täglich ins freie und liefen bei Schnee und Regen im freien umher. Ein indischer Leopard hatte sich derart an die Kälte gewöhnt, daß er nur selten seinen Schutzraum aufsuchte, sondern die größte Zeit des Tages im Winter auf einem Baumast im freien liegend zubrachte. Auffallend war der Einfluß des Aufenthalts im freien bei zwei jungen Löwen, die zuerst im geschlossenen Raum untergebracht waren, hier aber andauernd kränkelten und nicht gedeihen wollten. Sie wurden in einen geräumigen Kasten gebracht und ins freie gestellt; eine einfache Kiste diente ihnen als Schutzraum. Von Stund an erholten sich die Tiere und haben sich jetzt prachtwoll entwickelt. Es ist meine Absicht, mit den Jahren auch Schluchten für Leoparden, Panther, Pumas und Tiger in meinem Tierpark einzurichten.

Diese Versuche werden sich auf ein hochinteressantes Gebiet begeben, wenn der Bau mehrerer großer, zweckentsprechender Affenhäuser fertiggestellt ist. Bisher liegen hier noch keine nennenswerten Resultate vor, mit Ausnahme von Versuchen an einigen Antropomorphen, besonders zweier Orangs, die bereits in hohem Grade akklimatisiert sind. Als diese Tiere, die von der Westküste Borneos stammen und bereits drüben sechs Jahre lang in der Gefangenschaft gehalten wurden, nach Stellingen gelangten, wurden sie ohne weiteres in einem großen, nach Süden offenen Wagenkäfig untergebracht, in welchem ihnen nur ein Kasten als Schutzraum zur Verfügung stand. Täglich gingen die Affen mit ihrem Wärter im Park spazieren und blieben bei ungetrübter Gesundheit. Bis zur Stunde ist in dem guten Gesundheitszustand dieser frei gehaltenen Affen keine Veränderung eingetreten und damit ist der Beweis erbracht, daß sich auch Menschenaffen, welche dem Treibhausklima Borneos entstammen, akklimatisieren lassen.

Die Reihe der Tiere, welche sich unseren Gewöhnungsversuchen geneigt zeigen, ist mit diesen Beispielen natürlich noch lange nicht erschöpft. Der Winter in meinem Tierpark zeigt eine fast ebenso lebhafteste Bewegung wie der Sommer. Saruskraniche, Kronenkraniche, numidische Kraniche, viele ausländische Fasänen, australische

Trauerschwäne laufen während des ganzen Winters im Freien umher. **Marabus** und **Ibisse** halten Temperaturen von fünf Grad Kälte aus. **Australische Gangakafadus** und **Araras** halten es noch nicht für nötig, sich in ihre Innenkäfige zurückzuziehen, wenn die Temperatur auf acht Grad Kälte sinkt. Selbstredend wird es nicht möglich sein, viele kleine aus den Tropen stammende Säuger und Vögel, namentlich aber Reptilien und Amphibien zu akklimatisieren, dennoch wird bei fortgesetzten Versuchen noch manche Ueberraschung zu gewärtigen sein.

Als Grundgesetz der Akklimatisation hat mir stets die Forderung zu gelten, daß den Tieren große geräumige Gehege und Zwinger geboten werden, in denen sie sich Bewegung verschaffen können. In Stellungen habe ich versucht, den einzelnen Tiergattungen Aufenthaltsplätze zu schaffen, die den Lebensgewohnheiten und der Herkunft der Tiere entsprechen und ihnen die Freiheit vortäuschen. Hierbei ist auf die seelische Stimmung der gefangenen Geschöpfe Rücksicht genommen. Tiere, welche mit ihresgleichen zusammen oder mit anders gearteten Geschöpfen in großen Gehegen gehalten werden, bleiben munter und gewöhnen sich an unser Klima weit schneller und besser, als wenn man sie in Einzelhaft hält. Die Langeweile ist auch bei gefangenen Tieren der schlimmste Feind der Gesundheit. Die Neugier und Spiellust wird angeregt, durch Bewegung wird der Appetit gefördert und der Körper behält seine Elastizität. Neben großen Laufplätzen, welche den flüchtigen Tieren des Waldes und der Steppe Raum bieten, sich auszutoben, sieht man deshalb in Stellungen auf wellig erhöhtem Gelände Wiesenanlagen, auf denen zahlreiche Tiere verschiedener Art vereinigt sind, obschon alle bei ungünstiger Witterung ihre Schlupfwinkel vorfinden; daneben steigen Felsenanlagen in die Luft empor, belebt von Gebirgstieren des Südens und Nordens, auf einem felsplateau sieht man ein Rudel von Renttieren stehen, von ihrer Heimat her daran gewöhnt, sich dem Winde auszusetzen; Eisbären klettern auf einem Gestein umher, das dem Eisgeschiebe nachgebildet ist, und große Teichanlagen mit zahlreichen Unterschlupforten bieten den Stelz- und Schwimmvögeln, den Robben und Pinguinen Gelegenheit, sich zu akklimatisieren.

Wem der Beweis, den die Stellingener Erfolge in der Akklimati-

herung bieten, noch nicht genügt, der findet in manchen Zoologischen Gärten, die ähnliche Wege gegangen sind, vielfache Bestätigung. In der Akklimatisierung verschiedener exotischer Säugetiere und Vögel hat Herr Direktor Dr. Brandis in Halle in den letzten Jahren die besten Erfahrungen gemacht; in der ersten Reihe bei dem Bestreben, die Verhältnisse den Tieren anzupassen, steht auch Herr Professor Dr. Heß vom Berliner Zoologischen Garten. Als ich vor einiger Zeit den Zoologischen Garten in Kopenhagen besuchte, den ich seit fünf Jahren nicht mehr gesehen hatte, fand ich zu meiner Freude Einrichtungen vor, deren Anlage ich früher empfohlen hatte und die inzwischen von Herrn Direktor Schiött ausgeführt worden waren. Auch das Affenhaus war u. a. so eingerichtet, daß die Insassen jederzeit ins Freie gelangen konnten. Nie habe ich schönere, größere und lebhaftere Affen gesehen. Junge Drills und Mandrills, die ich vor fünf und sechs Jahren nach Kopenhagen geliefert hatte, und zwar damals zu einem Preise von 70 bis 100 Mark, waren so herangewachsen, daß ich dem Direktor Schiött für einen blauen Mandrill und einen schwarzen Drill je 1500 Mark bot, um sie wieder in meinen Besitz zu bringen. Der Direktor schlug aber dieses hohe Angebot ohne Besinnen aus, da er nicht gewillt war, sich von seinen Prachtstücken zu trennen.

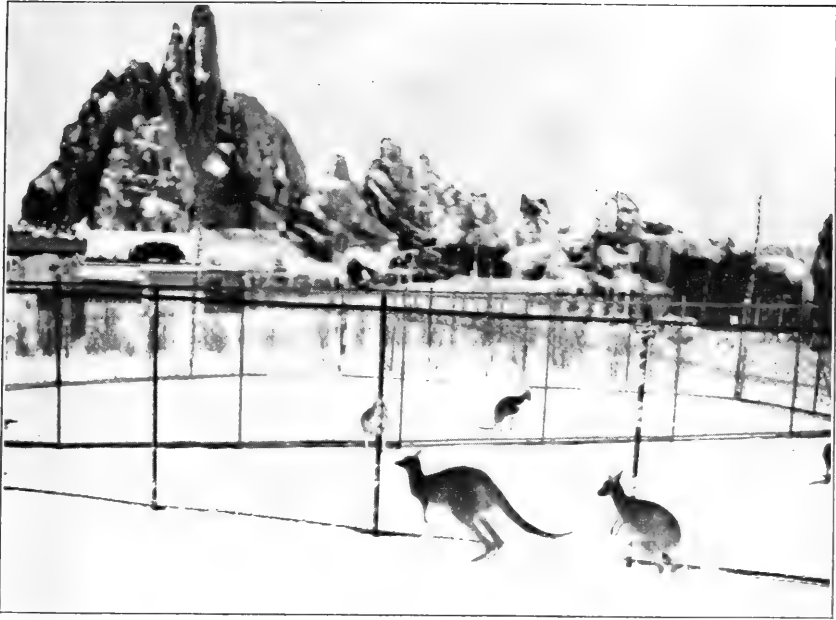
Nach den praktischen Erfahrungen der neuen Zeit läßt sich ein Zoologischer Garten heute viel billiger herstellen, als dies früher der Fall war. Die großen kostspieligen, massiven Häuser und die ebenso kostspieligen Heizungsanlagen sind überflüssig geworden. Viel einfacher und, was die Hauptsache ist, viel praktischer lassen sich die Bauten bei unvergleichlich geringeren Kosten anlegen. Ich hoffe, daß es gar nicht mehr lange dauern wird, bis man in allen Städten, die etwa eine Einwohnerzahl von 100 000 Menschen haben, auch einen Zoologischen Garten im Verhältnis zur Einwohnerzahl einrichtet, da dies bei praktischer Anlage ohne jedes Risiko unternommen werden kann.

Mit großartigern Zeugnissen noch als die einzelnen Versuche in Zoologischen Gärten tritt eine kleine Anzahl von Privatanlagen meinem Stellingner Tierpark an die Seite. Man braucht nur den

Blick nach der Besitzung des bekannten Tierfreundes *Falz-Fein* zu richten, der ja auf seinem großen Gute *Uscania Nova* in der Krim ein förmliches Paradies geschaffen hat, in welchem auch die erotischen Tiere Sommer und Winter im freien verleben. Daneben glänzt die riesige Tierammlung, welche der Herzog von *Bedford* in seinem großen Park hält und in allen Jahreszeiten unter freiem Himmel läßt. Auch hier sieht man die verschiedensten Tiere, wie Hirsche, Antilopen, Zebras, Wildpferde und Rinder friedlich und gemüthlich nebeneinander. Die Teiche sind mit Tausenden von Enten, Gänsen, Schwänen und anderen Wasservögeln bevölkert; am Ufer stelzen Kraniche, und über die Waldwiesen laufen amerikanische und australische Strauße. Durch das Unterholz brechen Muntjaks und kleine Antilopen. Hier und da tummeln sich ganze Trupps der prächtigsten Fasanen verschiedener Art. Der Park des Herzogs von *Bedford* in *Woburn* ist wahrlich ein Paradies, und zu den schönsten und glücklichsten Stunden meines Lebens gehören diejenigen, die ich unter der liebenswürdigen Führung des Herzogs und der Herzogin in diesem Garten verleben durfte.

Außer dem Herzog von *Bedford* besitzen noch eine Reihe anderer hoher Herrschaften in England, unter ihnen *Baron Walter von Rothschild*, prächtige Sammlungen von erotischen Tieren zur Belebung großer Parkanlagen. Welch ein unvergleichliches Vergnügen ist es aber auch für den Besitzer, im Park umherzuwandeln und die Tiere auf Anruf von allen Seiten herbeiströmen zu sehen. Vielleicht kann sich nur derjenige das Hochgefühl eines solchen Spazierganges ausmalen, der selbst ein echter Tierliebhaber ist. Für mich gibt es kein größeres Vergnügen, als mit Futter versehen in meinem Park von einem Gehege zum andern zu wandeln, die Tiere auf meinen Ruf herbeikommen zu sehen und die Anhänglichkeit und Liebe der Geschöpfe zu ihrem Pfleger zu bewundern.

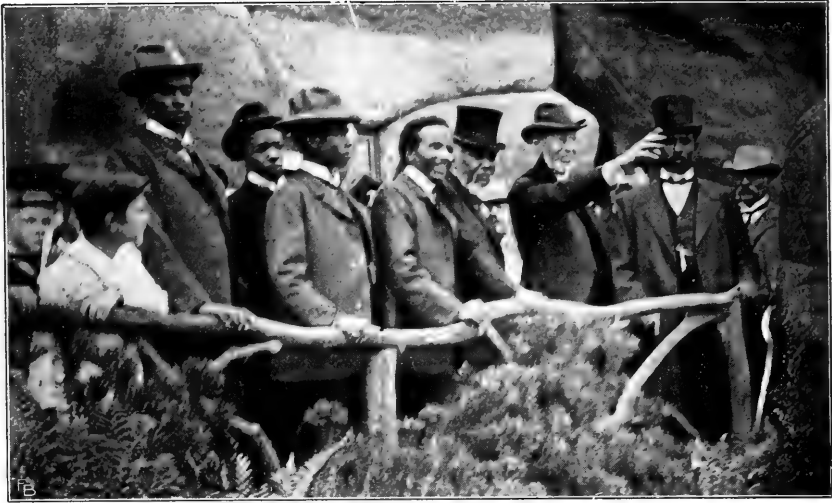
Schon gehen viele der großen Antilopenarten, die Giraffen und andere Tiere der freien Wildnis ihrer Ausrottung entgegen, sie werden von Jahr zu Jahr seltener und ihre Beschaffung wird immer schwieriger. Jetzt wäre es Zeit, in geeigneten Gegenden Reservate zu errichten und sie mit seltenen Tieren zu bevölkern. Für die großen



Känguruhs im Schnee.



Tiger und Löwin, auch im Winter im freien.



Die Abessinische Gesandtschaft in Hagenbecks Tierpark.



Flamingos.



Eingefahrener Strauß. Der Stab dient als Sögel.

Jagdliebhaber und Sportsleute in den Vereinigten Staaten, die zugleich über die nötigen Mittel verfügen, bedarf es vielleicht nur dieser Anregung, um den Gedanken in die Tat umzusetzen, so lange es dazu noch Zeit ist. Auf einem Terrain, für dessen geographische Lage ich mir Florida ausersehen würde, könnte man, und wenn es auch nur tausend Acres groß wäre, sämtliche großen Antilopenarten, einschließlich Giraffen, auch Zebras, sowie alle prächtigen Kranicharten und sonstigen interessanten Vögel, Strauße, australische Emus und prächtige Kasuare der verschiedensten Art aussetzen, und alle diese Tiere würden friedlich miteinander leben. Das Terrain müßte außer Waldung und Gehölz auch schöne große Wiesenflächen besitzen und das möglichst hügelige Gelände von einem Fluß durchbrochen sein, damit die Tiere zur Tränke gehen können. Auf einem solchen Landstrich würden sich die Tiere, wenn gehegt, vorzüglich fortpflanzen und gesund erhalten. Wenn man wollte, könnte man auf diese Weise Afrika nach Florida verpflanzen.

Diesen Vorschlag gebe ich den amerikanischen Sportliebhabern in allem Ernst zur Erwägung, denn wenn ein Landbesitzer ein solches Reservat in kleinem Maßstabe mit allen den genannten Tieren in Südrugland unterhalten kann, wo die Temperatur im Winter auf minus fünfzehn bis zwanzig Grad Reaumur sinkt, so muß die Ausführung des Planes in dem Klima der amerikanischen Südstaaten ja noch viel weniger Schwierigkeiten machen. Vielleicht wird man einwenden, daß die Anlage eines solchen Parkes ein riesiges Vermögen kosten würde, doch ist dem nicht so, da die Preise der Tiere nicht so unerschwinglich sind, wie der Laie annimmt. Wären nur etwa 200—250 000 Dollars zur Verfügung, so würde ich mich anheischig machen, ein großes Terrain vollkommen mit allen möglichen Antilopen- und Zebraarten, Giraffen, Straußen usw. zu bevölkern. Bei der großen Schwierigkeit, die es schon jetzt verursacht, seltene und große Antilopen zu bekommen, ließe sich die Ausführung natürlich nicht übers Knie brechen, eine geraume Zeit wäre nötig, um die Tiere herbeizuschaffen. Man stelle sich nur das wunderbare Bild vor, welches ein solcher Park bieten würde. Auf den Wiesen und im forst langhalsige Giraffen, gestreifte Zebras und riesige Elenantilopen, deren

männliche, ausgewachsene Exemplare ein Gewicht von mehr als tausend Kilogramm erreichen, dazwischen die mächtigen Rappen- oder Säbelantilopen, die großen Pferde-, Kuh- und Orygantilopen, sowie die vielerlei kleineren Gazellenarten. Ganze Herden von Straußen jagen über die Lichtung. In der Nähe des Wassers tummeln sich die schönen Kronenkraniche, die indischen Riesenkraniche und verschiedene andere Arten von Kranichen, diesen prächtigsten aller Stelzvögel. Ganz ruhig könnte man neben anderen Tiergattungen auch verschiedene Arten von Känguruhs in einem solchen Reservat unterbringen, denn die Tiere rotten sich in Rudeln zusammen und vertragen sich vorzüglich, wie man es schon jetzt auf kleinerem Terrain in meinem Tierpark beobachten kann.

Bei den Schuderungen der Akklimatisationsversuche bin ich zu einem Gebiet gelangt, welches mit jenem in engster Verbindung steht, dem der Sucht- und Rassenkreuzung, das in meinem Etablissement einen großen Raum einnimmt und in Zukunft noch einen größeren beanspruchen wird. Außerordentlich hat sich in den letzten Jahren als besonderer Zweig unseres Etablissements der Handel mit jagbarem Wild zur Blutausscheidung für unsere Forsten, sowie der Import und Export von Haus- und Lusttieren entwickelt. Neben Fragen der Akklimatation spielen demgemäß Fragen der Zucht eine erste Rolle. Die an wilden Tieren in der Gefangenschaft gemachten Erfahrungen in Pflege, Zucht und Akklimatation kommen auch den Haustierrassen zugute. Der Blick für die Auswahl der Rassen scharft sich, wenn über das Wesen der Akklimatation durch Versuche an wilden Tieren Erfahrung eingesammelt ist. Neben der Heranziehung wild lebender Tiere, die sich unseren Haustierrassen zugesellen lassen, sollte man in hohem Maße auf das einheimische Vieh der Eingeborenen unzüchteter Länder achten. Diese, trotz der Zucht der Menschen mehr oder minder im Naturzustand befindlichen Tiere sind, weil sie lange nicht in dem Maße wie unser einheimisches Vieh, aus dem Zusammenhang mit der Natur gerissen wurden, weit widerstandsfähiger dem Klima gegenüber. Das Studium ihrer Produktionsfähigkeiten und eine richtige, den gewünschten landwirtschaftlichen Zwecken entsprechende Auswahl einheimischer Haustierrassen wird

durch Kreuzung sicherlich ein brauchbares Viehmaterial liefern. So wird u. a. in Stellungen der Einfuhr von indischen Zebus für Kreuzungszwecke nach Argentinien und Brasilien besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Durch die Kreuzung mit Zebublut wird die Zuchtfruchtbarkeit vermehrt und werden gute Arbeitstiere erzeugt. Alle diese Fragen sind für die Landwirtschaft von großem Interesse und besonders auch für die Tierzucht in unseren Kolonien. Eine der brennendsten Fragen auf diesem Gebiete ist die richtige Auswahl der für die einzelnen Kolonien und deren spezielle Aufgaben geeignetsten Haustierrassen.

Auf Anregung Sr. Erzellenz, des Herrn Geheimrats Professor Dr. Kühn in Halle a. S., werden seit Jahren Versuche von mir gemacht, die riesigen Wildschafe, welche in Innerasien vorkommen, zum Zwecke der Kreuzung mit unseren Hauschafen in Europa einzuführen. Wiederholt war es mir gelungen, große Wildschafe, von denen einzelne ein Gewicht von fünfhundert Pfund erreichten, sowie auch Schafe kleinerer Rassen für das Königlich Landwirtschaftliche Institut zu importieren, doch sind die Versuche leider nur mit den kleinen Arten geglückt. Die Vertreter der großen Art gingen stets bald ein, weil sie sich unserm Klima und den veränderten Verhältnissen nicht mehr anzupassen vermochten. Diese Ueberzeugung brachte mich vor fünf Jahren zu dem Entschluß, ebenso wie die Wildpferde auch diese Wildschafe in ganz jugendlichem Alter einzufangen zu lassen. Zu diesem Zwecke entsandte ich verschiedene Expeditionen nach Innerasien, unter ungeheuren Schwierigkeiten wurden auch junge Tiere erbeutet, aber alle gingen auf dem Transport zugrunde und mit solchem Mißgeschick wurde jedesmal ein großes Kapital unwiederbringlich verloren.

Die Erfahrung ist freilich nicht neu, sie hat sich vielmehr bei allen Importen von Wild aus Innerasien wiederholt. Aber ebenso wie es schließlich gelang Wildpferde, Hirsche, Rehe, Steinböcke usw. einzuführen, so wird es auch gelingen, das Wildschaf lebend und gesund zu importieren. Die ersten Rehe, welche von meinem Reisenden aus Sibirien geholt wurden, waren ausgewachsene Exemplare, die man während des Winters im Schnee gefangen hatte. Sie kamen

freilich lebend in Norddeutschland an, ebenso die großen sibirischen Maralhirsche, *Cervus eustephanus*, große herrliche Tiere, aber innerhalb eines Jahres gingen diese Tiere größtenteils zugrunde. Nach diesen Erfahrungen lasse ich jetzt Hirsche sowohl als Rehe nur noch in jungen Exemplaren bringen und zu meiner Freude mit so gutem Erfolg, daß unsere Jagdliebhaber in nicht allzu ferner Zeit eines großen Vorteils gewärtig sein dürfen. Die sibirischen Hirsche, mit unserem Rotwild gekreuzt, geben ein vorzügliches Wild. Die ersten Zuchtversuche mit diesem Wild machte der schon oft genannte Falzfein, der den sibirischen Hirsch mit dem gewöhnlichen Edelhirsch kreuzte und eine Nachzucht erzielte, die bereits im ersten Jahre Vierender und im zweiten Zehnder ergab. Der sibirische Maralhirsch ist in Hinsicht der Größe dem Wapitihirsch ziemlich gleich, das Kreuzungsprodukt daher wertvoll für die Jagd, weil das Tier viel größer wird als der Rothirsch und auch ein wunderschönes Geweih aufsetzt.

Sehr gut vorwärts kommen auch die sibirischen Rehe, die nur noch in jungen Exemplaren eingeführt werden, sich in einem befriedigenden Prozentsatz gut halten und auch fortpflanzen. Verschiedentlich sind diese Tiere auch mit Erfolg mit unserem einheimischen Rehwild gekreuzt worden.

Als enorm fruchtbringend hat sich bereits der Import der *Mongolfasane* (*Phasianus mongolicus*) erwiesen. Die ersten Aufträge erhielt ich von zwei englischen Herren, dem Herzog von Bedford und dem Baron Walter von Rothschild, denen in den letzten Jahren viele große Züchter, namentlich in England, gefolgt sind. Durch die Kreuzung von Mongolfasanen mit dem gewöhnlichen Jagdfasan hat man ganz wunderbare Erfolge erzielt, denn die Bastarde sind um reichlich dreißig Prozent schwerer an Gewicht, als die bisher gezüchteten Jagdfasanen. Wenn man zu Rate zieht, daß in England alljährlich Hunderttausende von Fasanen geschossen werden, so kann man es sich beinahe herausrechnen, welchen enormen Vorteil diese Kreuzung der Jagdfasanenzucht gebracht hat und fortwährend bringt.

Mir selbst ist von diesen Vorteilen bis jetzt noch wenig zu-

geflossen, denn die Importe sind mit den größten Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Im Innern Asiens liegen die Fangstationen bis zu achthundert Kilometern von dem Hauptsammelplatz entfernt und das Wild muß über diese weiten Strecken im Winter auf Schlitten, im Sommer auf Karren herangebracht werden, ein Verfahren, welches stets mit enormen Verlusten verbunden ist. Es sind Expeditionen ausgesandt worden, deren Jagdbeute unterwegs total verloren ging, andere, die nur den vierten Teil dessen heimbrachten, was ursprünglich angesammelt worden war. Wenn solche Transporte mit einem Verlust von sechzig bis siebenzig Prozent in Hamburg eintreffen, dann bin ich schon sehr zufrieden. Unter solchen Verhältnissen liegt es auf der Hand, daß die importierten Tiere nicht eben sehr billig geliefert werden können, wenn man sein Geld retten und — glücklichenfalls — auch noch einen bescheidenen Verdienst heraus schlagen will.

Seit vier Jahren fließt unablässig ein Strom von Haus-, Nutz- und Jagdtieren vom Ausland über Stellingen ins Inland und vom Inland wieder zurück ins Ausland. Der Import guter erotischer Rinder, der Export aller möglichen Haustiere ist in rapidem Aufschwung begriffen und steht unter den Zweigen unseres Instituts obenan. Eine praktische Erfahrung häuft sich auf die andere und läßt die von Hause aus schwierigen und scheinbar nur auf das Glück angewiesenen Transporte immer leichter erscheinen, weil die Bedingungen ihrer Wohlfahrt mir durch vielfache Versuche bekannt geworden sind. Von vielen Hunderten von Rindern z. B., die nach Amerika, Afrika, China, Japan und anderen Gegenden ausgeführt wurden, ist noch niemals eines tot oder krank an seinem Bestimmungsort angekommen. Während ich diese Zeilen schreibe, werden große Transporte von Rasserindern, Rasseschweinen, Woll- und Milchschafen, Milchziegen, Hunden, Geflügel zum Export nach der Westküste Nordamerikas, nach den La Plata-Staaten, Brasilien, Japan, China vorbereitet. Zurück gelangt beispielsweise aus Japan das Sikawild, welches sich in europäischen Forsten vorzüglich bewährt. Die kleinen Hirsche sind kaum so groß wie Damwild, besitzen aber sehr wohlschmeckendes Fleisch. Einen vorzüglichen Braten liefert auch der aus Sibirien importierte Dybowskyhirsch, der um ein Viertel kleiner

als der Rothirsch ist und im Sommer ein herrliches, goldbraunes Kleid mit schneeweißen Flecken, im Winter ein dunkelgraues Gewand trägt, unter dem die weißen Flecken nur noch schwach schimmern. Für Wildparks in Westfalen, Böhmen, Frankreich, England wird soeben die indische Hirsch-Ziegen-Antilope abgefertigt, die unser Klima vorzüglich aushält. In Stellingen konnte ich beobachten, wie eine Mutter bei sieben Grad Kälte mit den soeben abgesetzten Jungen sofort ins Freie ging.

Un dieser Stelle wäre noch der Kreuzungsprodukte zwischen Zebra und Pferd, sowie Pferd und Esel, der Zebroiden und Maultiere Erwähnung zu tun, die weit mehr Aufmerksamkeit verdienen, als ihnen in Deutschland gewidmet wird. Sehr gute Resultate in der Produktion von Zebroiden erzielte seinerzeit Herr Professor Ewart in Edinburgh. Ich habe damals alle erzielten Zebroiden von dem Professor angekauft. Zwei der Tiere wurden von der englischen Regierung für die Gebirgsartillerie in Indien erworben und sollen sich sehr gut bewährt haben, zwei andere, einen Hengst und einen Wallach, habe ich selbst seit mehreren Jahren im Gebrauch. Die Tiere sind sehr leistungsfähig und jedenfalls ebenso ausdauernd wie Maultiere, die sich in Deutschland auch mehr einbürgern sollten. Die Amerikaner verstehen die Maultierzucht besser zu würdigen, denn nach statistischen Angaben, die mir vor einigen Jahren zu Gesicht kamen, werden alljährlich über eine Viertel Million dieser Tiere in den Vereinigten Staaten gezüchtet.

Als Schlusswort für dieses Kapitel über Akklimatisation, Zucht, sowie Ein- und Ausfuhr von Haus- und Nutztieren eignet sich nichts besser als eine kurze Schilderung jener merkwürdigen und großartigen Lieferung, die mir im Jahre 1906 oblag; nämlich der Lieferung von 2000 Dromedaren für die deutsche Regierung nach Südwestafrika.

Die Einführung des Dromedars in Südwestafrika, die sich noch als eine kulturgeschichtliche Tat erweisen wird, ist eigentlich nicht neueren Datums. Schon vor Jahren und fast um dieselbe Zeit, als Südwestafrika erworben wurde, hat mein langjähriger

freund und Reisender, Joseph Menges, dafür Propaganda gemacht, das Dromedar, von dessen großem Nutzen er sich in Nord- und Ostafrika überzeugt hatte, auch in Südwestafrika einzuführen, und zwar zunächst als Reitdromedar. In der Zwischenzeit sind dann von der Kolonialverwaltung einige kleine Versuche gemacht worden, das Dromedar (von den kanarischen Inseln und aus Aegypten) in Südwestafrika einzuführen, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, da man zunächst nicht die passenden Tiere auswählte und auch nicht die richtigen Leute, die mit den Tieren umzugehen verstanden. Man konnte mit dem anderwärts so nützlichen Wüstentier nichts Rechtes anfangen und ließ es quasi verwildern, ohne zu bedenken, wie das Tier dadurch, daß es sich in Südwestafrika ohne Pflege erhielt, schon den Beweis erbrachte, daß es für das Land passend sei.

Im Jahre 1905 hatte ich selbst der Kolonialregierung in verschiedenen Abhandlungen nahegelegt, das Dromedar in größerer Anzahl in Südwestafrika einzuführen und zugleich auch positive Vorschläge unterbreitet, zunächst ohne Erfolg, obwohl man in Berlin dem Vorschlag Beachtung schenkte und Erhebungen zu veranstalten begann. Inzwischen hatte die Militärbehörde in Südwestafrika schon einen Versuch gemacht und aus Westafrika etwa tausend Saharadromedare kommen lassen. Dieser Versuch war nicht günstig ausgefallen. Wiederum war bei der Auswahl der Tiere nicht richtig verfahren worden, ein im höchsten Grade unpassendes und unpraktisches Material an Packsätteln leistete dem Mißerfolg Vorschub, auch ein geschultes Personal war nicht vorhanden und außerdem mutete man den Tieren, auf der alten Legende von der Unverwundlichkeit des Dromedars fußend, allzuviel zu.

Da mir dieser Fehlschlag bekannt war, setzte es mich einigermaßen in Erstaunen, als ich in der ersten Hälfte des Dezember 1905 plötzlich von der Kolonialverwaltung nach Berlin berufen wurde, um über eine Lieferung zunächst von tausend Dromedaren zu verhandeln. Die Tiere sollten so schnell als möglich nach Südwestafrika geliefert werden und zwar unter der Bedingung, daß die erste Ladung von drei bis vierhundert Stück spätestens schon Anfang März am Bestimmungsort sei. Ferner war für jedes Tier ein

passender praktischer Tragsattel fertig mitzuliefern und für das eingeborene (arabische) Treiber- und Dienerpersonal Sorge zu tragen. Alle diese für so viele Tiere nötigen Eingeborenen waren auf ein Jahr für den Dienst der Truppe anzuwerben und mit den Tieren zugleich auf meine Kosten nach Südwestafrika zu schaffen. Wenige Tage später, bei einer zweiten Anwesenheit in Berlin am 16. Dezember, wurde der Auftrag perfekt.

Eine schwierige Aufgabe stand bevor und bei der Kürze der Frist war nicht ein Augenblick zu verlieren. Alle Kräfte mußten angespannt und konzentriert werden, um von vornherein die richtigen Vorbereitungen zu treffen, wobei es mir sehr zustatten kam, daß ich in meinen beiden Söhnen bereits erfahrene, tüchtige Mitarbeiter besaß, und auch unter meinem Personal über zuverlässige, weitgereifte Leute verfügen konnte, von denen viele das Operationsfeld, welches für diesen großen Auftrag in Frage kam, schon kannten. Eine der ersten Sorgen galt der Beschaffung von Sätteln, die in dem Heimatland der Dromedare nicht in genügender Menge aufgetrieben werden konnten, also hier angefertigt werden mußten und zwar in einer Art, die den schwierigen Verhältnissen angepaßt war. Ich hatte schon oft für den hiesigen Gebrauch Dromedarsättel konstruiert, war mir jedoch sofort darüber klar, daß keine Experimente gemacht werden durften, und daß man auf einen alterprobten Eingeborenen-sattel zurückgreifen mußte, um ein einwandfreies Modell zu finden. Im Museum von Frau Umlauff, meiner Schwester, fand sich in einer alten Sammlung glücklicherweise noch ein nubischer Lastsattel für Dromedare, der seinen Ursprung von einer der Nubierkarawanen herleitete, die ich in Europa eingeführt habe. Nach diesem Modell wurde schon am Tage nach meiner Rückkehr aus Berlin ein Sattelgestell angefertigt, aber kräftiger und stärker als das Original, und bevor noch der Abend hereingebrochen war, befand sich ein Auftrag von tausend dieser Sattelgestelle — bei Konventionalstrafe lieferbar innerhalb von vierzehn Tagen — verteilt in den Händen dreier leistungsfähiger Geschäfte. Gleichzeitig wurden die nötigen Sattelfissen, Gurte und Riemen an verschiedene Sattler in Auftrag gegeben und die Herstellung sofort in Angriff genommen.

Eine zweite wichtige Sache, von welcher das Gelingen der ganzen Expedition abhing, war die Beschaffung des für so viele große Tiere nötigen Futters bei einem mindestens dreißigtägigen Aufenthalt an Bord. Nach eingehender Beratung mit meinen Mitarbeitern beschloß ich, den besten, wenn auch nicht billigsten Weg zu gehen, und das Futter in möglichst kompaktem Zustande hier zu beschaffen und nach den Einschiffungshäfen der Tiere am Roten Meer zu verschicken. Um 17. Dezember schon reiste mein Inspektor zu den verschiedenen Lieferanten und schloß Verträge ab zur Lieferung von vielen hunderttausend Pfunden Heu und Stroh, das in Ballen gepreßt innerhalb vierzehn Tagen am Kai in Hamburg zur Verladung bereit sein mußte, wobei mir die Lagerung so vielen feuergefährlichen Materials einige Sorge bereitete. Nebenher mußten große Mengen von Hafer, Kleie, Torfstreu und dergleichen besorgt werden, auch eine Fülle von Gegenständen zum Gebrauch der arabischen Kameltreiber, die Ernährungsfrage einiger hundert Eingeborener war zu lösen, kurz, viel Kopfzerbrechen war nötig, um die ganze Expedition von hier aus mit allem Nötigen zu versorgen.

Zugleich trat die große Sorge der Verschiffung dieses gewaltigen Materials nach den verschiedenen Küstenplätzen des Roten Meeres an mich heran, sowie die Frage, auf welchem besten Wege die tausend Tiere nach Südafrika verschifft werden könnten. Hier blieb nur übrig, eigene Dampfer auf Zeit zu chartern und binnen drei Tagen war denn auch ein großes Schiff angeworben, um die erste Sendung nach dem Roten Meer zu bringen und dort sogleich die erste Ladung Dromedare einzunehmen. Der Dampfer, welcher sich noch auf der Heimreise befand, sollte schon am 31. Dezember ladebereit sein, verspätete sich aber infolge nebeligen Wetters, so daß es schließlich einer Riesenarbeit bedurfte, binnen drei Tagen in den Dampfer die Stallungen für drei- bis vierhundert Dromedare einzubauen und die ganze Ladung zu verstauen. Doch auch dies gelang und am 3. Januar 1906 dampfte die „Marie Menzell“ von Hamburg ab. An Bord befand sich eine Reihe meiner besten Wärter, welche bei dem späteren Tiertransport die Oberaufsicht führen sollten, sowie eine Ladung von hundertfünfzig Tonnen Heu, fünfundsiebzig

Tonnen Stroh, fünfundsiebzig Tonnen Hafer und fünfundzwanzig Tonnen Torfstreu neben ungezählten Kisten mit Utensilien und anderen nötigen Gegenständen.

Meinen jüngsten, soeben erst aus Amerika zurückgekommenen Sohn Lorenz ließ ich am 3. Januar nach Aegypten reisen, um in Port Said die „Marie Menzell“ zu erwarten und an Bord des Dampfers mit nach den Küstenplätzen des Roten Meeres zu gehen, wo mittlerweile die erste Ladung Dromedare zur Verschiffung bereit sein sollte.

Diese Hauptarbeit, die Beschaffung der passenden Tiere, hatte ich meinem langjährigen früheren Reisenden, dem dem Leser schon bekannten Joseph Menges übertragen und in ihm, der gerade auf diesem Felde über eine ganz unvergleichliche Erfahrung verfügt, den passenden Mann gefunden. Menges war, begleitet von verschiedenen anderen meiner besten Reisenden, bereits am 24. Dezember nach dem Roten Meere abgereist und hatte am 6. Januar seine Tätigkeit in den Hafenzstädten des Golfes von Aden und des Roten Meeres aufgenommen. Trotz einer Fülle von Schwierigkeiten, die sich dem Reisenden entgegenstellten, trotz der Anstrengung und Strapazen, welche die Beschaffung und Verladung von Dromedaren in jenen unwirtlichen Gegenden mit ihrer Gluthitze und ihren primitiven Einrichtungen im Gefolge hat, war bis Ende Januar die erste Ladung glücklich beisammen.

Die „Marie Menzell“ traf am 22. Januar in Port Said ein, machte eine Rundfahrt im Roten Meere und Golf von Aden, um die bereitstehenden Tiere zu übernehmen, verließ Berbera, den Hafen des nördlichen Somalilandes, mit einer vollen Ladung von 403 Dromedaren am 6. Februar und traf am 28. Februar in Swakopmund ein. Die Tatsache, daß von den 403 Tieren unterwegs nur sechs eingingen, davon zwei durch einen Unglücksfall, beweist, daß eine gute Auswahl getroffen worden war. Aus Trupps von zweihundert und dreihundert Tieren erwies sich häufig nur ein Fünftel als gebrauchsfähig. Das gute Resultat wurde erreicht, trotzdem man unterwegs mit den Tieren nicht sanft umgehen konnte. Am Kap traf das Schiff Sturm, Kälte und Regen an, ein Wetter, welches

die an heiße, trockene Luft gewöhnten Tiere stark mitnahm. Tagelang mußten die Dromedare mit zusammengebundenen Beinen, von Segeln bedeckt, auf Deck liegen, damit sie sich beim Rollen des Schiffes nicht die Beine brachen. Aber trotz alledem kamen 397 Tiere gesund und in gutem Zustande, wenn auch etwas abgemagert, am Bestimmungsort an und konnten nach einer vierzehntägigen Rast in Dienst gestellt werden. Das Resultat dieser Verschiffung war ein außergewöhnlich gutes zu nennen, hatte man doch auf viel kleineren Transportstrecken im Roten Meere regelmäßig Verluste von fünf bis dreißig Prozent gehabt, wobei allerdings die beschränkten Räume in kleinen Dampfern und ungenügende Pflege der Tiere einen Teil der Schuld trugen.

Inzwischen erteilte mir die Regierung am 21. Januar einen weiteren Auftrag auf tausend Dromedare, darunter hundertfünfzig Reittiere, einschließlich der Sättel, und mit der gleichen Präzision wie vorher wurde auch dieser Auftrag in Angriff genommen. Ein zweiter Dampfer, „Hans Menzell“, wurde gemietet, ein dritter, indischer Herkunft, von meinem Vertreter in Afrika angeworben, im ganzen waren fünf Dampfer nötig, um den Gesamtauftrag zu bewältigen. Für die Lieferung der zweitausend Dromedare nach Südwestafrika war eine Zeit von sieben Monaten ausbedungen, doch ging alles so prompt vonstatten, daß schon am 25. Juni die letzte Ladung zur Verfügung der Schutztruppe in Lüderitzbucht bereit war, genau 192 Tage nach meiner ersten Unterredung im Kolonialamte zu Berlin. Nach früheren Erfahrungen hatte ich mit einem Verlustsatz von zehn Prozent durch Todesfall und durch zurückzustellende Tiere gerechnet, dank der guten Auswahl der Tiere und der zweckmäßigen Einrichtung an Bord, nicht zu vergessen der guten Fütterung und Pflege, ist dieser Prozentsatz nicht erreicht worden und es ist vielmehr bei einem Verlust von knapp fünf Prozent geblieben.

Ein solches Resultat konnte nur durch Aufwendung unendlicher Mühen und durch die größte Gewissenhaftigkeit erreicht werden. Schon die Beschaffung der richtigen Tiere und die Auskundschaftung, woher sie zu nehmen seien, bot große Schwierigkeiten. Dabei kam es mir denn sehr zu statten, daß mein Vertreter in den in Betracht

kommanden Ländern wie zu Hause war, die Landessprache verstand, den Eingeborenen seit langem bekannt war und ihr Vertrauen genoß, und daß er außerdem das Dromedar seit vielen Jahren zu seinem Spezialstudium gemacht hatte.

Dromedare sind in jenen Ländern in starken Herden vorhanden, wenn auch die vielen Kriege der letzten Jahre den Bestand stark gelichtet haben. Als Beispiel möchte ich anführen, daß in den letzten zehn Jahren schätzungsweise die Feldzüge der Engländer gegen den Mahdi 60 000—70 000 Dromedaren, die italienischen Feldzüge gegen die Abessinier und Sudanesen gegen 30 000, und die Expeditionen im Somaliland gegen den „Mullah“ 30 000 Dromedaren das Leben gekostet haben. Diese Tatsachen machen es erklärlich, daß das Angebot der Eingeborenen gerade kein gewaltiges gewesen ist. Der Zahl nach kamen wohl genügend auf den Markt, aber zum Teil recht fragwürdiges Material.

Die ostafrikanischen Eingeborenen sind ohne Ausnahme im Dromedarhandel wahre Spitzbuben, da sie von der Ansicht ausgehen, daß die Europäer von Dromedaren nichts verstehen — worin sie übrigens recht haben. Unter hundert ansässigen Europäern, einschließlich der Beamten und Militärs, findet man kaum einen, der Kenner ist. Man kann sich also denken, was für Tiere mit dem beliebten blumenreichen Redeschwall der Orientalen als Prachtstücke angepriesen werden, und wieviel Aufmerksamkeit dazu gehörte, das Einschmuggeln minderwertigen Materials, vielleicht durch Bestechung der eingeborenen Diener, zu verhindern. Die Revision der vorgestellten Tiere, das Durchmustern ganzer Herden unter der fortwährenden unerwünschten Assistentz eines lärmenden Hausens uneteiligter Bummeler, die alle Küstenplätze bevölkern, ward zu einer wahren Qual. Die gekauften Tiere wurden unter Begleitung bewaffneter Diener ins Innere, auf die Weide gesandt, nachdem von den eingeborenen Stämmen das Weiderecht durch ein nicht zu geringes Bachschisch erkaufte worden war. Trotz dieses Vertrages mußte man den Gastfreunden scharf auf die Finger sehen, da der Kamelraub bei ihnen ein beliebter Sport ist. Gestohlen werden die Tiere selten, aber „verloren“, was freilich für den Verlierer auf eins hinausläuft.

Das Dromedar, ein so unverwüßliches Tier es auch ist, besitzt den Fehler, daß es sehr zu Hautkrankheiten neigt, zum Teil freilich eine Folge mangelnder Hautpflege; auch wird es viel von allerlei Hautparasiten geplagt, die sein Außeres stark beeinträchtigen und auch auf seinen Kräftezustand ungünstig einwirken können. Meine Leute waren daher angewiesen, die Tiere während der ganzen Reise mit Hilfe mitgenommener Mittel regelmäßig zu waschen und förmlich zu desinfizieren. Dabei wurde das Kreolin hektoliterweise und die Seife zentnerweise verbraucht und jede Reinigung, die zu Lande immer auf den Marktplätzen vorgenommen wurde, gestaltete sich zu einer wahren Komödie. Ringsumher dichte Massen lärmender Zuschauer, in der Mitte unsere Leute mit Schelten und Geschrei bei der Arbeit, die störrischen Tiere zu waschen, deren Gebrüll sogar den Marktlärm noch übertönte. Die Diener bedienten sich bei der Reinigung einer Pumpe und trieben die Tiere nachher zum Abspülen ins Meer. Schließlich hatten die Leute in diesem Geschäft eine solche Übung erlangt, daß sie die Operation an hundert Tieren in einem Tage vornehmen konnten, wobei es freilich Schmissе und Bisse regnete, welche die Dromedare freigebig austeilten.

Ein ganz besonders schweres Geschäft blieb das Einladen der eigensinnigen und nicht gerade durch Intelligenz ausgezeichneten Tiere. In den kleinen Hafensplätzen des Roten Meeres, wo alle Einladevorrichtungen wie Krane, Leusstege und Leichtcr fehlen, war man ganz auf die kleinen, unförmlichen, arabischen Segelbarken angewiesen. Auch diese konnte man nicht in allen Plätzen benutzen. Bei Bab el mandeb, wo oft eine starke Brandung vorhanden ist und die Tiere nach der hundert und mehr Meter entfernten Bark geschafft werden müssen, besitzen die Araber eine eigene Verlademethode, die uns freilich barbarisch und gefährlich erscheint, aber unter den gegebenen Verhältnissen wohl die praktikischste ist.

Die Dromedare werden an den Strand getrieben, möglichst dicht am Wasser niedergelegt und mit weichen Palmbaststricken gefesselt und zwar so, daß die Vorderbeine mit dem Hals und die Hinterbeine mit dem Rücken verbunden werden, so daß die Tiere sich kaum bewegen können. Nun rollt man das Dromedar auf die Seite, mindestens

zwölf Mann packen es und schleifen es unter gewaltigem Geschrei, worin das Tier einstimmt, zur Barke, während zwei Mann den Kopf des Tieres über Wasser halten. Auf dem Rande der schräggestellten Barke wartet eine andere Abteilung von Helfern, die das Dromedar an Bord hebt und durch eine Drehung auf den Boden der Barke fallen läßt, der mit einer hohen Lage von Palmblättern bedeckt ist. Eine Verletzung der Tiere ist dabei ausgeschlossen. Die Dromedare werden nun, wie ebenso viele Pakete, dicht aneinandergeschoben. Sobald mit einer Zahl von zehn bis zwölf Tieren das Boot gefüllt ist, hißt man das Segel und steuert nach dem mehrere Kilometer entfernt liegenden Dampfer. Die Uebernahme geschieht auf die bekannte Art mittelst eines Krans, der die Tiere im Raum absetzt, wo die Stallungen eingebaut sind . . .

Auf diese gefährliche und primitive Art wurden an vierhundert Dromedare verladen, ohne daß sich ein Unfall ereignete. Eine andere Anzahl mußte, da unsere Dampfer die betreffenden Plätze nicht anlaufen konnten, in arabischen Barken verpackt, erst das Rote Meer durchkreuzen. Alle diese mühseligen Operationen wurden noch bedeutend durch die berücksichtigte Hitze der Gegenden am Roten Meer erschwert. Im Mai betrug die Temperatur im Schatten regelmäßig fünfunddreißig Grad Reaumur, sank auch nachts nicht viel und nun stelle man sich die Bruthitze vor, welche unter dem Deck eines fast nur aus Eisen gebauten Dampfers herrschte, der den ganzen Tag über die Sonnenhitze einsog. Die Tage des Ladens mit ihrer Hast und Arbeit wurden für Menschen und Tiere unerträglich, und in der That sind die meisten Verluste auf die hohe Temperatur in den Häfen, während das Schiff still lag, zurückzuführen. Auf der Fahrt, die das Schiff mit einem frischen Lufthauch umgibt, leiden die Tiere viel weniger. Nur die zähe Natur des Dromedars vermag den Strapazen eines solchen Transports zu widerstehen, andere domestizierte Tiere, wie Pferde und Ochsen, würden in Menge erliegen.

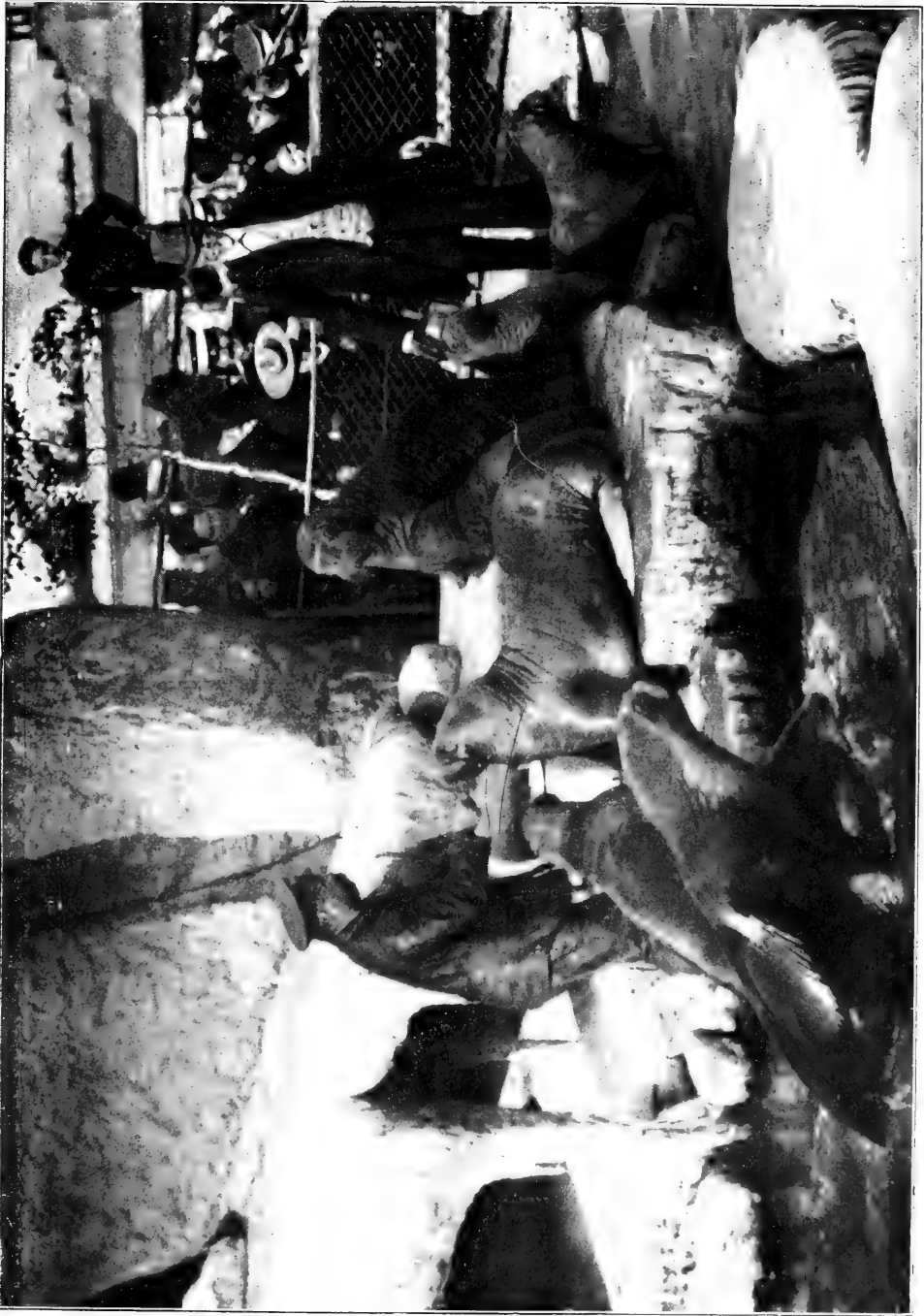
Die Anwerbung der arabischen Kameltreiber war mit mancherlei Zwischenfällen verbunden. Die Art des Dienstes war neu, haarsträubende Warnungen wurden unter den mißtrauischen Eingeborenen in Umlauf gesetzt, und nur auf das große Ansehen, welches mein

Vertreter im Lande genießt, ist es zurückzuführen, daß die nötige Zahl von Leuten zusammengebracht werden konnte. Nicht geringe Mühe verursachte es, den Leuten klarzumachen, was eigentlich von ihnen verlangt würde, und noch schwieriger war es, Verträge in bindender Form abzuschließen. Vor allem galt es, die Willigen über ihre Zukunft zu beruhigen. Diese Halbwilden, zumeist Beduinen aus dem unabhängigen Arabien, gaben sich den abenteuerlichsten Vorstellungen hin. Manchen hatte man vorgeredet, sie würden in die Goldminen verschleppt und müßten den Rest ihres Lebens unter der Erde zubringen. Andere glaubten, man wolle sie zu Soldaten pressen. Und eine der häufigsten Vorstellungen war die, daß die Expedition ins Land der Niam-Niam, der Menschenfresser, ginge, wo jeder der Unglücklichen sein Ende in einer Bratpfanne finden würde. Da die Bewerber alle total abgerissen und verschuldet waren, so mußten sie erst mit Kleidern versehen werden und einen Vorschuß erhalten, ehe sie als richtig angeworben gelten konnten. Zur Ehre der Araber muß ich indes auch feststellen, daß alle Angeworbenen an ihrem Vertrage festhielten und daß keiner mit den neuen Kleidern und dem Vorschuß verschwand. Im Gegenteil, häufig, nachdem einer der Dampfer den Hafen verlassen hatte, fanden sich blinde Passagiere an Bord, die nicht angeworben waren und ihr Ziel nun, meistens mit Glück, auf diese Weise zu erreichen suchten.

Ueber die Leistungsfähigkeit von Dromedaren im Vergleich mit Rindern, Pferden und Maultieren hat das Kolonialblatt vom 1. Oktober 1906 einen vorzüglichen Artikel veröffentlicht, dessen Schlüsse ich vollinhaltlich bestätigen kann. Hier möchte ich zum Schluß nur noch einige statistische Daten über die große Lieferung von Dromedaren einflechten. Verladen wurden am Roten Meer im ganzen 2182 Tiere und von diesen 2000 Stück der Schutztruppe in Swakopmund und Lüderitzbuch übergeben. Ein Ueberschuß von etwa achtzig Exemplaren wurde an Händler in Südwestafrika zu Versuchszwecken veräußert. Unnähernd hundert der verschifften Tiere sind auf der Fahrt oder kurz nach der Landung eingegangen, der Verlust betrug also, wie schon früher bemerkt, zirka fünf Prozent. Von den Tieren waren 1853 Hengste und Wallache, 359 Stuten,

ferner wurden unterwegs noch zwanzig Junge geboren, die, soweit sie am Leben blieben, ohne Extraberechnung mit abgeliefert wurden. Die Dromedare gehörten so ziemlich allen Rassen an, welche in den Küstenländern des Roten Meeres gezüchtet werden. Eine Anzahl von 179 Exemplaren waren echte reinblütige Reit- und Renndromedare arabischer und nubischer Zucht, vortreffliche Tiere, deren Beschaffung meine Leute direkt in Gefahr brachte. Es kam mehrfach zu Konflikten mit den Arabern, die die Zucht dieser Tiere als ihr Monopol betrachteten. Der Vollständigkeit wegen sei auch erwähnt, daß nicht weniger als 322 Kameltreiber und Diener, meistens Araber, angeworben und in Südwestafrika gelandet wurden.

Die Ausführung eines solchen Riesenauftrages brachte natürlich eine starke finanzielle Anspannung mit sich. Unter den kleineren Ausgaben will ich nur zwei anführen. Allein für Sättel wurden 70 000 Mark ausgegeben und die notwendigen Telegramme kosteten die Kleinigkeit von 20 000 Mark.



Sütterung der Walrosse.



Gäste aus dem
hohen Norden.

Walrosse.



Walrosse und Seelöwen.



Frisch angekommene
Pinguine werden
gefüttert.

VIII.

Kranke Tiere.

Selbsterständlich läßt es sich nicht verhüten, daß bei einem Bestande von Tausenden von Tieren Krankheiten aller Art auftreten. Nicht immer brauchen sie so verderblich zu sein, wie beispielsweise die Vorboten der Cholera es waren, die, wie ich schon früher erzählte, in kurzer Zeit meinen Tierbestand geradezu vernichteten, und wo sich nicht nur meine aus der Praxis entstandene Kunst, sondern auch die der geschuldesten Tierärzte als hilflos erwies. Ich rechne auch zu den besonderen Krankheitserscheinungen nicht die, welche bei den Tieren auftreten, nachdem sie die anstrengenden Transporte aus dem Innern ferner Kontinente und über die Weltmeere hinüber zu meinem Tierpark durchgemacht haben. Schon der Fang selbst hat ja für die meisten Geschöpfe etwas derart Erschütterndes — man erinnere sich beispielsweise der Erzählung, wie die Elenantilopen gefangen werden, oder die jungen Paviane — daß es wohl begreiflich ist, wenn das junge Tier schwere Nachteile für seine Gesundheit davon zurückbehält. Kommt ein solches Geschöpf an seinen Bestimmungsort, so ist es die Aufgabe seines Pflegers, zunächst sein Nervensystem zu beruhigen und ihm durch konzentrierte, wohl- abgewogene Nahrung die Wiederherstellung seines normalen Gesundheitszustandes und die Angewöhnung an das neue Klima zu erleichtern. Ich habe deshalb bei der Tierpflege und bei der Verteilung der Rationen stets den Grundsatz befolgt, daß frisch ankommende Tiere anders zu behandeln sind als akklimatisierte und durchgefütterte. Bei den ersten lasse ich die Nahrungsaufnahme in mehrere kleine Portionen verteilen und innerhalb kürzerer Zwischen-

räume erfolgen. Frische Ankömmlinge unter den Raubtieren erhalten deshalb fast stets zweimal täglich ihre Fütterung. Sind die Tiere aber erst einmal aufgefüttert und akklimatisiert, so lassen sich im allgemeinen feste Regeln für ihre Ernährung innehalten. Der ausgewachsene Löwe beispielsweise muß durchschnittlich zwölf bis fünfzehn Pfund Fleisch täglich aufnehmen mit einem Fasttag wöchentlich. Ich pflege dreimal mit Pferdefleisch und dreimal mit Rindfleisch in der Woche zu füttern, und zwar von diesem letzten mit die Köpfe und Herzen der Rinder. Dies tue ich nicht nur aus Ersparnisrücksichten, ich habe vielmehr gefunden, daß reichliche Knochenfütterung auch die Knochenbildung unterstützt, und ich bekenne mich zu der Richtigkeit des Sprichworts: Knochen schafft Knochen. Ferner ist die lebhaftige Beanspruchung des Gebisses für jedes Tier, und besonders für die Raubtiere, nützlich. Die Zähne bleiben dabei gesund, die gründliche Beanspruchung der Kauwerkzeuge befördert die Verdauung, und infolgedessen wird auch das Temperament des Tieres lebhafter. Es ist übrigens erstaunlich, wie viele Knochenmassen ein Raubtier aufnehmen kann: von einem etwa dreißig Pfund wiegenden Pferde- oder Rinderkopfe bleibt schließlich kaum ein Drittel des Gewichts übrig. Diese starke Knochenfütterung findet auch in vielen Krankheitsfällen gute Verwendung. Ich erwähnte schon, daß die Dressoure ihren jungen Zöglingen in der Periode der Zahnung besonders kräftige Knochenfütterung geben, damit das Gebiß sich rascher erneuert. Aber auch da, wo es sich bei erwachsenen Raubtieren um Erkrankungen der Zähne handelt, ist solche Knochenfütterung oft zweckmäßig. So hatte ich beispielsweise einmal einen hervorragend schönen Berberlöwen, der an schwerer Zahnfistel an den Fangzähnen und den beiden Zahnreihen des Oberkiefers litt. In solchen Krankheitsfällen, wo die Krankheitsursache bei richtiger Beobachtung gleich erkannt werden kann, habe ich mich meistens von der Hilfe der Tierärzte emanzipiert. Diesem Löwen z. B. gab ich zunächst Nahrung, welche die Entzündung nicht weiter durch Beunruhigung förderte. Er erhielt Milch, Eier, gehacktes und geschabtes Fleisch. Die dick angeschwollenen Lippen traten auf diese Weise wieder in die normale Form zurück, das Tier kräftigte sich wieder — es war vorher voll-

kommen abgefallen — und gelangte in einen Zustand, der es ermöglichte, allmählich zu kräftigerer, hauptsächlich zur Knochenfütterung, überzugehen. Dabei wurde das Tier selbstverständlich genötigt, sein Gebiß kräftiger und häufiger zu gebrauchen, und die schadhafte Zähne brachen schließlich ganz von selbst aus. Der Löwe ist jetzt einer der schönsten meines gesamten Tierbestandes, und ich habe überdies die Genugtuung, daß ich ihn nicht der immerhin mit Lebensgefahr verbundenen Narkose ausgesetzt habe, welcher man ihn hätte unterwerfen müssen, um die Zähne auf operativem Wege zu entfernen.

Besonders interessant ist die Krankheitsgeschichte eines Elefanten, den ich am 9. März 1904 erhielt. Er hatte damals 1,39 Meter Schultermaß, befand sich in sehr schlechtem Futterzustande, war wie ein Skelett abgemagert und versagte fast völlig bei der Nahrungsaufnahme. Er wog am:

8. Juli	347½ kg
18. Juli	350 "
7. August	375 "
28. August	485 "

Man sieht, daß die Pflege ihm ausgezeichnet bekam, er hatte im Zeitraum von zirka fünf Wochen ungefähr 140 Kilogramm zugenommen. Ein Elefant kann eben mit anderen Gewichtsveränderungen rechnen als ein Mensch. Leider bekam er, wie der Fortgang in der Tabelle zeigt, Mitte September Kolik mit so schweren Folgen, daß er innerhalb zweier Tage zirka 85 Kilogramm Gewichtsverlust zu verzeichnen hatte. Auch diese Krisis wurde überstanden, und die Gewichtszunahme ging in folgenden Schritten vorwärts:

18. September	400 kg
26. September	450 "
9. Oktober	550 "
21. Oktober	645 "
1. November	660 "
17. November	720 "
4. Dezember	750 "

Ich bemerke, daß ich diese ganze Kur ohne Medicamente durchgeführt habe, und daß ich während meiner langjährigen Praxis überhaupt immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen bin, es sei das beste bei Tieren (ob bei Menschen, will ich als Nichtfachmann nicht entscheiden), die Natur sich selbst helfen zu lassen, und sie nur zu unterstützen, nicht aber ihren eigenen Methoden vorzugreifen.

Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung ist u. a. die Krankheitsgeschichte eines Nashorns, das beim Fang verwundet und, während des Transports kunstwidrig behandelt, mit handgroßen Löchern auf dem Rücken und halbdurchgerissener Sehne an dem Hinterbein bei mir eintraf. Ich ließ dieses Tier nur mit hervorragend kräftiger Nahrung füttern, wie mit Eiern, Milch und Haferschleim, und die einmal desinfizierte Wunde nur dadurch heilen, daß ich ihm ein hygienisches Lager bereitete. Hierunter verstehe ich in allen Fällen die Anwendung trockenen Torfmulls mit darüber geschichteter Heu- oder Strohlage. Nach fünf Wochen war das Nashorn vollkommen geheilt und in gutem Futterzustande.

Einen der interessantesten Fälle aus den Krankheitsgeschichten meiner Tiere erlebte ich mit einer indischen Büffelkuh, die vor der Einschiffung noch in ihrer Heimat erkrankte. Bei dieser hatte sich aus nicht aufgeklärten Gründen eine eiternde Entzündung an der Schnauze gebildet, die stark erhöhte Temperatur zur Folge hatte und dem Tier in Folge der Schmerzen die Nahrungsaufnahme im höchsten Maße erschwerte. Eine Untersuchung ergab, daß das eiternde Geschwür von einer Anzahl von Schmarotzerwürmern angefüllt war. Die arme Kuh wurde zunächst auf wissenschaftliche Methode gequält, eine Heilung wollte aber nicht eintreten. Eines Tages kam ein alter Hindu hinzu, besah sich das kranke Tier und nahm Interesse an dem Fall. Als ihm mitgeteilt wurde, wie viele Versuche zur Heilung schon vorgenommen waren, schmunzelte er und meinte, er wolle die Kuh innerhalb eines Tages kurieren. Die Krankheit war so weit fortgeschritten, daß wir das Tier als verloren betrachteten, und nichts dagegen einzuwenden hatten, den Hindu seine Versuche anstellen zu lassen. Er verschwand und kehrte nach einigen Stunden mit einem Bündel blüentragender Zweige eines uns unbekanntes Strauches

zurück. Ich weiß heute noch nicht, zu welcher Gattung diese Pflanze gehört, und kann nur sagen, daß die Blüten einen ziemlich durchdringenden Geruch verbreiteten. Wir glaubten nun, er würde aus dieser Pflanze eine Abkochung bereiten und damit die Wunde des Tieres waschen. Das tat er aber nicht. Er band die Zweige an der Schwanzquaste der Kuh fest. Das Tier wurde natürlich davon beunruhigt und schlug sich mit dem Schwanz um den Kopf, versuchte auch die Zweige vom Schwanz loszureißen und brachte sie dabei beständig mit Maul und Schnauze in Berührung. Nach nicht allzu langer Zeit fielen die Würmer von selbst aus der Nase heraus; ob sie durch den Geruch der Pflanze betäubt waren oder sich entfernten, um dem Geruch zu entgehen, vermag ich nicht zu sagen. Das Geschwür wurde nun ausgewaschen und nach kurzer Zeit trat eine gründliche Heilung ein. Dies ist einer der Beweise für die mannigfache Verzweigung meines Geschäfts.

Einfach wie dieses Heilmittel ist, wenn man es erst kennt, sind alle jene Kuren, die ich auf Grund eigener Erfahrungen herausgefunden, und mit der Zeit in ein ziemlich geordnetes System gebracht habe. Ich habe mein ganzes Leben lang versucht, mit altbewährten Hausmitteln zu arbeiten, wo es sich um Erkrankungen handelte, die nicht besondere Infektionerscheinungen zeigten, mit anderen Worten, jene Krankheiten, zu deren Verständnis keine besondere wissenschaftliche Vorbildung gehört. Es ist ja auch geradezu ausgeschlossen, jedesmal, wenn einer von meinen Tausenden von Schülern aus dem Tierreiche einen Schnupfen oder einen kranken Fuß hat, tierärztlichen Rat und Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Als eines der Beispiele, wie ich mir in solchen Fällen durch eigene Beobachtung und Nachdenken stets zu helfen suchte, möchte ich noch die Geschichte eines Eisbären erzählen, den ich vor jetzt wohl ungefähr vierzig Jahren im Kopenhagener Zoologischen Garten kaufte. Das Tier, ein ungewöhnlich schönes und großes Exemplar, war schon mehrere Jahre dort und mochte ein Alter von zwölf Jahren besitzen. Man hatte den ihm angewiesenen Raum wohl nicht mit der genügenden Sachkenntnis eingerichtet, und dem Bären waren die Krallen an den Hinterpranken nicht nur ins Fleisch hinein, sondern

völlig durch dasselbe hindurchgewachsen und auf der Oberfläche wieder herausgetreten. Dieses Uebel tritt häufig bei Eisbären ein, bemerkenswerterweise jedoch nur an den Hinterpranken. Der Eisbär hat, wie sich jeder Beobachter im Zoologischen Garten überzeugen kann, die Gewohnheit, bei allen Wendungen, die er macht, sich kurz auf dem Hinterteil herumzudrehen. Sowohl hierdurch als durch seine andern Bewegungen kommen die Hinterpranken fast gar nicht in Tätigkeit, so daß die Krallen an diesen Zeit haben, ins Ungemessene zu wachsen, während sie an den Vorderpranken durch ständigen Gebrauch abgenutzt werden. Ich übernahm also diesen Patienten, dessen Heilung der Zoologische Garten in Kopenhagen für ziemlich aussichtslos hielt, und überlegte mir lange, wie ich ihn am besten kurieren könnte. Endlich entschloß ich mich für folgende Methode: Ich ließ einen großen Umsatzkasten bauen, etwa eineinhalb Meter hoch, zwei Meter lang, aber nur einen halben Meter breit, und nötigte den Eisbären, aus seinem größeren Käfig in diesen schmalen hinüberzuwandern. Der Umsatzkasten hatte vorn Gitterstäbe, die ihn in der ganzen Höhe angeschlossen. Mir war nun darum zu tun, den Eisbären zu zwingen, sich mit seinen Füßen auf diese Stäbe zu stellen, um an die Füße heran zu können, ohne das Tier fesseln oder narkotisieren zu müssen. Mit Hilfe zweier Leute — über mehr verfügte ich damals nicht — kantete ich den Kasten um, der mit dem Eisbären drin wohl an tausend Pfund wog. Der Bär stand nun mit seinen Füßen auf dem Gitter. Jetzt wurde der Kasten mit Schraubenböcken und Tauen etwa achtzig Zentimeter hochgehoben und auf kräftige Blöcke gesetzt. Der Rest der Arbeit war verhältnismäßig leicht. Ich kroch unter das Gitter und schnitt von unten her die Nägel mit einer kräftigen Eisendrahtzange aus. Natürlich hatte ich vorher das betreffende Bein des Bären, an welchem ich arbeiten wollte, besessigt, so daß er mir dieses nicht wegziehen konnte. Nun hatte ich es verhältnismäßig leicht, die abgeschnittenen Nägelstümpfe aus dem entzündeten und faulen Fleisch herauszuziehen, und ich konnte jetzt hoffen, meinen Bären wieder zu einem gesunden Tier zu machen. Er siedelte in einen andern Käfig über, dessen eine Hälfte mit Zink ausgeschlagen war, und die ich, sobald das Tier den Käfig beschritten hatte, mit

eiskaltem Wasser füllte, während ich den andern Teil des Käfigs etwa eineinhalb Meter höher kantete. Der Bär war auf diese Weise gezwungen, mit seinen Hinterpranken im Wasser zu liegen. Dieses wurde beständig erneuert, neu gefühlt und ganz klar und rein gehalten. Nach vierzehn Tagen war der Bär vollkommen geheilt; er wurde wieder ein tadelloses Exemplar seiner Rasse und wanderte gegen einen hohen Preis in eine Menagerie.

Jedermann, der einiges Interesse für die Tierwelt besitzt, hat wohl schon erfahren, wie weit verbreitet die Vorliebe für Alkohol und Zucker auch unter den Tieren ist. Mit dem Hinweis darauf, daß man Rennpferden vor dem Start Sekt zu trinken gibt resp. ihnen mit Sekt die Nüstern wäscht, sage ich wohl nur den wenigsten etwas Neues. Daß Affen gern Wein und Alkohol auch in anderer Form trinken, ist vielfach verbürgt. Ich selbst sah mich einmal genötigt, einem Elefanten, der des Guten etwas zu viel bekommen hatte, noch eine weitere große Ration zu geben, damit der angeheiterte Bursche mir nicht den ganzen Transport in Unordnung brächte, sondern lieber wirklich einen schweren Kaufsch bekäme, und, von diesem überwältigt, einen ruhigen Schlaf täte. Die Anwendung des Alkohols auf Bären, und zwar in einer recht grausamen, uns empörenden Absicht, erfuhr ich gelegentlich eines Verkaufs von mehreren großen europäischen Bären an den Menageriebesitzer Malferteiner. Dieser betrieb eine Wanderschauausstellung und bemerkte erst, als er die Bären von mir übernommen hatte, daß die Käfige, die er besaß, für die ungewöhnlich großen und starken Tiere nicht widerstandsfähig genug waren. Die Gefahr lag vor, daß die Bären mit Nageln, Kraken und Brechen sich ihre Freiheit bald erringen würden. Zu dieser Zeit tauchte eine Zigeunerbande auf, die sich für die Bären sehr interessierte. Malferteiner stellte fest, daß die fahrenden Burschen über einige Barmittel verfügten, und schloß deshalb den Verkauf der Bären mit ihnen ab. Mit großer Neugier sah er der Uebnahme der Bären entgegen. Die Zigeuner hatten keinerlei Gerät und keine Käfige bei sich, um die Tiere zu befördern. Auf die Frage, wie sie das auszuführen dächten, hatten sie verschmitzt gelacht und Herrn Malferteiner versichert, er möge das nur ihre Sorge sein lassen. Das Unternehmen der Leute

schien ihm um so gewagter, als die Bären keineswegs gezähmt oder abgerichtet waren. Das erste, was die Zigeuner taten, als die Bären in ihren Besitz übergegangen waren, war, daß sie sie hungern ließen. Zwei Tage lang bekamen die armen Tiere nichts zu fressen. Darauf schleppten die Zigeuner ein Faß gesalzener Heringe herbei. Der Widerwille gegen diese Nahrung half dem Meister Peß nichts, der Hunger war stärker als die Abneigung. Am dritten Tage waren die Heringe aufgefressen. Nun stellte sich natürlich ein jämmerlicher Durst bei den Tieren ein; Wasser bekamen sie aber nicht. Dagegen stellten ihnen die grausamen neuen Besitzer einen Bottich vor die Nase, der mit stark versüßtem Spiritus gefüllt war. Gierig stürzten sich die Bären über die wohlschmeckende Flüssigkeit und betranken sich vollkommen. Sie sanken in einen todähnlichen Schlaf. Jetzt stiegen die Zigeuner furchtlos zu ihnen in den Käfig, die großen Raubtiere waren völlig ungefährlich; man konnte mit ihnen umgehen, wie mit einem Sack Mehl. Die Zigeuner brachen ihnen die Fangzähne mit Zangen ab und kniffen ihnen die Krallen an den Tazzen weg; es kam ihnen nicht darauf an, wenn sie bei dieser Operation tief ins Fleisch der Pranken rissen, die Bären erwachten nicht davon und Mitleid kannten die Zigeuner nicht. Darauf wurden den beiden Raubtieren Ringe durch das Nasenbein gezogen und eine Kette um den Hals, eine andere durch den Nasenring gelegt. Die so gefesselten und wehrlos gemachten Geschöpfe luden die Zigeuner auf einen Wagen und fuhrten mit ihnen fort. Nach mancher Stunde der Fahrt wachten die armen Tiere auf, fielen vom Wagen herunter und mußten nun, von der Kette gehalten, hinterhertraben. Zum Ueberfluß hatten ihnen die Zigeuner noch Maulkörbe vorgelegt, die aber völlig unnötig waren, denn die noch immer halbbetäubten, vom Schmerz geschwächten Tiere dachten gar nicht an einen Angriff.

Ein ganz besonderes Gebiet von Krankheiten der Tiere in der Gefangenschaft ist das der Selbstverwundung der Tiere; man könnte sich auch krasser ausdrücken und von Tieren sprechen, die sich selbst auffressen. Solche Fälle traten stets nur bei Raubtieren ein, bei diesen aber wohl ohne Unterschied der Gattung. Zweimal erlebte ich es, daß sich gefleckte Hyänen, die bis zu diesem Augenblick durchaus wohl

waren und sich normal verhielten, plötzlich mit lautem Geschrei, ich möchte sagen, über sich selbst herfielen und sich ganze Stücke aus dem eigenen Körper herausrissen. Dieser grauenhafte Vorgang ereignete sich so schnell und unerwartet, daß es unmöglich war, helfend einzugreifen. Beide Tiere hatten sich so entsetzliche Wunden beigebracht, daß sie unrettbar einem schnellen Tode verfielen. Vor einigen Jahren brachte sich ein großer Jaguar an der Tazze des linken Hinterlaufes derartige Wunden bei, daß er trotz sorgfältiger Pflege vier Monate lang ans Krankenlager gefesselt und erst nach sechs Monaten wieder geheilt war. Männliche Löwen haben solche unerklärlichen Selbstverstümmelungen nie vorgenommen, dagegen erlebte ich zweimal Ähnliches mit Löwinnen, die sich ihren Schwanz geradezu abkauten und abfraßen, so weit sie nur heranreichen konnten. Beide Tiere mußten wegen ungeheuren Blutverlustes und großer Schwäche getötet werden. Ein Königstiger, der sich ebenfalls über seinen eigenen Schwanz hergemacht hatte, fraß diesen nur zur Hälfte auf und konnte noch mit vieler Mühe geheilt werden. Es ist mir trotz sorgfältigster Beobachtung nicht geglückt, die Ursache für diese entsetzlichen Vorgänge zu finden. Alle Tiere, von denen ich hier spreche, waren bis zum Augenblick des Ereignisses durchaus wohl gewesen, hatten niemals die Nahrungsaufnahme verweigert, noch sonst irgendwelche Anzeichen einer Erkrankung gegeben. Meistens sucht man die Erklärung für solche Vorgänge in einer unerträglichen Schärfe des Bluts, ich möchte aber beinahe der Ansicht den Vorzug geben, daß es sich hier um Erkrankung des Gehirns handelt. Jedenfalls ist die Frage nach der Ursache solcher tödlichen Selbstverstümmelungen außerordentlich interessant, und es wäre gewiß ein großes Verdienst, wenn sich Gelehrte mit ihrer endgültigen Lösung befassen wollten.

Veranlaßt mich mein Beruf und die Größe meines Betriebes auf diese Weise zu einem Seitensprung in das Gebiet der Tierarzneikunde und der Pharmakologie, so liegt es noch näher, daß ich häufig die Grenzgebiete der bekannten Zoologie streifen muß. Man kann sich denken, daß meine Expeditionen zum Tierfang in dem unbekanntem Innern der großen Kontinente, häufig Berichte von Eingeborenen mitbringen, die von Tierarten Kunde geben, welche uns unbekannt

scheinen. Nicht so oft, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist, sind solche Berichte der Eingeborenen Uebertreibungen oder gar bewußte Lügen, vielmehr führt eine gewissenhafte Prüfung ihrer Berichte häufig zu neuen Entdeckungen. Berühmt geworden ist ja in der gesamten Tierkunde unserer Tage die Auffindung der Ueberbleibsel des Riesenfaultieres in Südamerika; in aller Erinnerung ist auch noch das Aufsehen, welches die Entdeckung des Olapi machte. Häufig aber geben auch die primitiven Ueberlieferungen aus dem Kunstleben der Eingeborenen Fingerzeige über das Vorhandensein unbekannter Tierarten. So erhielt ich beispielsweise vor einigen Jahren aus ganz verschiedenen Quellen Berichte über solche Malereien auf Felsen und in Höhlen im Innern von Rhodesia. Der eine Bericht stammte von einem meiner Reisenden, der andere von einem hochgestellten Engländer, der zur Jagd auf großes Wild hinausgezogen war. Der erste hatte sich dem Innern des Kontinents vom Südwesten aus, der andere vom Nordosten aus genähert. Beide Berichte stimmten merkwürdigerweise darin überein, daß ihnen die Eingeborenen von dem Vorkommen eines Ungeheuers erzählt hätten, das, halb Elefant, halb Drache, in den unzugänglichsten Sümpfen hauste. Ja, vor mehreren Jahrzehnten brachte mir mein vortrefflicher Reisender, Herr Menges, der im Jahre 1871 mit Gordon-Pascha die Expedition am weißen Nil hinauf mitgemacht hatte, schon Berichte über ein ähnliches sagenhaftes Geschöpf. Auch Zeichnungen dieses Tieres, von den Eingeborenen auf die Wände von Höhlen gemalt, finden sich im Innern Afrikas. Nach allem, was mir davon bekannt geworden ist, kann es sich nur um eine Art Brontosaurus handeln. Die Berichte, von so verschiedener Seite kommend, und trotzdem so übereinstimmend, bringen mich fast zu der Ueberzeugung, daß dieses Tier heute noch existieren muß. Ich habe auch, unter Aufwendung erheblicher Kosten, eine Expedition in jene Länder hinausgeschickt, sie mußte aber unverrichteter Sache heimkehren, sowohl weil in diesen undurchdringlichen, und Hunderte von Kilometern sich nach allen Seiten ausdehnenden Sümpfen meine Reisenden von schweren Fieberanfällen heimgesucht wurden, als auch, weil jene Gegenden von sehr tückischen Eingeborenen bewohnt sind, welche die Expedition durch vielfache Angriffe am Vordringen verhinderten.

Trotzdem gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, unserer Zoologie den Beweis der Existenz dieses Geschöpfes zu erbringen und damit vielleicht zu weiteren Entdeckungen Anlaß zu geben. Denn wenn man sich erst überzeugt, daß tatsächlich ein solches Tier heute noch lebt, das man seit Jahrtausenden für ausgestorben hält, so wird die Suche nach weiteren, zurzeit noch unbekanntem Tierarten neuen Ansporn erhalten.

IX.

Stellinger Notizen.

Wo vor wenigen Jahren nichts zu sehen war als weite Kartoffeläcker und ein ungepflegtes, von Gestrüpp bedecktes Feld, erhebt sich heute eine blühende Landschaft, deren Charakter zwar nicht mit demjenigen der norddeutschen Tiefebene übereinstimmt, aber dem Zwecke entspricht, für den sie geschaffen wurde. Gebirgsformationen und felschroffen steigen in die Luft empor, zu ihren Füßen grünen weite Triften und schimmern blaue Gewässer, über die sich zierliche Brücken spannen.

Berge, Triften und Gewässer aber sind mit einem eigenartigen Leben angefüllt, das sich in unaufhörlicher Bewegung befindet und dem Blick immer neue Perspektiven eröffnet. Die Tierwelt der ganzen Erde ist, und zwar unter neuen Bedingungen des Gefangenenlebens, in den Umkreis dieses Parkes eingeschlossen. Wenn man die Schritte nach jenem großen Gebäudekomplex lenkt, der das Hauptrestaurant des Gartens enthält und, diesem Gebäude den Rücken zugekehrt, den Blick geradeaus schweifen läßt, eröffnet sich ein seltsames und gewaltiges Panorama: das Tierparadies.

Ganz im Vordergrund, in der ferne von niedrigen Felsen abgeschlossen, blinkt das Wasser eines großen Vogelteiches, eingesäumt von einer weiten Laufbahn, auf welcher sich Flamingos und Kraniche, Pelikane und Ibisse tummeln, während das Wasser von unzähligen Schwänen, Enten, Gänsen der verschiedensten Art belebt ist. Darüber hinaus umfaßt das Auge mit Befremden einen weiten, ebenfalls von felspartien eingesäumten Plan, auf welchem sich so viele Pflanzentresser verschiedener Art ergehen, daß hier wirklich eine kleine Ecke

des Paradieses abgezweigt erscheint. Schafe, Ziegen und Antilopen klettern gemächlich über die sanft geformten Felsen, unten schreiten bedächtig prächtige indische Brahma-Zebus neben struppigen Vaks aus der Mongolei, hochbeinigen Guanacos aus Südamerika und wolligen Lamas aus Peru. Mit wiegendem Gange folgt ein Dromedar dem bunten Zebra, das an seinen Verwandten, dem Esel und Pferd, vorüberschreitet. Hirsche aus fernen Ländern haben sich hier ein Stelldichein mit den deutschen Vertretern ihrer Art gegeben, gewaltige Büffel und winzige Zwergziegen grasen friedlich nebeneinander — in unablässiger Bewegung, aber in ungestörtem Frieden wogen die einer täuschenden Freiheit zurückgegebenen Tiere über den Platz hin und her.

Was aber das Auge jenseits der Grenze dieser Trift erfasst, erscheint aus der Entfernung ganz unwirklich und traumhaft. Nur um wenige Schritte vom Gehege der Pflanzenfresser entfernt, tummelt sich in einer offenen, ganz frei gelegenen Felsengruppe eine Anzahl von Löwen und noch weiter hinaus wächst ein breiter Gebirgsstoß kühn zur Höhe, dessen Felsvorsprünge bis zum Gipfel mit Bergtieren belebt sind. Unbeweglich steht auf hohem Grat ein Markhor-Bock, dessen Schraubengeweih sich prächtig vom blauen Hintergrund der Luft abhebt, jetzt beugt das Tier sich zurück, um im nächsten Augenblick gleich einem Vogel im Fluge über eine Kluft hinwegzuschellen. Wie unten auf der Trift der Heufresser, so finden sich auch auf diesem Hochgebirge im Kleinen die verschiedensten Tiere zusammen. Mähnschafe aus Nordafrika und die berühmten sibirischen Wildschafe, Himalaya-Wildziegen in ganzen Familien und mannigfache andere Tiere führen auf allen Seiten der Felspartien ihre Kletterkünste aus.

Die Freiheit, welcher sich alle diese Geschöpfe erfreuen, ist Schein und Wahrheit zugleich. Die Löwen in ihrer Grotte können zwar ihre Kräfte frei entfalten, kein Gitter schließt sie von der Umgebung ab — wohl aber ein breiter Graben, der durch die ganze Terrainanlage und durch eine mit Gewächsen bepflanzte Barriere unsichtbar gemacht ist. Die Illusion ist so vollkommen erreicht, daß die meisten Besucher sich erst durch eine Besichtigung des Grabens von der Tatsächlichkeit der Anlage überzeugen lassen.

Meine ersten Versuche, Tiere auf diese Art in Freiheit vorzuführen, machte ich im Jahre 1896 auf der Ausstellung in Berlin, später auch in Leipzig und einigen anderen Plätzen, hauptsächlich aber 1904 auf der Weltausstellung in St. Louis.

Ehe diese Anlagen ins Leben traten, habe ich Versuche darüber angestellt, wie weit das Sprungtalent verschiedener Arten von Tieren reicht. Katzenartige Raubtiere wurden auf die Fähigkeit hin schon in meinem großen Außerkäfig am Neuen Pferdemarkt geprüft. Um zunächst festzustellen, wie hoch diese Tiere in senkrechter Richtung zu springen vermögen, wurde an einem drei Meter über dem Erdboden ragenden Palmenzweige, eine ausgestopfte Taube befestigt. Die in den Käfig eingelassenen Löwen, Tiger, Panther und Leoparden bemerkten die Taube bald und bemühten sich um die Wette, die Beute vom Baum herunterzuholen. Löwen und Tiger brachten es mit ihren Sprüngen kaum über zwei Meter hoch, die schwarzen Panther und Leoparden brachten es auf Sprünge von drei Metern Höhe, so daß sie wohl den Palmenzweig packen, aber die Taube, welche auf dem höchsten Punkt des Zweiges befestigt war, trotz aller energischen Versuche nicht herunterholen konnten.

Der Weitsprung wurde häufig in der Arena mit Tieren ausprobiert, die durch Dressur noch extra zum Springen abgerichtet waren. Der größte Weitsprung, den Leoparden ohne Anlauf machen konnten, betrug drei Meter, ich bin indes überzeugt, daß bei der Möglichkeit eines großen Anlaufs vier bis viereinhalb Meter erzielt würden. Unter den Löwen und Tigern brachte es ein Königstiger ohne Anlauf zu einem Sprung von drei Metern, bei großem Anlauf wird man auch hier ein bis eineinhalb Meter zulegen können.

Auf Grund dieser Versuche sind die Einrichtungen in Stellungen getroffen worden. Sollten die Tiere es auch versuchen, mit einem Anlauf von zehn Metern den Graben zu nehmen, so würden sie schon in der Mitte des Grabens auf halber Springweite in die Tiefe fallen, denn die äußerste Stelle des Absprungs ist von der entgegengesetzten Seite 8,60 Meter entfernt. Unterhalb der Schlucht befindet sich noch eine felsleiste, damit die Tiere, sollten sie beim Spielen vom Plateau der Grotte abgleiten, nicht gleich in den tiefen Graben fallen. Wollte

nun eines der Tiere von dieser Schutzleiste, natürlich ohne Anlauf, den Sprung wagen, dann müßte es schon sieben Meter weit durch die Luft fliegen, um die gegenüberliegende Seite zu erreichen, denn genau sieben Meter beträgt die Breite des Grabens von einer Mauer bis zur anderen. Die Tiere sind bei dieser Art von Abspernung viel sicherer untergebracht als hinter Gittern. Aus den Gelassen mit vorgelagerten Gräben ist ein Entweichen gänzlich ausgeschlossen, während es mir bekannt ist, daß Gitterverschlüsse schon hier und da durchbrochen worden sind.

Der weite Park gleicht einer wohlbevölkerten Stadt, deren Bewohner der Besucher wohl sieht, ohne an ihrem intimen Leben teilzunehmen. Er schaut gleichsam im Vorübergehen durch die Fenster der Gebäude, um einen Blick in das Familienleben der Bewohner des Tierparadieses zu erhaschen. Denn auch hier, wie in der Menschenstadt, bestehen Freundschaft und Feindschaft, Neigungen und Abneigungen, Liebesverhältnisse werden geknüpft und gelöst, es gibt Geburten und Todesfälle, und auch die Botschaft von Haus zu Haus, die von den Menschen, welche der Pflege aller dieser Tiere obliegen, übernommen worden ist. Mit den täglichen Neuigkeiten aus der Tierwelt des Gartens könnte man wohl eine kleine regelmäßig erscheinende Zeitung füllen. Alle Tiere befinden sich unausgesetzt unter strenger Beobachtung und ihre Behandlung ist, auch bei größter Mannigfaltigkeit des Bestandes, eine individuelle.

Aus dem Nordlandpanorama, dessen Felspartien und Gewässer von Walrossen und anderen Robbenarten, von Eisbären, Renttieren und Wasservögeln belebt sind, kommt eines Morgens die zwar nicht wichtige, aber doch bemerkenswerte Nachricht, daß der Seebär, eine Robbenart, die hier zum erstenmal in Europa zu sehen ist, sich einen neuen Sport ausersonnen habe. Unter der Oberfläche des Wasserspiegels beobachtete er die Späßen, die sich am Rande des Bassins vergnügten, plötzlich schoß er aus dem Wasser und hatte im Nu einen Sperling gepackt, den er erbarmungslos ersäuft. Nun konnte das Vögelchen, das die Spiellust des Seebären gereizt hatte, nicht mehr fortfliegen und mußte es sich gefallen lassen, daß die Robbe wohl eine Stunde und länger mit ihm herumspielte, ehe sie dieses Sports

müde wurde. Einige Tage später erjagte derselbe Sportsman eine Ratte, der es ebenso schlimm erging wie dem Spaz.

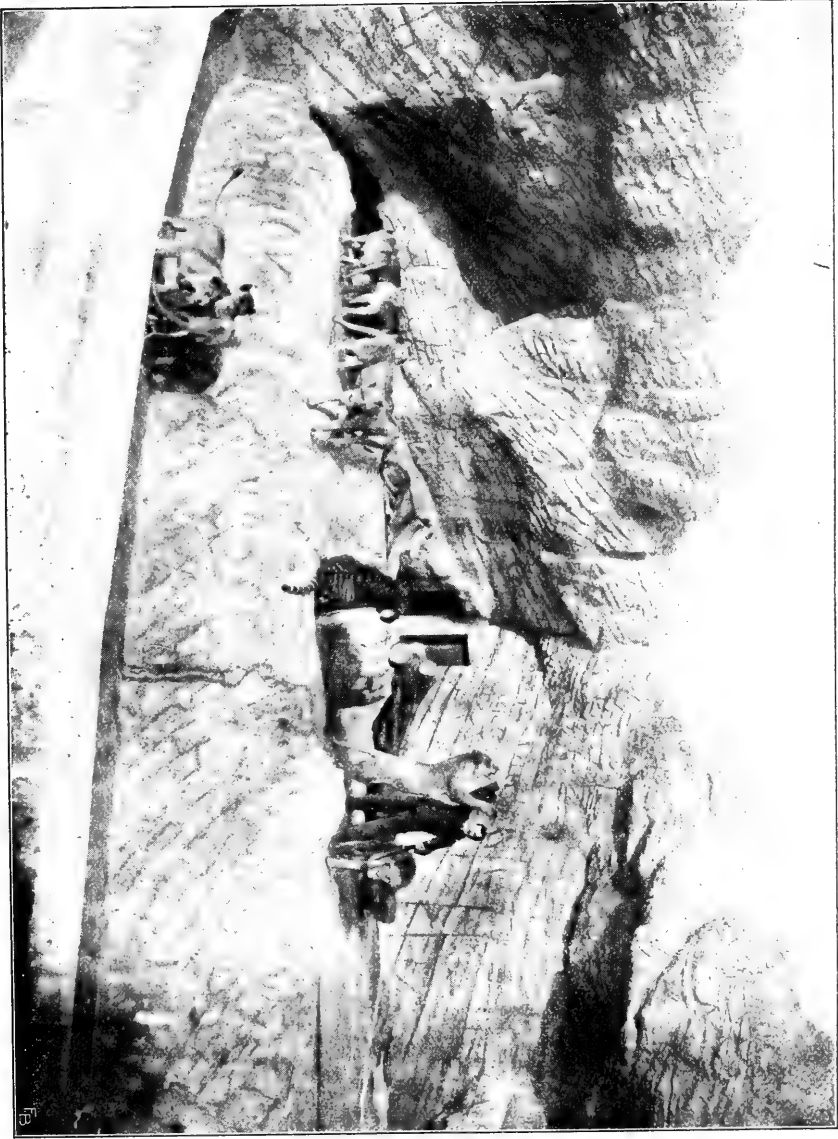
Allen Tieren ist, wie den Menschen, der Spieltrieb eingeboren. Nicht Grausamkeit, sondern allein die Absicht zu spielen, hatte den Seebären veranlaßt, dem Sperling und der Ratte aufzulauern. Die Lust am Spiel geht durch den ganzen Garten und es wird ihr schon jetzt Rechnung getragen, während in Zukunft noch ganz besondere Einrichtungen zur Befriedigung dieses Triebes getroffen werden sollen. Die einzelnen Geschöpfe beanspruchen Spielsachen, die ihrer Figur und ihren Neigungen angemessen sind. Für die Seelöwen, die ein angeborenes Talent zum Balancieren von Gegenständen besitzen, genügt ein ins Wasser geworfener Knüttel, mit dem sie alsbald zu jonglieren beginnen. Das Rhinoceros dagegen ist von Natur ein Athlet und muß mit Apparaten versehen werden, an denen es seine Kraft erproben kann. Durch den Stall von Max, einem unserer Rhinocerosse, wurde eine Latte geschoben, und an diese ein stramm mit Heu gefüllter Sack gehängt, das Ganze gleich also einem jener Übungsapparate, wie sie die amerikanischen Vorer benutzen. Diese Gebrauchsauffassung schien auch Max zu teilen, denn er begann sofort, sich mit dem Sack herumzubogen und ward dieses Spiels gar nicht müde. Die Auerochsen, die ja ebenfalls Kraftgenies sind, erhielten als Spielgegenstand ein Fäßchen, das sie hin und her rollen und mit den Hörnern in die Luft werfen. Die Forderung: „*panem et circenses*“ gilt also auch hier, um die Bevölkerung bei guter Laune zu erhalten.

Neben Futter und Spiel steht als dritter großer Bewegungsfaktor die Liebe und die Freundschaft, die ja nur eine andere Form der Liebe ist. Gäbe es unter den Tieren auch den Klatsch, der in der Menschenwelt so weit verbreitet ist, der Garten wäre voll davon. Und hauptsächlich würde er sich natürlich um die Mesalliancen drehen, die hier ihr Wesen treiben. Was kann es Ausichtsloseres geben, als die Neigung zwischen einer riesigen Elefantenkuh und einem Känguruhmännchen. Und doch ist eine solche Freundschaft, die einen geradezu innigen Grad erreicht hat, beobachtet worden. Täglich spielten diese beiden Tiere miteinander, der Elefant liebte das Känguruh



Arthur Schaul, Hamburg.

Löwenbeck in der Löwengrube.



Erit Bitte, Bitte machent!

mit seinem Rüssel, und eins mochte nicht ohne das andere sein. Ein anderer Elefant, diesmal ein Bulle, hatte Freundschaft mit einer zierlichen Ponystute geschlossen, eine Freundschaft, die so weit ging, daß der Elefant sich nur noch in Begleitung seiner Freundin transportieren ließ. Außerordentlich häufig sind diese Neigungsverhältnisse unter Vögeln verschiedener Art. Ein Kronenkranich und ein amerikanischer Strauß gesellten sich zueinander, ebenso ein Enterich und eine Löwe, ich weiß aber nicht, ob es sich in diesen Fällen um eine Junggesellenfreundschaft oder um eine Liebesneigung gehandelt hat. Wo viel Sonne ist, da gibt es aber auch viel Schatten, und der Eifersuchtszzenen ist kein Ende.

Zu den interessantesten Tieren des Gartens gehören die im Nordlandpanorama wohnenden drei Walrosse. Alle Polarreisenden haben uns ihre Beobachtungen über diesen Riesen des Nordens mitgeteilt. Sie stimmen darin überein, daß das Walroß in der Freiheit ein ungemütlicher Geselle und unter Umständen sehr angriffslustig ist. Mit seinen gewaltigen Hauern haßt es sich, wenn es gereizt und wütend gemacht ist, am Rand des Bootes fest und sucht es umzustürzen. Den modernen Geschossen gegenüber hat es aber längst seine Gefährlichkeit verloren, fällt es doch selbst der Jagdkunst der Eskimos trotz all seiner Kraft zum Opfer. Die Eskimos harpunieren den Riesen und machen ihm durch Kanzenstiche den Garaus. Für die Wissenschaft gehört das Walroß, das man noch wenig in der Gefangenschaft beobachten konnte, zu den interessantesten Tieren. Es ist klar, daß man dieser Riesen nur habhaft werden kann, wenn sie ganz jung sind. Verschiedene Male bin ich zu meiner Freude in den Besitz von Walrossen gekommen, die, soviel ich weiß, auf dem Eise überrascht und von Fischern dingfest gemacht worden waren, nachdem man die Alten getötet hatte.

Die ersten beiden Walrosse, welche ich erhielt, gingen innerhalb weniger Wochen zugrunde. Zwei andere hielten sich annähernd zwei Jahre. Die Tiere sind sehr empfindlich und bedürfen großer Pflege, namentlich erkälten sie sich leicht. Das letzte Walroß, welches damals übrig blieb, zog sich schon im Spätherbst eine Erkältung zu, die wir

aber durch Dampfbäder beseitigten. Als das Tier starb, war es etwa drei Jahre alt, besaß aber schon ein Gewicht von reichlich acht Zentnern. Ich nehme an, daß das Walroß etwa mit dem zehnten Jahre ausgewachsen ist und dann ein Gewicht von 2500—3000 Pfund erreicht. Die Tiere verbrauchen aber auch ungeheure Quantitäten Nahrung. Die beiden ersten Walrosse, die ich besaß, ganz junge Tiere, fütterte ich anfangs mit je zwanzig Pfund Fischen pro Tag. Entgrätete und in kleine Stücke geschnittene Kabeljaue, Seehechte, Dorsche, Schellfische und Heilbutte wurden im Wasser von den Tieren aufgeschlürft. Die beiden anderen Exemplare fraßen im Alter von zwei bis drei Jahren täglich je 80 Pfund Fische — ein ungeheurer Appetit, der in Hinsicht auf die ausgewachsenen Tiere Riesenquantitäten von Nahrung voraussetzt.

Nach vielen Mühen und mancher fehlgeschlagenen Hoffnung gelang es mir im Oktober 1907 endlich wieder, drei Walrosse meinem Tierpark einzuverleiben. Sie wurden in der Karischen Straße in der Nähe der Waigatsch-Inseln gefangen und durch Vermittlung des Herrn Dr. Breitfuß, Leiter der Expedition für wissenschaftlich-praktische Untersuchungen an der Murman-Küste, bezogen. Von dem Walroßjäger, welcher die Tiere gefangen hatte, wurden sie ausschließlich mit Seehundspeck ernährt, auch in der ersten Stellerer Zeit erhielten sie diese Nahrung. Als der Seehundspeck indes zu Ende gegangen war, weigerte sich das männliche Tier, irgendeine andere Nahrung anzunehmen, während die beiden Weibchen sich mit Kabeljaufleisch füttern ließen. Alle Versuche, den Bullen zum Fressen zu bewegen, schlugen fehl und schon sah ich das Ende des kostbaren Tieres vor Augen, als ich auf den Gedanken kam, schließlich noch einen Versuch mit Haifleisch zu machen, welches dann endlich nach einer vierzehntägigen Hungerperiode angenommen wurde. Später hat sich das Tier, wie die beiden Weibchen, herbeigelassen, Kabeljaufleisch zu nehmen, das ihnen in grätenlosem Zustand dargereicht werden muß. Die Tiere werden, wie man es täglich sehen kann, von ihrem Wärter gefüttert wie die Kinder, die Nahrung wird ihnen vor das Maul gehalten und schlürfend aufgenommen. Allerdings hat der Appetit der Tiere nichts Kindliches an sich. Die drei jungen Walrosse fraßen

im letzten Monat 5035 Pfund Kabeljau, Lengfisch oder Seelachs im Werte von zusammen 710 Mark. Etwas teure Kostgänger!

Zu diesen bereits in meinem Tierpark vorhandenen drei jungen Walrossen kamen am 9. September 1908 noch fünf junge Exemplare, zwei weitere Männchen und drei Weibchen, so daß ich jetzt den Besuchern meines Tierparks acht dieser in der Gefangenschaft noch recht seltenen Tiere vorführen kann. Denn außerdem gibt es nur noch im Zoologischen Garten zu Kopenhagen seit ganz kurzer Zeit ein junges Walroß, sonst in keinem Etablissement der Welt. Die fünf Neuankömmlinge wurden von ihrem glücklichen Fänger, dem Kapitän O l e h a n s e n aus Hammerfest nach Stellingen gebracht, und dieser erzählte mir manches Interessante über den Fang und die Lebensweise dieser Tiere. Kapitän Hansen, ein Norweger von Geburt, betreibt den Walroßfang im Nördlichen Eismeer schon seit dem Jahre 1886; und seit sechzehn Jahren führt er als Kapitän selbständig ein Eismerschiff, das den merkwürdigen Namen „7. Juni“ nach dem Datum seiner Taufe trägt. Die Walrosse werden von besonders dazu gebauten Booten aus harpuniert. Die Bauart dieser Fangboote, die etwa zwanzig Fuß lang und sieben Fuß breit sind, ist derartig, daß die Bretter nicht übereinander liegen, sondern aufeinander stoßen, wodurch die Wand des Bootes ganz glatt wird. Außerdem beschlägt man den Boden des Schiffes mit Blech. Vorn befindet sich eine Plattform von vier Fuß Breite, die einen Pfeiler trägt, der fest im Kiel des Bootes eingezapft ist. An diesem Pfeiler werden die Harpunen mit langen Leinen befestigt, welche letztere stets zur Benutzung bereit aufgerollt auf der Plattform liegen müssen. Sechs Zoll vom Bug entfernt sind an jeder Seite vier Vertiefungen in der äußersten Kante der Schiffswand angebracht. Wird ein Walroß harpuniert, so wird die Leine der Harpune in diesen Ausschnitt hineingelegt, um dadurch zu verhindern, daß sich die Leinen miteinander verwickeln, wenn mehr als eine Harpune benutzt wird. Außerdem wird auf diese Weise ein Kentern des Schiffes verhütet, das unbedingt eintreten müßte, wenn das getroffene Walroß die Leine nach hinten zu längs der Wand des Schiffes ziehen würde. Auf der Plattform steht stets der Fänger, während drei Mann rudern. Die Harpune wird auf eine

Distanz von etwa zweiundzwanzig Meter geworfen, der Reford, der in dieser Beziehung erzielt wurde, betrug etwa vierunddreißig Meter. Das harpunierte Walroß geht sofort in die Tiefe, kommt aber nach einiger Zeit zum Atemholen wieder an die Oberfläche. Bleibt die Leine schlaff, so wissen die Fänger, daß sie mit ihrem Boot gefährdet sind, denn dann steigt das verwundete Tier ganz in der Nähe des Schiffes aus dem Wasser hervor, um anzugreifen. Harpunierte Weibchen schwimmen gewöhnlich geradeaus und ziehen die Leine straff. Manchmal allerdings muß diese gekappt werden, und zwar, wenn das harpunierte Walroß auf einer Eisscholle lag, und den Weg zur Flucht nun jenseits ins Wasser nehmen will. Um die Tiere nach dem Harpunieren möglichst schnell unschädlich zu machen, werden sie mit ganz besonders konstruierten norwegischen Walroßbüchsen erschossen. Wird eine Walroßherde an der Küste lagernd überrascht, so tötet man zunächst die am Rande des Ufers liegenden, damit die weiter am Lande befindlichen durch die Körper der toten am Entweichen gehindert werden.

Die Walroßjagd ist häufig mit beträchtlicher Gefahr verbunden. Bei dem Fang der in den Tierpark gebrachten jungen Tiere geriet die aus vier Mann bestehende Besatzung eines Bootes in größte Lebensgefahr. Ein starker Bulle wurde wütend, als er die Rufe der Jungen hörte, die man an Bord gebracht hatte und stieß mit seinen Zähnen drei große Löcher in das Boot.

Um die Jungen lebendig zu fangen, ist es gewöhnlich notwendig, die Mutter zu erlegen. So wurde eins der in Stellingen befindlichen Tiere auf diese Weise erbeutet, daß man die getötete Mutter ganz dicht an das Boot heranzog, und sich nun vollständig ruhig verhielt, es dauerte dann gar nicht lange, bis das Junge kam, und der toten Mutter auf den Rücken kletterte. Nun war es natürlich nicht schwer, sich des unbeholfenen jungen Tieres zu bemächtigen.

Beim Fang der fünf neuerdings nach Stellingen gebrachten Jungen wurden achtundsechzig andere Walrosse getötet. Die Jäger erhalten für die Felle 1,40 Kronen pro Kilogramm; außerdem bildet der Walroßtran einen wichtigen Handelsartikel. Die größten Walrosse finden sich nach Kapitän Ole Hansen bei Franz-Josefsland. Dort

war es auch, wo sich unter der Jagdbeute des letzten Jahres ein Tier befand, dessen Zähne je fünfundsiebzig Zentimeter lang waren und je zweieinhalb Kilogramm wogen. Dabei wird das Kilogramm mit etwa sechs Kronen bezahlt.

Die Geschlechter der Walrosse halten sich getrennt, Weibchen und Junge leben für sich, ebenso wie die Männchen, und nur die Paarungszeit im September und Oktober vereinigt Männchen und Weibchen am Lande. So traf Kapitän Hansen im Jahre 1886 an der Nordküste von Nordostland eine Herde von 370 Stück. Diese wurden sämtlich von fünf Schiffsmannschaften erlegt. Die Weibchen halten sich sonst, wie jene Herren berichten, an der Nordküste von Spitzbergen auf, etwa auf einundachtzig Grad nördlicher Breite; die Männchen dagegen im Storefjord zwischen Nordostland und Kong Karlsland.

Der größte Bulle aber, der unseren Fängern auf der letzten Reise zu Gesicht gekommen ist und auch glücklich erlegt wurde, hatte ein Gewicht von annähernd 3000 Kilogramm. Die Haut allein wog 500 Kilogramm.

Die jungen Tiere wurden bei Kap Flora gefangen; das ergiebigste Jagdgebiet ist heute aber wohl die Nordküste von Sibirien.

Die Nahrung der Walrosse setzt sich nach Kapitän Hansen hauptsächlich aus pelagischem Auftrieb zusammen, einem aus zahllosen kleinen Organismen bestehenden Tierbrei, in dem winzig kleine Krebse vorherrschend sind. Außerdem lebt das Walross von Sandwürmern, wie sie in großer Zahl im Magen erbeuteter Tiere gefunden werden. Einmal beobachtete Hansen sogar, wie ein Walross einen toten Seehund anging; es hatte mit seinen Zähnen Löcher in den Kadaver gestochen und war nun dabei, den Speck des Seehundes schlürfend in sich aufzunehmen. Es war aber leider nicht festzustellen, ob der Seehund erst von dem Walross getötet worden, oder ob er schon vorher tot war.

Die Stoßzähne des weiblichen Tiers sind um ein Drittel kürzer als die der Männchen, außerdem bei ausgewachsenen Weibchen auch beträchtlich dünner. Das Gebrüll der Walrosse wird in der Windrichtung zwei Seemeilen weit gehört, und ist so durchdringend, daß

sich die Jäger bei Nebel häufig mit dem Kurs des Schiffes danach richteten.

Im Jahre 1897 kam durch eine Unvorsichtigkeit bei der Jagd in der Nähe von Kong Karlsland die Leine längs des Bootes zu liegen, wodurch dieses kenterte. Ein starker Bulle tötete hierbei vier Mann, wobei er den einen mit beiden Zähnen durch den Rücken stieß. Immer wieder tauchte er auf, um seine Gegner zu vernichten. Zwei Mann suchten sich durch Schwimmen zu retten, wurden von dem rasenden Tier aber eingeholt und aufgespießt. Der vierte konnte sich auf das Boot retten, der Bulle ruhte aber nicht eher, als bis er das Boot umgeworfen und auch diesen getötet hatte.

Die ersten beiden gefangenen Walrosse wollten nach dem Fang neun Tage lang nichts fressen, während das dritte Exemplar nur achtundvierzig Stunden die Nahrungsaufnahme verweigerte, und durch sein gutes Beispiel dann auch die anderen beiden zum Fressen animierte. Besonders interessant aber war es, als die fünf neu-angekommenen Walrosse ihren drei Genossen im Bassin des Stellingar „Eismeerpanoramas“ zugeführt wurden. Die fünf Neuankömmlinge waren in Kisten auf Wagen bis in die Nähe von ihren Kameraden gefahren worden. Bei dieser Gelegenheit bewiesen die Tiere ein derartig ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl, wie es ihrer oft beobachteten hohen Intelligenz entspricht. Sei es nun, daß die drei älteren Tiere ihre Nähe durch den Geruch wahrnahmen, oder durch das Gehör — jedenfalls gerieten sie in eine mächtige Erregung. Der Bulle kam, gefolgt von den beiden Weibchen, aus dem Wasser heraus, und alle fingen nun laut zu brüllen an. Dabei konnte man beobachten, wie das Tier vor Erregung geiferte, und seine Augen sich durch Blutüberfluß rot färbten. Als die jungen Tiere aus ihren Käfigen herausgelassen wurden, nahmen die drei anderen sie unter sichtbaren Zeichen der Begrüßung in Empfang, indem sie sie von allen Seiten zärtlich beschnupperten. Ich rief nun sofort den Wärter mit Fischfleisch herbei und begann mit ihm die Tiere zu füttern. Als die Neuangekommenen sahen, wie gut es sich ihre älteren Genossen schmecker ließen, begannen auch sie ihre Mahlzeit mit bestem Appetit zu verzehren, und benahmen sich nach kurzer Zeit schon so zahm und

zutraulich, als ob sie gleich den anderen schon lange im Tierpark gewesen wären.

Den Leser wird es vielleicht interessieren, an dieser Stelle eine kleine Statistik über die Bevölkerung der Tierstadt und ihre leiblichen Bedürfnisse vorzufinden. Der Bestand an Tieren, einschließlich der Dressurgruppen, betrug beispielsweise im August 1908:

91 Katzenartige Raubtiere, darunter 49 Löwen, 26 Tiger und 3 Löwen-Tiger-Bastarde, 18 Eisbären und 12 Bären anderer Arten, 40 Hyänen, Wölfe, Hunde in 15 Arten, 15 Schimpansen, Orang-Utans und Gibbons, sowie 109 Affen in 22 verschiedenen Arten, 13 Elefanten, 3 Nilpferde, 2 afrikanische Nashörner, 4 Capire, 3 Giraffen, 21 Kamele, Dromedare und Lamas, 57 Hirsche und Rehe, 43 Rinder, darunter 2 Wisents, 12 Bisons und 17 Büffel, 84 Wildschafe, Schafe, Steinböcke und Ziegen in 18 Arten, 43 Antilopen, darunter Elenantilopen, Wasserböcke, Leuforyx- und Kudu-Antilopen, 1 Warzenschwein, 73 Einhufer, darunter 21 Zebras; als Mitbewohner des Nordlandpanoramas 3 Walrosse, 4 Seelöwen, 1 Seebär und 3 Seehunde in ebenso vielen Arten. An Nagetieren sind 96 Exemplare in 8 Arten vorhanden, ferner 8 Gürteltiere, 12 Känguruhs, 36 Schildkröten, 12 Varane, Leguane usw., 11 Krokodile und Alligatoren, sowie 68 Schlangen. Das Reich der Vögel umfaßt 1072 Individuen, die sich in der Hauptsache zusammensetzen aus 48 afrikanischen Straußen, 18 südamerikanischen Straußen, 11 australischen Straußen und 13 Kasuaren — dazu 295 Schwimmvögel, 273 Stelzvögel, darunter 90 Flamingos und 82 Kraniche, 187 Hühnervögel, 116 Singvögel, 69 Papageien, 21 Tufane und 16 Raubvögel. Die gesamte Tierstadt ist demgemäß bewohnt von annähernd 2000 Individuen, die einen Gesamtwert von 1 125 000 Mark repräsentieren.

Was in der Küche dieser Stadt draufgeht, vermag der Leser sich schon einigermaßen vorzustellen, wenn er erfährt, daß ausgewachsene Löwen und Tiger täglich 10 bis 15 Pfund Fleisch verzehren, daß jeder ausgewachsene Elefant, wenn er müßig geht, 10 Pfund Hafer, 5 Pfund Kleie, 40 Pfund Rüben und 60 Pfund Heu zu sich nimmt

— die Rationen erhöhen sich, wenn die Tiere arbeiten — und daß ein Külpferd nicht unter einer Tagesration von 10 Pfund gequetschtem Hafer, 6 Pfund Kleie, 6 Pfund Roggenbrot, 20 Pfund Rüben und 20 Pfund Heu auskommen kann. An Delikatessen sind die unverdorbenen Mägen der Tiere nun freilich nicht gewöhnt, dennoch bietet der Speisezettel eine ziemliche Abwechslung, freilich eine noch größere Fülle, wie man aus der folgenden Futterliste für ein Jahr und bei einem Tierbestande, wie vorher angegeben, ersehen kann.

Durch die Nahrungsmittel-Abteilungen des Tierparkes gingen im Laufe eines Jahres:

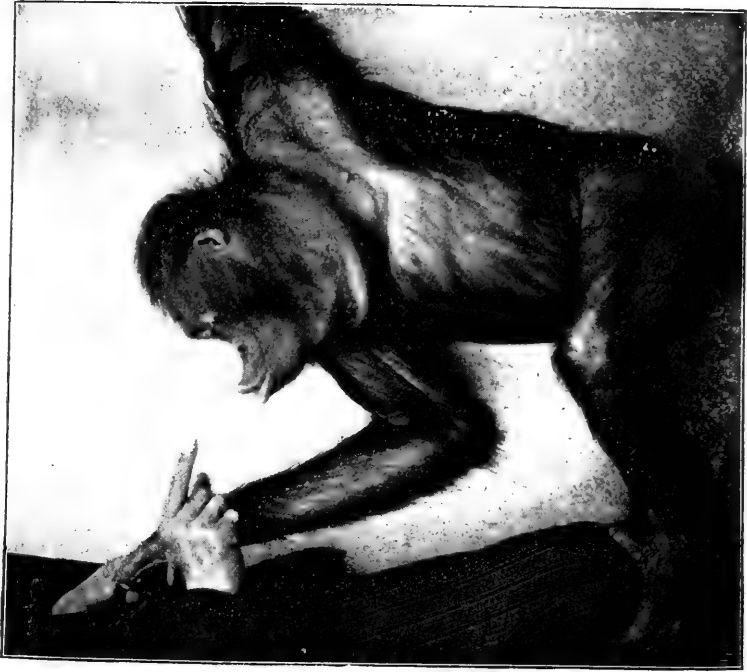
85 107 kg	Pferdefleisch	7 000 kg	Kartoffeln
34 945 "	Rindfleisch	850 "	Pferdemelasse
120 St.	Tauben	4 500 "	Wurzeln
270 "	Kantnchen	99 555 "	Rüben
150 "	Hühner	4 300 "	Kohl
55 128 kg	Fische	250 "	Salat
davon 28 825 kg für	Walrosse	400 "	Johannisbrot
		800 "	Leinuchen
18 156 kg	Weißbrot	3 000 "	Eicheln und
15 425 "	Roggenbrot		Kastanien
8 600 "	Pferdefakes	210 "	Datteln
7 600 "	Hundefakes	4 500 St.	Eier
16 700 "	Mais	1 140 kg	Hafermehl
18 300 "	Quetschmais	13 838 l	Milch
12 100 "	Weizen	60 000 kg	Preßstroh
88 837 "	Hafer	86 000 "	Preßheu
7 600 "	Gerste	76 559 "	Wiesen- und
44 650 "	Kleie		Schilfheu
800 "	Erbfen	15 000 "	Kleeheu
1 225 "	Hanf	6 000 "	Renntiermoos
1 205 "	Buchweizen	122 400 "	Timotheeheu
975 "	Hirse	6 850 "	Häcksel
1 625 "	Reis	22 980 "	Haferstroh

Hierzu kommen noch Fleischsuppen, Milch- und Fruchtsuppen, Bickbeerwein, Mehl, Kirschen, Trauben und andere Früchte für die Untropomorphen, ferner nahezu 50 000 Kilo Roggen und Hafer-

Aus dem Leben der Menschenaffen.



Diogenes.



„Ein Kuß gefüßt von Tippen . . .“



Moritz I.

stroh, sowie, obgleich es nicht ganz in diese Rechnung paßt, 30 000 Kilo Torfstreu und etwa 240 000 Kilo Koks und Kohlen. Die Ausgaben, welche diese Liste beansprucht, betragen rund 150 000 Mark.

*

*

*

Weit drüben, wo sich eine zierliche Brücke über die Landstraße schwingt, ist in diesem Jahre ein zweiter Teil des Parks eröffnet worden, in dem die Völker-Schaustellungen ihre Lager aufschlagen werden, und wo auch eine neue große Dressurhalle Aufstellung gefunden hat. Schon bereitet sich für das kommende Jahr die Eröffnung einer dritten großen Abteilung des Tierparks vor. Auf diesem neuen, im Osten gelegenen und annähernd sechs Hektar großen Gelände wird u. a. ein sechzig Meter langes Kaffeehaus mit Parterre und erster Etage errichtet, das im Sommer bei großem Besuch dem Publikum Gelegenheit bieten soll, sich auszuruhen und zu erquicken. Außerdem wird es bei plötzlich eintretendem Unwetter einer größeren Menschenmenge als Zufluchtsstätte dienen können. Dieses Gebäude wird unter Dach reichlich 2500 Personen beherbergen können und eine vorgebaute Terrasse wird Sitzplätze für weitere 2—3000 Personen bieten. In der Mitte des Geländes wird ein etwa ein Hektar großer Teich angelegt und an zwei Stellen mit Brückenübergängen versehen. Um den Teich herum wird eine Miniatureisenbahn von reichlich 600 Metern Länge gebaut. Die Züge, die sowohl Kinder als Erwachsene aufnehmen können, werden von einer Lokomotive befördert, die genau einer deutschen Schnellzuglokomotive nachgebildet ist. Zwischen den Gebüsch am Teichufer werden nach und nach in lebensgroßen künstlerischen Nachbildungen die Tiere der Vorwelt aufgestellt, bis in die Baumwipfel wird die Donneridechse, der ungeheure Brontosaurus, dessen Gesamtlänge bis zu vierzig Metern beträgt, seinen Kopf erheben; den Stegosaurus und den Ceratosaurus oder die Horneidechse, die fünfzehn Meter hoch emporragt, alle diese Riesen wird man hier finden und sich in die Vorwelt zurückversetzt glauben. Das noch übrige Terrain ist für ein großes

Affenhaus, ein besonderes Gebäude für Menschenaffen, sowie für einige Gelfasse zur Aufnahme seltener Rinder- und Antilopenarten bestimmt, während in südlicher Richtung an der Kaiser-Friedrichstraße eine umfangreiche Straußenfarm eröffnet wird.

Auch über diese Unternehmungen*), die sich zum größten Teil in der Ausführung befinden, greifen schon neue Pläne hinaus, um ein kürzlich angekauftes allerneuestes Terrain von zehn Hektar, das dem Tierpark gegenüber nordöstlich am Lofstedter Weg liegt, zu einer Farm umzugestalten, auf der neue interessante Züchtungen mit Rindern und Einhufern vorgenommen werden sollen. Diese Zuchtversuche nehmen schon jetzt ihren Anfang, doch werden noch einige Jahre vergehen, ehe alles praktisch ausgebaut ist. Die erste Bedingung für solche Unternehmungen größeren Stils ist Geld und immer wieder Geld, und deshalb ist ein besonnenes und systematisches Arbeiten nötig, in ökonomischem Einklang mit den verfügbaren Mitteln.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine irrtümliche Auffassung richtigstellen, die im Publikum weite Verbreitung gefunden hat. An dem weitverzweigten Unternehmen, das jetzt in Stellingen zentralisiert ist, sind weder Banken noch sonstige Finanzkreise beteiligt; der Tierpark wie das gesamte Geschäft sind mein alleiniges Eigentum. Dagegen ist das Terrainunternehmen Stellingen, das durch mich gegründet wurde, eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, an der ich mit einem bestimmten Prozentsatz beteiligt bin.

*) Diese Unternehmungen sind seit der Niederschrift des Buches ins Leben getreten. (Siehe Nachtrag.)

Menschenaffen.

Die Anthropomorphen-Affen sind schon von jeher meine Lieblinge gewesen, ihnen habe ich stets in der Pflege die größte Sorgfalt angedeihen lassen. Und so war es bei der Schaffung des neuen Tierparks mein Wunsch, diese Affen darin besonders zur Geltung gelangen zu lassen. Wo sich mir nur Gelegenheit bot, habe ich schöne Exemplare angekauft, und ich habe dabei viel Lehrgeld bezahlen müssen, da diese zartbesaiteten Kinder der feuchtheißen Tropen sehr unter dem Klima unserer nördlichen Breiten zu leiden haben. Aber ich habe auch viel Freude an diesen Affen erlebt, namentlich an dem schönen Orangpaar Jacob und Rosa und dem klugen Schimpansen Moritz, die in Hamburg durch ihre vielen lustigen Streiche bekannte Persönlichkeiten geworden sind und täglich zahlreiche Besucher meines Tierparks durch ihre Späße belustigten. Die beiden Orangs erwarb ich von einem Farmer, welcher diese Affen auf Borneo als ganz kleine Tiere erhielt und mit der Flasche aufzog. Sieben Jahre hindurch hielt er drüben diese Affen in der Gefangenschaft. Ihnen wurde volle Freiheit gewährt, sie bildeten Mitglieder der Familie und waren von klein auf stets an den Umgang mit Menschen gewöhnt. Des Mittags aßen sie mit ihrem Herrn am Tisch und erhielten das gleiche Essen wie er und seine Angehörigen, kurz, sie wurden als Kinder gehalten und betrugten sich auch gesittet und manierlich bei Tisch. Als sie nach Europa überführt wurden, blieben sie während der Reise die ganze Nacht frei an Bord, sie konnten hingehen, wo es ihnen beliebte, und wurden bald die Lieblinge der ganzen Besatzung des Schiffes, die nicht müde wurde, mit den Tieren zu spielen. Als die

Affen in meinem Tierpark anlangten, war es mir sofort klar, daß ich diesen gesunden und durch die lange Seereise abgehärteten Tieren kein beengtes Obdach in einem ungenügend ventilierten Tierhause bieten durfte, wollte ich sie gesund und längere Zeit am Leben erhalten. Zu dem Zwecke ließ ich einen großen Wagenkäfig herbeischaffen, dessen offene Gitterwandungen nur nach der Ost- und Nordseite durch Segelleinen bedeckt waren. Des Nachts stand den Tieren ein Schutzraum in Form einer allseitig geschlossenen großen Holzkiste zur Verfügung, die dem Wagenkäfig angefügt war. Auf diese Weise hielt ich die Affen im vorigen Jahr den ganzen Sommer durch. Um ihnen den Mangel an Gesellschaft zu ersetzen, stellte ich einen besonderen Wächter an, dem es ausschließlich oblag, diese Tiere zu pflegen und sich mit ihnen dauernd zu beschäftigen. Dadurch hoffte ich, die Tiere seelisch so zu beeinflussen, daß sie den Verlust der Freiheit verschmerzten und keine Langeweile empfanden. Meine diesbezüglichen Anschauungen sind richtig gewesen; ich erlebte die Freude, daß die beiden Affen nicht nur vortrefflich gediehen, sondern sich auch nach geistiger Seite hin ausgezeichnet entwickelten. Als die kalte Jahreszeit herankam und der Aufenthalt im offenen Gitterwagen den Tieren nicht mehr zuträglich war, ließ ich im Giraffenhaus eine Abteilung für die Affen herrichten, um sie dort überwintern zu lassen. Als ein weiterer Anthropomorphe und neuer Spielkamerad kam zu den beiden Orangs bald ein zirka siebenjähriger männlicher Schimpanse namens Moritz hinzu, welcher bis auf den heutigen Tag als Dritter im Bunde der beiden Orangs das Publikum durch seine Klugheit und tollen Streiche unausgesetzt zu belustigen versteht. Diese drei Anthropomorphen überwintern vorzüglich im Giraffenhaus. Es war darin nie tropisch warm, sondern nur temperiert, denn es wurde stets durch Offenhalten von hochangebrachten Fenstern für ausgiebige Ventilation gesorgt. Als es Sommer wurde, ließ ich von dem Auslauf der Giraffen ebenfalls einen Teil für diese Affen absperrern und ihn durch Drahtgitter abgrenzen. Der Ein- und Ausgang aus dem Innenraum ins Freie oder umgekehrt ist den Tieren durch Fallklappen, die durch ihre eigene Schwere die Öffnung schließen, ermöglicht. Die Affen können nach eigenem Ermessen sich die Klappe

hochschieben, was sie auch in kürzester Zeit gelernt haben. Innen- und Außenraum sind mit Turngeräten ausgestattet, damit sich die Affen nach Herzenslust vergnügen können. Ihr Benehmen gab denn auch zu recht interessanten Beobachtungen Anlaß, über die ich hiermit berichten will. Dabei möchte ich ausdrücklich hervorheben, daß meines Erachtens den Anthropomorphen eine außerordentlich hohe Begabung innewohnt, die erst durch den intimen Umgang mit den Menschen ausgelöst wird und so recht zur Geltung kommt. Bei allen losen Streichen, welche diese drei Affen ausführten, war der Schimpanse Morik stets der Tonangebende. Er ist immer der Rädelsführer, der die Gutmütigkeit der Orang-Utans benutzt, um bei seinen Dummheiten zum Ziele zu gelangen. Eine besonders große Freude hat er daran, den Herren und Damen die Hüte vom Kopf zu reißen und mit seinem Raube, den er einer gründlichen Visitation unterzieht, auf eine Turnstange, die im Innern seines Käfigs angebracht ist, zu flüchten. Um das zu erreichen, gebraucht er stets eine Kiste, deren Ausföhrung ihm gewöhnlich auch vortreflich gelingt. Harmlos sitzt er, sobald sich Besucher, namentlich Damen mit großen Hüten, herannahen, an der Seite der Gitterfront auf einer großen hölzernen Schlafkiste und beobachtet gespannt das Herannahen seiner ahnungslosen Opfer. Die beiden Orangs, die mit Vorliebe am Gitter sitzen, haben die Gewohnheit, den Leuten zur Begrüßung die Hände aus dem Käfig heraus entgegenzustrecken. Sobald nun ein Herr oder eine Dame dem Orang die Hand gibt, beugt sich die betreffende Person unwillkürlich gegen die Gitterwand — blitzschnell schießt der Schimpanse von seiner Kiste herab, greift mit sicherer Hand nach dem Gegenstand seiner Wünsche und flugs geht es mit seinem Raub auf die Turnstange. — Da es gerade keine angenehmen Szenen waren, die dadurch entstanden, und ich nicht Lust hatte, täglich Hüte zu bezahlen, sah ich mich genötigt, die Affen von dem Publikum durch eine Barriere abzusperrern. Schließlich war ich sogar gezwungen, die Affen durch eine Glaswand vom Publikum zu trennen, da die kostbaren Tiere von den Besuchern wiederholt Futtermittel erhielten, die ihnen nicht zuträglich waren, so daß zweimal das Leben eines Affen gefährdet war. — Sobald der Wärter bei den Affen

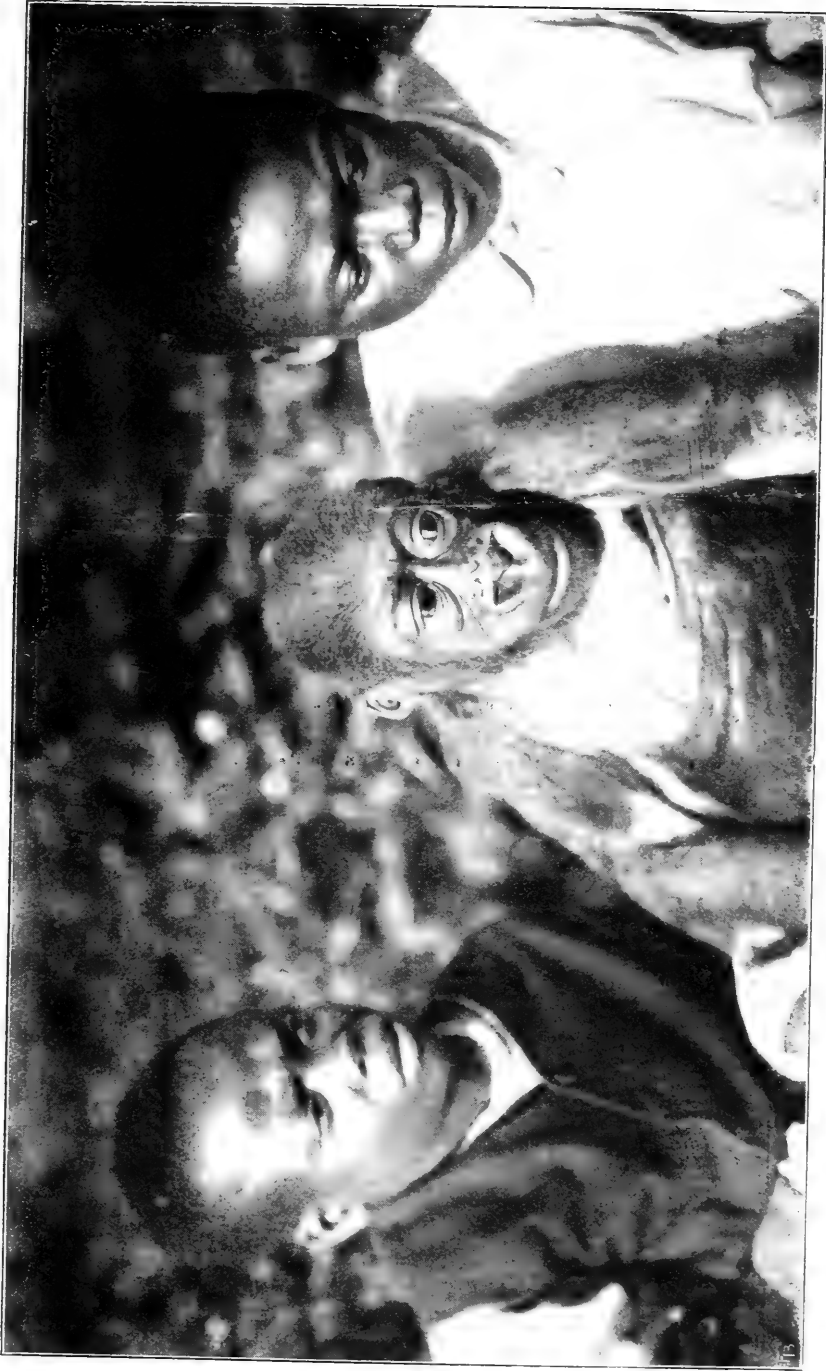
nicht anwesend ist, langweilt sich Moritz und sucht durch allerlei Schabernack sich seine Langeweile zu vertreiben. Mit Vorliebe sucht er sich hierbei den Orang Jacob als Opfer seiner Scherze aus und springt demselben, ohne daß dieser vorher eine Ahnung davon hat, auf den Kopf, um ihn umzuzerren. Dann gibt es eine tüchtige Balgerei, wobei aber Moritz stets Herr der Situation wird, indem er sich den Umarmungen Jacobs geschickt zu entwinden weiß und mit einigen Sprüngen aus dessen Nähe flüchtet. Obwohl der Orang gleich hinter dem Flüchtling hereilt, gelingt es ihm doch nur selten, seiner habhaft zu werden, denn der Orang springt niemals und ist in seinen Bewegungen weit bedächtiger und weniger flink. Außerordentlich erfinderisch zeigt sich der Schimpanse Moritz bei seinen Versuchen, das Freie zu gewinnen. Da das Giraffenhaus, in dessen abgetrennter Abteilung die drei Affen untergebracht sind, sehr hoch ist, so hatte man die trennende Holzwand nicht bis zur Decke hinaufgeführt, da man annahm, daß es für die Affen unmöglich wäre, bis auf die freie Kante dieser Holzwand und somit ins Freie zu gelangen. Moritz war aber anderer Ansicht. Er simulirte hin und her, wie er die Freiheit erreichen könnte. Es spricht nun für die tatsächlich sehr weitgehende Verständigung dieser Affen unter sich, daß Moritz seine Freundin, den weiblichen Orang Rosa, so zu beeinflussen wußte, daß sie mit ihm vereint einen Befreiungsversuch ausführte, bei dem aber nur Moritz, nicht Rosa profitierte. In dem Käfig der Affen befand sich schon seit längerer Zeit eine große hohle Blechkugel. Moritz veranlaßte seine Freundin nun eines Tages, mit ihm zusammen diese große Kugel auf die in der Ecke befindliche große Schlafkiste der Affen hinaufzupraktizieren. Sodann mußte sich Rosa auf diese Kugel stellen und sich an der Wand des Käfigs aufrichten. Moritz sprang nun auf Rosas Rücken — und mit einem tüchtigen Satz und geschicktem Griff hatte er das Freie erreicht. Einmal auf diese Weise aus dem Käfig gelangt, dauerte es nicht lange, und Moritz befand sich mit ein paar gewandten Sprüngen zwischen den Giraffen. Diese nahmen merkwürdigerweise so gut wie gar keine Notiz von dem Schimpansen. Kamem sie Moritz zu nahe, so erhielten sie einen wohlgezielten Schlag von ihm. Als der Wärter in das Haus trat und den Affen in Freiheit

sah, konnte er sich zuerst keinen Begriff davon machen, wie dieser aus seinem Käfig gekommen war. Nicht lange danach konnte er Moritz und Rosa bei einem zweiten Versuch dieser Art überführen, und die Folge davon war, daß die Trennungswand erhöht wurde. Der erfinderische Moritz wußte aber dennoch Rat. Nicht umsonst hing ein dickes Tau im Käfig auf den Boden herab. Moritz wußte es, indem er daran turnte, so in Schwingungen zu versetzen, daß es nur eines geschickten Sprunges zur rechten Zeit bedurfte, um wiederum die Höhe der Wand und damit das Freie zu erreichen. Schließlich wurde ihm aber durch Schließung sämtlicher offenen Stellen seines Behälters die Möglichkeit genommen, sich auf solche Weise zu befreien. Nun hatte Moritz schon lange den Wärter beobachtet, wenn dieser mit den Schlüsseln im Schloß herumhantierte, auch von ihm manchmal die Schlüssel scherzweise zum Spielen erhalten. Eines Tages überraschte Moritz nun den Wärter damit, daß er, als ihm die Schlüssel gegeben wurden, den Versuch machte, die Schlüssel der Reihe nach durchzuprobieren, welcher wohl zum Oeffnen des Schloßes der geeignetste sein möge. Schließlich hatte das Tier den richtigen gefunden, und es gelang ihm auch mit einiger Anstrengung, die Tür des Käfigs aufzuschließen. Als ich zufällig hinzukam und mir dies erzählt wurde, fragte ich unwillkürlich: „Moritz! Wie hast du das fertig gebracht?“ Und als ob der Affe den Sinn meiner Worte begriffen, glitt über sein Gesicht ein schlaues Lächeln, und er wies mir den Schlüssel, als ob er sagen wollte: „Mit dem da habe ich es ausgeführt“.

Für die hohe Intelligenz der Tiere spricht auch die Tatsache, daß Jacob ein Stück Eisenstab als Hebel zu verwenden wußte, um das Hängeschloß durch Einsetzen dieses Hebels in den Henkel zu sprengen. Die Tiere hatten ein Stück Eisen von ihren Turngeräten losgebrochen und benutzten mit vereinter Kraft tatsächlich dieses Eisen als Werkzeug, die geschilderte Manipulation auszuführen, so daß die Türe ihres Käfigs aufging und sie alle drei ins Freie gelangten. Gewiß ein Beweis von der Denkkraft dieser Tiere! Auch der aus Drahtumzäunung konstruierte Außenzaun dieser Affen hielt ihren Befreiungsversuchen nicht stand. Rosa weiß außerdem geschickt den Draht

an seinen Befestigungsstellen zu brechen und zu lösen, so daß dadurch eine Oeffnung entsteht, durch die sie bequem ins Freie gelangen kann. Wiederholt hatte sie der Wärter an den Haupteingang geführt und ihr dort etliche Bananen gekauft. Diesen Weg hatte sich der Affe wohl gemerkt. Als er auf die geschilderte Weise das Freie erlangt hatte, lief er spornstreichs dem Haupteingang zu, wahrscheinlich zu dem Zweck, sich dort die geliebten Bananen zu holen.

Eine geradezu außerordentliche Freude bereitet jedem Tierfreund zuweilen die Beobachtung des Affendiners. Die drei Anthropomorphen erhalten außer saftigen Früchten, wie Bananen, noch Milch und Brot zum Frühstück; als Mittagessen aber ganz dieselben Speisen, die in meinem Privathause auf den Tisch kommen. Sie sind keine Kostverächter und haben sich an gute Hausmannskost gewöhnt, die ihnen vortrefflich mundet. Auch guten Rotwein, mit Wasser vermischt, erhalten sie zeitweise zur Mahlzeit. Dabei erweist sich Jacob als besonderer Weinliebhaber, während Rosa als Affendame dem Alkohol weniger Geschmack abgewinnt. Der Wärter hat die drei Affen bei Tisch so sehr an Manieren gewöhnt, daß es eine Freude ist, den Tieren zuzusehen. Moritz funktioniert dabei als „Ober“! Er muß die Speisen herbeischleppen, ein Geschäft, das er mit großem Ernst besorgt. Nach der Mahlzeit muß er auch abräumen. Während des Essens sitzen die Affen geduldig vor dem gedeckten Tisch auf Stühlen und warten der Dinge, die da kommen werden. Die Suppe wird geschickt mit dem Löffel ausgeschöpft. Sehen sich die Tiere unbeachtet, dann vergißt sich dieses oder jenes einmal und benützt anstatt des Löffels seine Mundlippen, die ihm die Natur in besonders ausgebildeter Weise auf die Welt mitgegeben hat. Ein Wort des Wärters, und der aus seiner Rolle gefallene Kulturaffe greift schleunigst nach seinem Löffel. Es spielen sich jeweilen bei diesem Mittagsmahl interessante Szenen ab, die die Lachmuskeln der Beschauer beständig in Aktion versetzen. Der Wärter versteht es meisterlich, sich mit den Tieren zu verständigen; sie achten genau auf seine Worte, verstehen, was er von ihnen will, und handeln dementsprechend sehr verständig. Während Jacob und Rosa gegen tadelnde Worte oder gar gegen Bestrafung mit Schlägen sehr empfindlich sind, ist



„Propheete rechts, Propheete links, das Weltkind in der Mitten.“



Stellinger Kaffeekränzchen.

(Man beachte, mit welcher strafenden Blicken Fräulein Schimpanse den blasfierten Tischherrn Orang ansieht.)



Somali Kind und Orang.

Moritz es in dieser Hinsicht weit weniger. Will der Wärter daher von ihm etwas erreichen, soll er z. B. photographiert werden, dann muß der Stock in nächster Nähe sein, sonst kann der Wärter sich darauf gefaßt machen, daß er sich die Kamera des Photographen etwas in größerer Nähe befindet. Den phlegmatischen Orangs gegenüber ist der Schimpanse der geborene Sanguiniker, bei dem Freude und Schmerz in rascher Folge wechseln. Kaum hat er diesen Gedanken gefaßt, so läßt er ihn auch schon wieder fallen und greift einen neuen auf, ohne irgendeinen ganz auszuführen. Die neueste Errungenschaft bei seiner Ausbildung bildet die Erlernung des Radfahrens. Moritz hat es in wenigen Wochen erlernt, so daß er jetzt schon auffallend sicher fährt. Die Sache macht ihm augenscheinlich großen Spaß, er ist eifrig dabei, die Pedale zu treten, und fährt oft so schnell durch den Tierpark, daß ihm der begleitende Dompteur, ein junger Engländer, kaum zu folgen vermag. Der letztere, anerkannt geschickt in seinem Fach, ist von mir engagiert, um sich mit der Ausbildung von Menschenaffen zu beschäftigen. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß man durch systematische Erziehung und Behandlung junge Menschenaffen, namentlich die Schimpanse, unterschieden bis zu einem gewissen Grade an menschliche Manieren gewöhnen kann. Ich will daher versuchen, einmal festzustellen, wie weit es durch den Einfluß des Menschen gelingt, diese Affenkinder zu erziehen. Die Tiere müssen dabei alle individuell behandelt werden, denn diese hochorganisierten Tiere zeigen deutlich, wie verschiedenartig sie in ihren Charakteranlagen sind. Wie der Lehrer auf die Eigenschaften seiner Schüler beim Unterricht eingehen muß, so muß auch der Dompteur auf die verschiedene Veranlagung seiner Zöglinge Rücksicht nehmen. Durch große Umsicht und Geduld gelingt es auch hierbei, zu ersprießlichen Resultaten zu gelangen, und hoffe ich, bald den Tierliebhabern Leistungen solcher vierbeinigen Zöglinge vor Augen führen zu können, die bisher nicht für möglich gehalten wurden.

Von großem Einfluß auf die Gesundheit und das Wohlbefinden der Tiere ist das Zusammenhalten mit ihresgleichen oder mit andersartigen Spielgenossen. Auf diese Weise fühlen die Tiere sich niemals vereinsamt, sind zu Spiel und Scherz geneigt und werden stets in

Bewegung gehalten. Dadurch entwickeln sich die jungen Tiere sehr gut, ihre Verdauung wird gefördert und ihr Appetit angeregt. Die Anthropomorphen-Affen sind sehr für den seelischen Einfluß des Menschen empfänglich. Je mehr sich der Mensch mit diesen Tieren abgibt, um so eher vergessen sie ihre Gefangenschaft, und um so besser gedeihen sie. Bisher will es nicht gelingen, die Gorillas längere Zeit am Leben zu erhalten. Kaum daß diese Tiere nach ihrer Ankunft in Europa einige Wochen in der Gefangenschaft überleben, so werden sie von Tag zu Tag teilnahmsloser gegen ihre Umgebung, verweigern schließlich alle Nahrung und liegen eines Morgens, ohne vorher eigentlich körperlich krank gewesen zu sein, entseelt in ihrem Käfig. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß es seelische Leiden sind, welche die melancholisch beanlagten Geschöpfe dahinraffen. Wohl sind ab und zu Gorillas längere Zeit in der Gefangenschaft gehalten worden, doch bilden solche Fälle Ausnahmen. Zu diesen Ausnahmen gehörte ein junger, männlicher Gorilla, der es im Aquarium zu Berlin vier Jahre aushielt und ein Gorillaweibchen, welches acht Jahre im Zoologischen Garten in Breslau lebte.

Vielleicht gelingt es auch mir noch später, den richtigen Weg zu ihrer Erhaltung zu finden. Meiner Ansicht nach scheiterte die Sache bisher nicht an der äußeren Pflege, die diesen Affen zuteil wird, sondern an der seelischen Behandlung. Man hat diesen hochorganisierten Affen, ebenso den Orangs und Schimpansen, bisher viel zu wenig Empfindung zugetraut. Ich glaube bestimmt, daß die Gorillas an Heimweh zugrunde gehen. Als einen Beweis, wie sehr das Erinnerungsvermögen bei den Anthropomorphen ausgeprägt ist, führe ich folgende Tatsachen an: Als nach Jahresfrist der frühere Besitzer der beiden geschilderten Orangs meinen Tierpark wieder einmal betrat und die Affen besuchte, erkannten sie ihn sofort an der Stimme und ließen deutlich in ihrem Benehmen Zeichen der Freude erkennen. Uebrigens sind bei diesen Tieren die Anfänge des Lachens deutlich in ihrem Gesichtsspiel nachzuweisen. Sie ziehen dabei die Mundwinkel auseinander und lassen die Zähne zwischen den Lippen hervortreten. Das Mienenspiel ist namentlich bei dem Schimpansen Moritz lebhaft. Der Wärter kann aus dem Ausdruck seiner Augen

seine Sinnesart ablesen. Moritz zeigt auch ein ausgeprägtes Erinnerungsvermögen. Als ich einmal längere Zeit verreist war und zum erstenmal nach meiner Rückkehr das Affenhaus wieder betrat, zeigte Moritz stürmisch seine Freude. Er empfing mich mit lauten Zurufen und ruhte nicht eher, als bis ich zu ihm in den Käfig trat und ihn auf den Arm nahm, um ihn zu lieblosen.

Eine geradezu einzigartige Szene war es, als im Juni dieses Jahres Herr Oberleutnant Heinicke von der Schutztruppe in Kamerun einen jungen Gorilla mitgebracht hatte und dieser den beiden Orangs und dem Schimpanse vorgestellt wurde. Dem Gorilla, der sich die drei Kumpane nur genau ansah, konnte man äußerlich nicht viel Aufregung anmerken, wohl aber den anderen drei Affen. Der Schimpanse drückte zunächst sein Erstaunen durch laute Rufe aus und versuchte dann durch Ausstrecken der Arme durch das Drahtnetz des Gitters den Gorilla an sich heranzuziehen. Als ihm dies nicht gelang, wurde er unwillig und bewarf ihn mit Sand und Steinen. Auch die Orangs zeigten das größte Interesse für den neuen Ankömmling und gaben sich Mühe, seiner durch die Drahtwand des Gitters habhaft zu werden. Der Orang Jacob ahmte dem Schimpanse das Bewerfen mit Steinen nach, während Rosa in der Erregung an zu speien fing, was geradezu spaßhaft ausfiel. Ueberhaupt war es ein seltener, einzig in der Welt dastehender Anblick, die drei Vertreter der Anthropomorphengeschlechter versammelt zu sehen!

Herr Oberleutnant Heinicke, der den jungen Gorilla in Begleitung von zwei Negerboys nach Europa gebracht hatte, gab sich der Hoffnung hin, das seltene Tier, welches drüben in Kamerun über ein Jahr lang in seinem Besitz war, sich dort stets guter Gesundheit erfreute und der Liebling der ganzen Station war, länger am Leben zu erhalten. Er hoffte dadurch, daß er ihm seine beiden Spielkameraden, die Negerboys, mitgegeben hatte, dem Heimweh des Tieres begegnen zu können. Als der Gorilla im Tierpark ankam, war er zuerst durch die lange Seereise sehr abgespannt und teilnahmslos gegen seine Umgebung. Später erholte er sich sichtlich und saß und spazierte anscheinend in bester Gesundheit und Stimmung mit

seinen Spielfkameraden auf dem Rasen vor dem Goldfischteiche umher. Auffallend war seine große Vorliebe für die Blätter der Rosenblüten, welche er in größeren Mengen mit sichtlichem Wohlbehagen verzehrte. Sollte er forttransportiert werden, so nahm ihn der eine der Negerboys auf den Rücken, was einen komischen Anblick gewährte.

Dritter Abschnitt.

I.

Menschen.

Wie der Weg meines Hauses seinen Ausgang vom Jahrmartstrubel des Hamburger Doms genommen und über das ambulante Wesen reisender Schausteller, über Menagerie- und Zirkusleben hinweg bis zum Zoologischen Park in Stellingen gegangen ist, so hat mich mein eigener Pfad durch die Kreise des fahrenden Volks aufwärts geführt durch das Lager der Wissenschaft und vielfach bis zu den Stufen der Throne. Auf den weitverzweigten Feldern meiner Arbeit in allen Ländern der Erde bin ich vielen Menschen begegnet, manche Hand hat sich mir vertraulich entgegengestreckt und das große Glück ist mir zuteil geworden, unter Menschen aller Stände und jeder Farbe Freunde und Förderer zu finden.

Wenn ich jetzt alle die, deren Erscheinung sich in meiner Erinnerung eingegraben hat, im Geiste vorüberziehen lasse, bin ich selbst erstaunt über die Fülle der Gestalten. Gekrönte Häupter, die Gewaltigen der Erde, und Häuptlinge wilder Völkerstämme, Gelehrte und Tierbändiger, Weltreisende und Artisten, Philosophen und Gaukler — sind mitbestimmend in mein Leben getreten, und alle haben sich, wie man einen Erinnerungsspruch in ein Buch schreibt, mit ihrem Wesen in das Buch meines Gedächtnisses eingezeichnet.

Eine unvergeßliche Begegnung meines Lebens hat leider nur in übertragenem Sinne stattgefunden, nur aus der Entfernung, trotzdem aber stelle ich sie an die Spitze dieser Schilderung, da sie zu meinen

liebsten Erinnerungen gehört. Als ich im Jahre 1878 meine Eskimotruppe in Berlin vorführte, führte das Interesse an den in zivilisierten Ländern nie gesehenen Fremdlingen aus dem Norden auch den alten Kaiser Wilhelm in den Zoologischen Garten. Eine eigene Scheu, die mir sonst keineswegs eigen ist, hielt mich davon ab, dem Kaiser die Truppe selbst vorzustellen. Ich hatte, ganz offen muß ich es bekennen, dummerweise nicht die Courage dazu. So stand ich denn in einiger Entfernung als stiller Beobachter und nahm die weltbekannten Züge des guten alten Kaisers in mich auf. Sein Charakter stand auf seinem Antlitz geschrieben und sollte sich im Verlaufe der Vorstellung noch aufs schönste offenbaren. Mit lebhaftem Interesse nahm der Monarch sowohl die Eskimos, als auch ihre Geräte und Waffen in Augenschein, seine hinreißende Leutseligkeit machte fast die unendliche Kluft vergessen, die zwischen ihm, dem großen Kaiser eines mächtigen Reiches, und jenen armen Robbenjägern aus dem Eislande gähnte. Der Mensch fühlte Teilnahme mit dem Menschen, wie anders geartet er auch war und auf wie tiefer Kulturstufe er auch stehen mochte. Der Jäger Ukubaß führte sein Eskimokunststück im Wasser vor. Er ließ den Kajak, in welchem er saß, umkippen, so daß der Boden des Fahrzeuges auf der Wasserfläche schwamm, während der Körper des Jägers tief im Wasser senkrecht über dem Grund hing. Die meisten Anwesenden kannten diesen Trick, der Kaiser mochte von ihm gehört haben, als aber der Eskimo geraume Zeit unbeweglich unter dem Wasser blieb, wurde der Kaiser sehr besorgt und sprach die Befürchtung aus, dem Manne möge ein Unglück zugestoßen sein. Seine Augen sahen gespannt auf die Wasserfläche, in seinem guten, würdevollen Antlitze war ein Zug herzlicher Teilnahme nicht zu verkennen und er schüttelte ganz leise den Kopf. Im nächsten Augenblick tauchte der Eskimo empor, ruderte ans Land und das Gesicht des Kaisers erhellte sich. Als der greise Herrscher sich zum Gehen wandte, umringte ihn die ganze Eskimogesellschaft, und leutselig streckte der Kaiser die Hände aus, sich von den Fremdlingen zu verabschieden. Die ganze Szene hat sich meiner Erinnerung tief eingeprägt, in jenen Augenblicken habe ich einen Blick in das Gemüt des alten Kaisers getan.

Ganz anders erging es mir bei einer Begegnung mit dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Dieser ließ mir keine Erwägung, ob ich ihm gegenüber treten wolle oder nicht. Im Jahre 1884, als ich meine große Singhalesentruppe in der Rotunde des Praters in Wien ausstellte, kam eines Tages die Nachricht, daß Se. Majestät der Kaiser innerhalb einer halben Stunde eintreffen würde, um sich die Singhalesen anzusehen. Ich war eben von Hamburg angekommen und befand mich noch im Reiseanzug, zum Wechseln der Kleidung war gar keine Zeit, ich mußte so bleiben wie ich war. Nach kurzer Zeit fuhr denn auch der Kaiser mit einigen Herren seines Gefolges vor, wurde vom Inspektor empfangen und hereingeführt, während ich der Dinge harrte, die da kommen sollten. Als bald wurde ich dem Kaiser vorgestellt, der sich so einfach und leutselig gab, daß ich ganz vergaß, mit wem ich sprach und völlig unbefangen meine Singhalesen vorführte. Verschiedene Tänze wurden dargestellt, Elefanten arbeiteten, ethnographische Gegenstände wurden gezeigt und für alles bewies der Kaiser das lebhafteste Interesse. Er fragte mich förmlich aus nach Details aus dem Leben der Ceylonesen und kam schließlich auch auf den Tierhandel zu sprechen. Ich mußte ungefähr alles, was mir im Augenblick über den Tierhandel einfiel, erzählen, auch hier war der Kaiser nicht eher befriedigt, bis er sich über alle Einzelheiten unterrichtet hatte. Fast zwei Stunden dauerte der Besuch, dann verabschiedete sich der Kaiser mit freundlichem Dank.

Eine Begegnung mit dem alten König Albert von Sachsen ist mit der Erinnerung an ein eigentümliches und ergötzliches Vorkommnis verknüpft. Ende der siebziger Jahre war ich einmal vorübergehend in Dresden, um meine dort befindliche Nubierkarawane zu inspizieren, und bei dieser Gelegenheit stellte mich mein alter Freund, Direktor Schöpf, dem König vor. Die hohe Ehre wurde mir zuteil, wohl über eine Stunde lang von Sr. Majestät zur Unterhaltung herangezogen zu werden. Auch einige Prinzen, die sich in Begleitung des Königs befanden, beteiligten sich an der Unterhaltung. Ich habe den König in meiner Erinnerung als einen guten, recht gemüthlichen, liebenswürdigen Plauderer, der mit einem stark merklichen Anflug des sächsischen Dialektes sprach, wenn er sich gehen

ließ und das tat er hier, denn die Stimmung wurde nach und nach recht heiter. Zuerst drehte sich das Gespräch natürlich um die Nubier, um wilde Tiere, um Dressur und Zähmung und ähnliche mit meinem Geschäft zusammenhängende Dinge. Später nahmen die Vorführungen der Nubier alles Interesse in Anspruch, besonders aber erregte viel Heiterkeit ein Trick, den sie ausführten. Sie versteckten nämlich allerlei Gegenstände, die dann von angeblichen Zauberern, Gedankenlesern usw. aus ihrer Mitte gesucht und auch regelmäßig gefunden wurden. Während des Suchens spielte die Musik allerlei mystische Weisen. Einem der Prinzen wurde ein Schlüssel auf den Kopf gelegt und darüber der Hut gestülpt, so daß niemand annehmen konnte, dieses Versteck würde gefunden. Erstens war es ja ganz unsichtbar und außerdem geschützt durch die Unnahbarkeit der Person des Prinzen. Die Musik begann zu spielen, der Künstler wurde hereingelassen, und es dauerte gar nicht lange, bis er sich dem Prinzen näherte, ihm den Hut vom Kopfe nahm und triumphierend den Schlüssel in die Höhe hielt. Alle Anwesenden waren erstaunt, am meisten der Prinz, der ein ganz betretenes Gesicht machte.

Während die Vorstellung weiterging, befragte mich der König nach dem Trick, der doch jedenfalls diesem Zauberkunststück zugrunde läge. Ich erklärte nun Sr. Majestät, daß die Musik sozusagen der Führer des suchenden Singhalesen sei. Ungefähr so, wie es die Kinder bei ihren Spielen machen, wenn sie „Es brennt“ rufen, sobald der Suchende sich dem gesuchten Gegenstand nähert. War nun hier der Zauberkünstler weit ab von seinem Objekt, dann spielte die Musik ganz laut, kam er indes näher, so wurde sie ganz leise und immer leiser, so daß der Suchende ganz genau darüber orientiert war, wann er bei dem Versteck angelangt sei. Der König amüsierte sich sehr über diese Erklärung.

Das Interesse an fremden Völkernschaften und auch an erotischen Tieren scheint alle Menschen in gleichem Maße zu beherrschen, ganz gleich, ob hoch oder gering. An einfachen Leuten wie an fürstlichkeiten habe ich immer wieder die Beobachtung gemacht, daß die Beschäftigung mit dem Leben der Tiere für die meisten Menschen etwas geradezu faszinierendes haben muß. Einen Beweis davon erhielt ich

eines Tages im Jahre 1895. Der Prinzregent von Bayern, der anlässlich der Eröffnungsfeier des Kaiser-Wilhelm-Kanals ganz vorübergehend auch in Hamburg weilte, besuchte mein Etablissement, hatte aber, wie er von vornherein erklärte, gar keine Zeit — zwanzig Minuten, höchstens ein halbes Stündchen. Als ich aber den hohen Gast im Garten herumführte und ihm die interessanten Tiere zeigte, die ich damals beherbergte, vertiefte sich der Fürst dermaßen in Besichtigung und Gespräch, daß eine halbe Stunde im Nu dahin war. Ganz respektvoll und gewissermaßen von ferne wurde der Prinzregent durch seinen Adjutanten darauf aufmerksam gemacht, daß die Zeit um sei und daß auch anderweitig noch Besuche angezeigt seien. Aber es verging eine weitere Viertelstunde und der Mahner mußte ganz deutlich werden, ehe der Gast sich zum Abschiednehmen bequemen konnte. Seufzend nahm er meine Hand, drückte sie kräftig und sprach: „Sehen Sie, lieber Herr Hagenbeck, so geht es, wenn man Königliche Hoheit ist. Da kann man nicht einmal über seine eigene Person verfügen. Leben Sie wohl. Ich wäre zu gern noch länger bei Ihnen geblieben.“

Seitdem der Tierpark in Stellingen eröffnet ist, wurde mir verschiedentlich die hohe Ehre zuteil, den Besuch der Kaiserlichen Prinzen zu empfangen, die alle mit der gleichen Begeisterung die Sehenswürdigkeiten des Parks in Augenschein nahmen. Auch Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz war mit seiner Gemahlin im letzten Sommer in Stellingen zu Gast, kurze Zeit nachdem Se. Majestät der Kaiser uns mit seinem Besuche überrascht hatte. Infolge eines kleinen Automobilunfalls gelangte der Kronprinz erst eineinviertel Stunde nach der festgesetzten Zeit in den Garten und ein Teil der kostbaren Zeit war verloren, trotzdem ließ der hohe Gast keinen Teil des Parkes unbefichtigt und zeigte für alles Sehenswerte eine außerordentliche Teilnahme. Kronprinz und Kronprinzessin, jedes mit einem jungen Tiger auf dem Arm, ließen sich zuletzt photographieren, ein Beweis der fröhlichsten Laune. Beim Abschied versprach der Kronprinz, bald und mit mehr verfügbarer Zeit zurückzukehren.

Zu meinen liebsten Erinnerungen wird immer der Besuch S r.

Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen gehören. Zu meiner größten Freude wurde ich im verfloffenen Sommer eines Morgens durch Brief und dann per Telefon davon benachrichtigt, daß der von mir verehrte Prinz beschlossen habe, meinen Tierpark in Stellingen in Begleitung seiner hohen Gemahlin am nächsten Morgen um zehn Uhr zu besuchen. Zur festgesetzten Zeit traf das Fürstenpaar, sowie ein Adjutant denn auch per Automobil in Stellingen ein. Der Prinz ist ein lebhafter Herr mit außerordentlichem Interesse für alles Wissenswerte. Daß dazu auch der Tierpark gehörte, wurde dadurch bewiesen, daß der Besuch sich weit über die vorgesehene Zeit ausdehnte. Die hohen Herrschaften wollten nur bis elfeinhalb Uhr verweilen, befanden sich aber nachmittags um vier Uhr noch in Stellingen. Beim Frühstück im Restaurant, wobei der Prinz mir und meinen beiden Söhnen die Ehre erwies, uns zur Teilnahme einzuladen, wurden sehr angenehme Stunden verlebt. Manche der kleinen Erlebnisse, die in diesem Buch aufgezeichnet sind, wurden da zum Besten gegeben und erregten die lebhafteste Teilnahme des Prinzen. „Hagenbeck,“ rief er einmal, „Sie müssen Ihre Erlebnisse unbedingt niederschreiben.“ Das Manuskript meiner Erinnerungen befand sich aber bereits unter der Feder.

Vor kurzem wurde ich auch mit dem Besuch Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Oldenburg beehrt, welcher sich ebenfalls mehrere Stunden in Stellingen aufhielt und sich das ganze Unternehmen genau erklären ließ. Selbst bis auf den neuen, noch nicht ganz ausgearbeiteten Teil des Gartens erstreckte sich das Interesse des hohen Gastes, der eine baldige Wiederholung des Besuches in Aussicht stellte.

Zu den wirklichen Tierliebhabern unter meinen fürstlichen Gästen gehört Se. Kaiserliche Hoheit, der Prinz Alexander von Oldenburg, der sich seit Jahren beinahe regelmäßig im Frühling und Herbst aus Rußland einfindet und für alle Neuererscheinungen auf dem Gebiete der Zoologie und der Tierhaltung überhaupt eine erstaunliche Anteilnahme besitzt. Der Prinz kennt mein Unternehmen in- und auswendig. Seit einigen Jahren unterhält er selbst in Gagry, seiner Besitzung im Kaukasus,

einen kleinen Zoologischen Garten. Dieser Garten wartet eigentlich auf mich, denn Se. Kaiserliche Hoheit haben mich schon verschiedene Male eingeladen, nach Sagry zu kommen und den Garten nach meinem System weiter auszubauen, bis jetzt ist es mir aber nicht möglich gewesen, diesen Wunsch zu erfüllen, weil meine eigenen Geschäfte mich nicht freiließen. In ein bis zwei Jahren, wenn mein Unternehmen ganz ausgebaut sein wird und ich noch am Leben bin, hoffe ich diese Reise in den Kaukasus doch noch auszuführen.

Manche Persönlichkeiten von hohem Rang besuchen mein Etablissement infognito und niemand erfährt davon, auch ich selbst nicht, manchmal kommt es aber doch dabei zu hübschen Zwischenfällen. Den schönsten dieser Art, der mir eine liebe Erinnerung fürs ganze Leben ist, spielte sich auf die folgende eigentümliche Weise ab. Ich saß noch in meinem Lokal am Neuen Pferdemarkt und war eines Tages im Reptilienhaus damit beschäftigt, eine Anzahl großer Schlangen einzufangen, die nach Amerika versandt werden sollten. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, war ich mit einem langen Leinentittel bekleidet und so beschäftigt, daß ich nicht viel auf meine Umgebung achten konnte. Während ich nun im Käfig saß, betraten zwei Herren und drei Damen das Reptilienhaus und sahen meiner Arbeit zu. Sie warteten, bis ich die Schlangen eingefangen und in Säcke gesteckt hatte, und dem Käfig dann wieder entstieg. Von dem älteren der beiden Herren wurde ich nun befragt, ob ich nicht fürchte, von einer Schlange gebissen zu werden. Kurz und schlichtweg antwortete ich, da meine Zeit knapp war, daß ich bereits Tausende dieser Reptilien gehandhabt und nur wenigmal gebissen worden sei, was übrigens ziemlich ungefährlich wäre. Ohne mich weiter aufzuhalten, wandte ich mich nun wieder der Arbeit zu und half, die Kasten versandgemäß zurechtzustellen, denn draußen wartete schon der Wagen, der den Transport zum Schiff bringen sollte. Die Herrschaften entfernten sich und gingen in den Garten, während ich selbst mich ins Kontor begab, mich dort wusch und meinen Kittel auszog, um in die Wohnung zum Nachmittagstee zu gehen. Unterwegs stieß ich wieder auf die Herrschaften, die mit großem Interesse das Raubtierhaus besichtigten. Ich blieb stehen

und wir kamen ins Gespräch. Als ich merkte, wie die Fremden eine wirkliche, außerordentliche Anteilnahme zeigten, ergab es sich ganz von selbst, daß ich für kurze Zeit die Führung übernahm und die Herrschaften auf verschiedene Seltenheiten, die sich im Garten befanden, aufmerksam machte. Dabei konnte ich nicht umhin, durch eine diesbezügliche Frage dazu veranlaßt, mich vorzustellen. Da blieb der ältere Herr stehen und sagte: „So? Dann sind Sie ja jetzt auch im Zoologischen Garten in Kopenhagen mitbeteiligt.“ Ich bejahte das und erzählte gleichzeitig ganz ahnungslos, daß es sich mit den alten Herren, die damals dort am Ruder waren, schwer arbeiten ließe. Mit einem eigentümlichen Lächeln meinte darauf der Fremde: „Zufällig kenne ich diese Leute und weiß, daß sie sehr altmodisch sind. Ich glaube Ihnen wohl, daß Sie einen schweren Stand haben.“

Als ich mich von den Gästen verabschiedet hatte und in der Wohnung meinen Tee einnahm, erzählte mir meine Frau, sie habe gerade in der Zeitung gelesen, daß der Kronprinz von Dänemark mit Familie von einem Besuche aus England zurückgekommen sei und sich zurzeit in Hamburg aufhielte. Da schwante mir schon etwas, besonders als meine Frau ganz unvermittelt denselben Gedanken aussprach, der Herr, der zufällig im Zoologischen Garten in Kopenhagen so gut Bescheid wisse, könne wohl gar der Kronprinz selbst gewesen sein. Es sollte aber noch besser kommen.

Der Zufall fügte es, daß ich an dem gleichen Abend in Geschäften nach Kopenhagen abreisen mußte. Mein jüngster Sohn begleitete mich. Als ich nun am nächsten Morgen in Korsör ans Land stieg, traf ich einen mir bekannten Herrn vom Zirkus in Kopenhagen, der mir mitteilte, der Kronprinz nebst Familie würde gerade erwartet, der Dampfer sei schon in Sicht, ich möge mich nur am Eingang zum Bahnhof aufstellen, da könne ich die Herrschaften aus der Nähe sehen. Das tat ich denn auch, und brauchte nicht lange zu warten, schon nach fünf Minuten trafen die Fürstlichkeiten ein und mein Staunen war trotz meiner Vorahnung nicht gering, als ich in der Tat dieselben Herrschaften wiedererkannte, mit denen ich mich am vorhergehenden Tage in meinem Tierpark so lange unterhalten

hatte. Im Vorübergehen erblickten mich die Prinzessinnen, die ihren Vater aufmerksam machten und alle grüßten nun mit freundlichem Lächeln zu mir herüber. Gleich darauf entsandte der Kronprinz seinen Adjutanten und ließ mir seinen Dank abstaten für die interessante Stunde, wie er sich ausdrückte, die ich ihm bereitet habe.

Bei diesem einmaligen Besuche ist es nicht geblieben. Später ist Se. Königliche Hoheit noch zweimal in meinem Tierpark gewesen, aber nicht infognito, vielmehr hatte ich beide Male die Ehre, den hohen Herrn im Garten herumzuführen. Bei seinem letzten Besuche erhielt ich das Versprechen, mein neues Unternehmen bei nächster Anwesenheit in Hamburg mit einem Besuche zu beehren. Der Besuch Sr. Mäjestät, des nunmehrigen Königs von Dänemark, wird, abgesehen von der hohen Ehre, die meinem Etablissement damit widerfährt, in mir selbst liebe Erinnerungen auslösen an die erste, eigenartige und unvergeßliche Begegnung.

In einer doppelten Eigenschaft, als hochgeehrter Gast und als — Kunde besuchte meinen Garten in Stellingen vor zwei Jahren König Ferdinand von Bulgarien, damals ja nur Fürst. Dieser Besuch erstreckte sich über zwei Tage, während welcher Se. Königliche Hoheit das ganze Tiermaterial in Augenschein nahm und auch einer Dressurprobe beiwohnte. Der Fürst hält in Sofia einen eigenen Zoologischen Garten und machte für diesen größere Ankäufe. Das Interesse des leutseligen Herrn erstreckte sich bis in alle Einzelheiten unseres Betriebes. Da der hohe Gast zufällig erfuhr, daß am nächsten Tage mein Geburtstag sei, ließ er mir beim Abschied den bulgarischen Hausorden überreichen.

Vor zwei Jahren besuchte den Tierpark eine alte, silberhaarige Dame, deren Antlitz noch die Spuren einstiger großer Schönheit zeigte. Diese Dame gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten der gegenwärtigen Welt. Ein tragisches Geschick hat sich an ihr erfüllt. Aus dem größten Glanze, den die Welt zu bieten vermag, mußte sie hinabsteigen in ein kaltes Exil. Sie hat einen Thron verloren und, was ihrem Herzen vielleicht eine tiefere Wunde geschlagen, einen blühenden, hoffnungsvollen Sohn. Es war die Kaiserin

Eugenie von Frankreich. Mit Ehrfurcht habe ich die alte Dame im ganzen Tierpark, der damals noch bei weitem nicht fertig war, umhergefahren und alles erklärt, was bereits zugegen war und was noch kommen sollte. Die hohe Frau schien gar nicht genug von all diesen Dingen hören zu können und versprach schließlich aus eigenen Stücken, nach Fertigstellung des Gartens jedenfalls wiederzukommen und alle meine Pläne auch in ihrer Verkörperung kennen zu lernen. Von Herzen wünsche ich, daß es der Fürstin vergönnt sein möge, ihr Versprechen noch auszuführen.

Als mich im Jahre 1905 Ihre Majestät die Königin Margerita von Italien in Stellingen aufsuchte, bekam die hohe Frau ebenfalls nicht viel zu sehen, denn der Garten war noch weit zurück. Ich selbst war verreist, doch ließ sich die Königin durch meinen Sohn Heinrich alles erklären und nahm an dem noch in der Entstehung begriffenen Werk das regste Interesse.

Aus der Zahl der Fürstlichkeiten und hohen Personen, die meinen Tiergarten besucht haben, ragt auch die Gestalt des eisernen Kanzlers. Fürst Bismarck hat indes den großen Stellingener Park nicht kennen lernen können, er beehrte mich am Neuen Pferdemarkt mit seinem Besuch, den ich schon an einer anderen Stelle meines Buches geschildert habe.

Zu meinen ältesten Bekannten zählen naturgemäß die Direktoren der Zoologischen Gärten, mit denen ich schon in jugendlichem Alter in Verbindung trat, denn man wird sich erinnern, daß ich bei Uebernahme des Tiergeschäfts von meinem Vater erst etwa fünfzehn Jahre zählte. Ich war aber erst zwölf Jahre alt, als ich meine erste Bekanntschaft in diesen wissenschaftlichen Kreisen machte, und zwar eine solche, die zu den freundlichsten Erinnerungen meines Lebens gehört. Der liebe, gute, alte Dr. Westermann vom Zoologischen Garten in Amsterdamm kam damals, es war im Jahre 1856, zu uns nach Hamburg, um verschiedene Tiere zu kaufen. Da mein Vater alle Hände voll mit seinem Fischgeschäft zu tun hatte, so machte ich die Honneurs und war während der zwei Tage des Aufenthalts des

alten Herrn fast ständig mit ihm zusammen. Dabei gefiel ich dem alten Gelehrten so gut und meine Liebe zur Tierwelt, die er wohl bemerkte, drang ihm so ins Herz, daß er meinen Vater bat, mich doch, nachdem ich die Schule verlassen, auf ein Jahr nach Amsterdam zu senden, damit ich mich im dortigen Tiergarten unter der Leitung Westermanns mit dem Studium der Zoologie befaße. Daraus ward allerdings nichts, die Verhältnisse erlaubten es nicht. Praktische Zoologie studierte ich ja aber in einem fort, und nach Amsterdam kam ich auch, wenn auch erst einige Jahre später, als ich bereits selbständig geworden war. Als Siebzehnjähriger besuchte ich den Amsterdamer Garten zum ersten Male, er war damals der schönste und am besten besetzte nächst dem Londoner. Der alte Herr hatte es ganz vorzüglich verstanden, seine Tiere so unterzubringen, daß sie stets genügend Luft und Licht hatten. Seine schönen, großen, langen Galerien für Stelzvögel und auch seine verschiedenen Fasanen-Volieren waren so gut angelegt, daß derartige Gebäude in vielen Zoologischen Gärten später fast alle mehr oder weniger nach dem Muster im Amsterdamer Garten gebaut worden sind. Die Freundschaft, die ich als Knabe geschlossen und die von meiner Seite mehr Verehrung war, hielt stand; ich war bei dem Gelehrten gut angeschrieben und fast alles, was der Garten an Tieren gebrauchte, wurde bei mir bestellt.

Als einer sehr interessanten Erscheinung unter den Direktoren Zoologischer Gärten erinnere ich mich des Antwerpener Direktors Vekemans, mit dem ich im Anfang der sechziger Jahre zuerst in Berührung kam. Er war ein sehr großer, schlanker Mann mit einem riesigen, grauen Vollbart. Für ihn gab es nur eins in der ganzen Welt: seinen Garten. Andere Interessen schien er nicht zu besitzen — doch halt, er besaß doch noch eins. Vekemans betrieb damals einen bedeutenden Tierhandel, in der Hauptsache mit kleinen, erotischen Ziervögeln, von denen er viele, viele Tausende von Paaren in jedem Jahre nach allen Teilen Europas versandte. Wer diesen alten Herrn in seinem Garten sah, würde ihn, falls er ihn nicht kannte, kaum für den Direktor gehalten haben. Ein Stutzer war Vekemans nicht. Fast den ganzen Tag lief er in großen,

holländischen Holzpantoffeln im Garten umher, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei.

Mit großer Freude entsinne ich mich meiner vielen Gespräche mit dem durch sein großes Werk „Tierleben“ weltberühmt gewordenen Dr. Alfred Brehm. Der Gelehrte wurde bekanntlich 1863 als erster Direktor in den neugegründeten Zoologischen Garten nach Hamburg berufen. Hier habe ich, und auch in unserm alten Heim am Spielbudenplatz, manche Stunde mit dem interessanten Manne verplaudert, den seine Reisen, noch ehe er die Universität besuchte, nach Aegypten, Nubien und den östlichen Sudan, später, nachdem er in Jena und Wien Naturwissenschaften studiert hatte, nach Spanien, Norwegen, Lappland und Aethiopien geführt hatten. Brehm war eine rührige Natur, stets beschäftigt mit Problemen und Versuchen aller Art. Eines Tages kam er auf den Gedanken, der ihm wahrscheinlich bei Besuchen in unserer Tierhandlung gekommen war, ebenfalls eine Tierhandlung anzufangen, natürlich nicht für eigene, sondern für Rechnung der Zoologischen Gesellschaft in Hamburg. Zunächst wurde der Vogelhandel in Angriff genommen, dauerte aber nicht lange. Der Gelehrte sah bald ein, daß das Tiergeschäft nicht so leicht zu betreiben sei, als er geglaubt hatte. Er hatte die Nase voll und gab den Versuch schleunigst auf. Lange hielt sich ja Brehm nicht in Hamburg auf, er siedelte vielmehr schon 1867 nach Berlin über, um hier das Aquarium zu gründen.

Mit dem ersten Direktor des Kölner Gartens, Dr. Bodinus, wurde ich schon im Eröffnungsjahre 1860 bekannt. Noch ehe der Garten seine Pforten öffnete, kam Dr. Bodinus zu uns nach Hamburg, um eine größere Anzahl von Tieren einzukaufen, um die noch leeren Häuser zu füllen. Dieser Gelehrte war ein sehr tüchtiger und energischer Mann, auch verstand er es, sich gehörig in Szene zu setzen. Dabei entwickelte er häufig einen leicht satirischen Zug. So sagte er mir einmal: „Sie werden noch mal der Mann der Zukunft.“ Jedenfalls habe ich Dr. Bodinus, als er im Jahre 1870 als Direktor nach Berlin berufen wurde, für sein dortiges Institut gute Dienste geleistet. Der neue Direktor hatte es verstanden, die Zoologische Gesellschaft zu bewegen, neue großartige Bauten auf-



Schilling mit Löwe-Tiger-Bastarden.



Der alte Kreuzberg.



Joh. Menges.



Cassanova.

führen zu lassen, als aber die Gebäude fertig waren, fehlte es an den nötigen Tieren, denn mit gähnender Leere konnte man die schönen neuen Baulichkeiten doch unmöglich eröffnen. Hagenbeck mußte schleunigst daran und hat denn auch prompt dafür gesorgt, daß die Gebäude bei der Eröffnung mit den hauptsächlichsten Tieren besetzt waren. So war ich wenigstens in diesem bescheidenen Sinne also doch der Mann der Zukunft für Dr. Bodinus geworden.

Zu den größten Tierfreunden, die ich kennen gelernt habe, gehörte der alte Martin vom Zoologischen Garten in Rotterdam. Dieser Herr war Besitzer einer großen Menagerie gewesen, die als Grundstock diente, als man den Zoologischen Garten gründete, und als Direktor hatte man den früheren Menageriebesitzer gleich mit übernommen. Als ich Martin zu Ende der sechziger Jahre in Rotterdam kennen lernte, war er bereits kein Jüngling mehr, er mußte schon so ziemlich in die Siebziger hineingeraten sein. Aber wie ein Jüngling lief der alte Herr in seinem Garten, dem er seit 1854, dem Gründungsjahr, vorstand, umher, und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie er mit seinen alten, bekannten Löwen, Tigern und Pantheren verkehrte. Alle kannten ihn und waren so anschnieg-sam wie Hauskaten. Auch Martin war, genau wie der alte Vele-mans, immer an irgend einer Stelle seines Gartens anzutreffen. Später, als die Kräfte des Greises nicht mehr für die Geschäftsführung ausreichten, trat der Direktor Van B e m l e n an seine Stelle. Martin lebte noch lange, er ist annähernd neunzig Jahre alt geworden, aber bis zuletzt besuchte er den Garten und die Tiere, die von seinem ehemaligen Bestande noch übriggeblieben waren.

Manche nützliche und belehrende Stunde verdanke ich dem Professor Peters, welcher in den sechziger Jahren wissenschaftlicher Direktor des Berliner Gartens war. Wie oft habe ich, wenn ich in Berlin weilte, im Museumszimmer des Professors gegessen, und alles auf dem Gebiete, wo unsere Interessen sich berührten, Revue passieren lassen. Handelte es sich um den Verkauf von Tieren, so war Professor Peters stets gleich bereit, mit mir zu zwei gewissen Herren zu gehen, ohne deren Genehmigung keine Ankäufe abgeschlossen werden durften. Diese beiden

Herren waren der alte Geheimrat Knerl und der Kommerzienrat Brunzlow, der letztere Besitzer einer großen Tabak- und Zigarrenfabrik in Berlin. Die Geschäfte gingen stets mit größter Schnelligkeit vor sich, da die Vorschläge des Professors ohne weiteres angenommen wurden.

Schließlich muß ich mit Dank meines guten, alten Freundes Geoffroy Saint-Hilaire gedenken, mit dem ich zuerst Anfang der sechziger Jahre bekannt wurde. Bewundert habe ich diesen Mann, als ich 1867 bei meiner ersten Anwesenheit in Paris dem „Jardin zoologique d'acclimatation“ in Neuilly einen Besuch abstattete. Es war das schönste aller ähnlichen Institute, die ich bis dahin gesehen hatte, und die ganze bewundernswürdige praktische Anlage rührte von Geoffroy her. Zoologie und Botanik kamen in schönster Vereinigung zur Geltung. Trotzdem keine Raubtiere in diesem Garten gehalten wurden, machte er doch einen ganz herrlichen Eindruck. Schon die Großartigkeit und Vielseitigkeit der Kindervergnügungen nötigte mir Staunen ab. In langen Zügen sah man, nicht nur mit Kindern, sondern auch mit Erwachsene beladen, Elefanten, Kamele, Dromedare, Ponys, Zwergesel, Strauße, Lamas und Ziegen schreiten. Dazwischen mischten sich allerliebste Gespanne.

Herr Geoffroy Saint-Hilaire war es auch, der die ersten Eskimos, welche ich für meine Völkerschau-Ausstellung hatte aus dem Norden holen lassen, für seinen Garten in Paris engagierte, der Gelehrte kam selbst nach Hamburg und war von der Familie Ukubat so entzückt, daß er sofort den Entschluß faßte, auch Paris mit den Eskimos zu beglücken. Geoffroy bewies mit dieser Entscheidung einen guten Blick. Die Eskimos wurden in Paris einfach zu einer Sensation. Trotzdem sie im Winter dort gezeigt wurden, was für die Eskimos angenehm, für die Pariser aber weniger verlockend war, brachte der erste Sonntag gleich über 30 000 Besucher. Dieses Resultat wurde mir damals telegraphisch nach Hamburg übermittelt. Bis Ende der achtziger Jahre habe ich dann unter der Leitung Geoffroy Saint-Hilaires noch verschiedene Völkerschaften ausgestellt, und alle fanden bei den Parisern außerordentlichen Beifall.

Ueber das fahrende Volk der Schausteller, Menageriebesitzer usw. hat man sich im großen Publikum von jeher ganz falsche Vorstellungen gemacht. Der zwischen seinen vier Pfählen sitzende Bürger kann es nicht recht begreifen, daß ein unstet durch die Welt wandernder Mensch, der heute hier, morgen dort sein Zelt aufschlägt, dieselben Tugenden entwickeln sollte wie der sesshafte Bürgersmann. Und doch ist auch in jener Welt, wo Klappern zum Handwerk gehört, Treue und Ehrlichkeit zu Hause, und ein ebenso starker Hang nach ruhigem Lebensgenuß, als nur in irgend einem anderen Kreise. Seltsam und abenteuerlich freilich müssen diese Leute demjenigen erscheinen, der ruhig seinen Kohl baut, die Bedingungen ihrer Existenz sind andere als die, welche die bürgerlichen Gewerbe mit sich bringen. Der richtige Schausteller muß ein feines Gefühl für das besitzen, was die Menge anzieht und Sensation erregt, im übrigen freilich darf er keine Feinheit besitzen, denn die große schaulustige Menge ist ein Ambos, der grobe Hammerschläge erfordert.

Der König aller Schausteller und zugleich der größte und interessanteste war mein alter Freund, der weltberühmte *Barnum*. Dieser Weltgroßmeister des Humbugs *Phineas Taylor Barnum* war in seiner Art ein bedeutender Mann, ein wahrer *Odyseus* der Erfindung und Verschlagenheit. *Barnum* begann bekanntlich seine Laufbahn damit, daß er die angeblich 161 Jahre alte Negeramme *Washingtons* ausstellte und damit in den Vereinigten Staaten ungeheures Aufsehen erregte. Die Geschichte hatte nur zwei kleine Fehler. Erstens war das Niggerweib erst 75 Jahre alt, und zweitens war sie überhaupt nie die Amme *Washingtons* gewesen. Später erfand der Brave das Meerweibchen, das noch heutigen Tages auf Dorfjährmärkten spukt, begleitete *Jenny Lind*, die schwedische Nachtigall, durch die neue Welt und gründete endlich seine „Show“, jene amerikanische Verschmelzung von Zirkus, Karitätenkabinett und Tierarena. Als er hier eines Tages den angeblich ersten, nach Amerika gebrachten *Orang-Utan* ausstellte und damit einen ungeheuren Volkszulauf erzielte, erklärte ein Gelehrter in den Zeitungen, daß das gezeigte Tier gar kein *Orang-Utan* sei, da es einen *Schwanz habe*, vielmehr handele es sich um einen *Mantelpavian*.

Vom nächsten Tage ab annoncierte Barnum in riesenhaften Affichen: „Wunderbares Naturschauspiel! In meiner Sammlung befindet sich der einzige Orang-Utan der Welt, der einen Schwanz besitzt!“ Man sieht, gegen einen solchen riesigen Humbug, auf den viele Tausende aus Unkenntnis hereinstielen, war das als Lama gezeigte Reh meines Vaters nur ein Baby.

Und dieser unübertroffene Meister der Schaustellung entstieg an einem Novembertage des Jahres 1872 auf St. Pauli einer Droschke, übergab mir, der ich vor der Thür unseres Etablissements auf dem Spielbudenplatz stand, seine Karte und ersuchte mich, sie dem Herrn Carl Hagenbeck zu übergeben. Das war leicht geschehen, ich hielt sie ja schon in der Hand. Als Barnum entdeckte, mit wem er es zu tun habe, sah er mich erstaunt über meine Jugend an. Er hatte sich eine ganz andere Vorstellung von mir gemacht und mich für wesentlich älter gehalten. Wenn es ihm um einen älteren Herrn zu tun sei, erwiderte ich, so möge er nur näher treten, ich würde ihm dann den Gründer des Geschäfts, meinen Vater, vorstellen, welcher sich eben im Vogelladen befand. Barnum selbst war um jene Zeit bereits ein älterer Herr, ein angehender Sechziger, mit intelligentem Gesicht und leicht ergrautem, aber vollem Lockenkopf. Bald war ein animiertes Gespräch im Gange. „Viel habe ich schon von Ihnen gehört,“ sagte Barnum, „und ich weiß, daß die meisten Tiere, die nach Amerika kommen, von Ihnen stammen. Jedenfalls wollte ich Sie also kennen lernen, muß Ihnen aber zu gleicher Zeit sagen, daß ich nur wenig kaufen werde, denn der Hauptzweck meiner Europa-reise ist der, nach neuen Ideen auszuschaun, die ich nach Amerika verpflanzen kann, woselbst ich im nächsten Frühling, und zwar im Madison Square Garden zu Newyork, ein römisches Hippodrom zu eröffnen gedenke.“

An neuen Ideen war bei mir kein Mangel, und ich schlug dem Gaste sofort allerlei Neuigkeiten vor, die er in sein Notizbuch, mit dem er stets zur Stelle war, niederschrieb. „Ich sehe schon,“ sagte er lächelnd, „daß ich meinen Plan, morgen abzureisen, aufgeben muß. Einige Tage werde ich also jedenfalls verweilen, um mich mit Ihnen zu unterhalten, und nur lassen Sie uns einmal Ihre

Tiere besichtigen. Finde ich etwas für mich Brauchbares, dann bin ich gewillt, Ihnen einen anständigen Preis zu zahlen, doch möchte ich Sie ersuchen, nicht mehr zu fordern als das, was Sie haben müssen, um einen anständigen Verdienst zu erzielen, denn, offen gesagt, ist mir nichts mehr zuwider als langes Handeln." Als wir unsern Rundgang beendeten, hatte Barnum bereits für etwa 4000 Dollar Tiere gekauft.

Am nächsten Morgen holte ich den berühmten Mann im Hotel de l'Europe ab, um ihm Hamburg ein wenig zu zeigen. Wir waren indes kaum eine Stunde unterwegs, als der ganz von seinen Geschäften ausgefüllte Barnum unruhig wurde und mich bat, mit ihm ins Hotel zurückzukehren. Er wäre begierig auf die weiteren Vorschläge, die ich ihm für sein Newyorker Hippodrom zu machen hätte. Als ich Barnum fragte, ob er schon einmal etwas über die Elefantenwettrennen in Indien gehört habe, oder ob er schon einmal gesehen hätte, wie man den Strauß als Reittier benutze, gestand er, niemals dergleichen gehört oder gesehen zu haben, und erklärte ganz aufgeregt, diese Neuheiten nach Amerika bringen zu wollen. Im Handumdrehen erteilte Barnum mir einen Auftrag auf zehn starke Strauße und vier bis sechs Elefanten, die den geschilderten Zwecken dienen sollten. Nachdem ich Barnum einige Abbildungen von Elefantenrennen in einer englischen illustrierten Zeitschrift und auch einige Schilderungen von Straußenrennen gezeigt hatte, nahm er meine Hand in die seine und sagte ernsthaft und eindringlich zu mir: „Hagenbeck, Sie sind just der Mann, den ich gebrauche. Kommen Sie mit nach Amerika. Ich mache Sie zu meinem Kompagnon und sichere Ihnen ein Drittel am Verdienst meiner Show zu.“ Als ich ihm erwiderte, daß ich dazu kein Geld hätte, rief er wegwerfend: „Ich brauche kein Geld von Ihnen, Ihr Talent schätze ich höher ein als Geld.“ So wäre ich denn bald nach Amerika gekommen. Später kam ich ja mehr als einmal dorthin, aber auf eigenem Fuß. Ich danke Barnum für seine Liebenswürdigkeit, sein Vertrauen und sein ehrendes Angebot, doch zog ich es vor, in Hamburg zu bleiben und mein Geschäft weiter auszubauen. Als Barnum nach vierzehn Tagen abreiste, hatte er zwei dicke Notizbücher vollgeschrieben, aber auch für mich

war diese Begegnung von weittragender Bedeutung. Dem Auftrag im Werte von 15 000 Dollar, den Barnum bei seinem ersten Besuch hinterließ, folgte eine feste Verbindung. In der Folge deckte Barnum seinen ganzen Bedarf an Tieren ausschließlich bei mir, und auch sein Nachfolger, Mr. Bailey, hat diese Verbindung bis 1907, als das Geschäft verkauft wurde, respektiert.

Barnum war, wie man sich schon nach allem, was von diesem Mann bekannt ist, denken kann, ein außerordentlich lebhafter Mensch und ein Geschäftsmann *comme il faut*. Nie wurde er müde, nach Neuheiten zu fragen, und stets war sein Notizbuch zur Stelle, denn alles, was sich etwa an Ideen verwerten ließ, wurde sofort niedergeschrieben. In Deutschland und auch verschiedentlich in Amerika habe ich manche interessante Stunde mit ihm zusammen verlebt. Als Barnum 1889 seinen ganzen Zoologischen und Zirkus-Show mit Bailey zusammen nach London brachte, besuchte ich ihn auch hier. Erstaunlich war es, wie er das Publikum kannte. Er war wirklich, wie man so oft gesagt hat, der Mann des Humbugs. Sein Prinzip war es, so viel wie möglich von sich reden zu machen. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch daran, wie er bei seinem Besuch in der Olympia in London sich zur Begrüßung des Publikums stets bei Eröffnung der Vorstellung in einem vierspännigen Wagen zeigte, der dann viermal um die Manege herumgefahren wurde. Natürlich war dafür gesorgt worden, daß recht viele Stimmen von allen Seiten Hurra und Bravo schrien. Als ich ihn am Eröffnungstage in seiner Loge aufsuchte, sagte er recht vergnügt: „Haben Sie gesehen, mein lieber Hagenbeck, wie begeistert ich begrüßt wurde? Ich glaube, die Leute werden sich heute abend, wenn sie nach Hause gehen, darüber einig sein, daß ich doch die interessanteste Sehenswürdigkeit war, die sich heute abend hier produziert hat. Hier können Sie so allerhand kleine Sachen beobachten, die Ihnen eine Lehre werden können. Man muß es verstehen, das Publikum fortwährend zu beschäftigen. Die Hauptsache ist, daß alle recht viel von einem hören und noch mehr von einem sprechen. Dann ist man seines Erfolges ziemlich sicher.“

Auch in Deutschland verstand man sich in Schaustellerkreisen

auf derbe Reklame. Der alte Menageriebesitzer und Tierbändiger Robert Daggesell, dem so nach und nach bei den verschiedensten Rencontres mit Tieren drei Finger der rechten Hand mehr oder weniger abgebissen und verstümmelt waren, steckte sich auf die Fingerstümpfe dicke goldene Ringe mit großen, auffälligen Steinen. Nicht fein, aber eine in die Augen springende Geschäftsreklame. Niemand konnte umhin, die abgebissenen Finger zu sehen. Man wurde sozusagen mit der Nase darauf gestoßen.

Dieser Daggesell, ein Tierbändiger der alten Zeit, kam einst in sehr enge Berührung mit mir. Mit einer Tierlieferung an den Menageriebesitzer P i a n e t nach Italien hatte ich diesen Tierbändiger sozusagen mitverkauft, und zwar auf zwei Jahre. Nachdem dieses Engagement erledigt war, tauchte Daggesell wieder bei mir auf, und nun rüstete ich ihm eine kleine Menagerie aus, die er mit meiner Unterstützung nach und nach zu einem großen Unternehmen ausbaute. Daggesell führte seine Tiere selbst vor und war ein kühner Mensch, der manchen Strauß mit Löwen und Tigern ausfocht. Einmal hatte ein Tiger ihn derartig in den Kopf gebissen, daß vier tiefe Narben auf dem Schädel zurückblieben. Auch verstand er es, wie man schon an seinem Fingerschmuck sieht, die Menge durch allerlei auffällige Mittel zu fesseln. Auf dem Grunde der Seele dieses Zugvogels schlummerte aber doch die Sehnsucht nach einem ruhigen Leben am Familienherd. Auch in seiner Brust wohnten zwei Seelen, die eine strebte in die Weite, die andere empfand als Ideal das Leben eines großstädtischen Spießbürgers. Sehr schnell hatte Daggesell sein Ziel erreicht. Schon nach acht Jahren des Menagerielebens hatte der joviale Mann so viel Geld verdient, daß er sich in Berlin als mehrfacher Hausbesitzer zur Ruhe setzen konnte.

Zu den bekanntesten Menageriebesitzern gehörte der Vorgänger Daggesells, nämlich G o t t l i e b K r e u z b e r g, der in der alten Zeit als Tierbändiger in ganz Deutschland einen Ruf besaß. Der alte Kreuzberg, ein kleiner, untersehter, recht korpulenter Herr mit einem Backen- und Schnurrbart war ein Original. Er verstand es, aus einem Nichts durch schreiende Reklame ein welterschütterndes Abenteuer zu machen. Einmal kaufte er von meinem Vater einen

jungen, ganz zahmen Leopard, den Kreuzberg zur Dressur verwenden wollte und gleich mitnahm. Wer aber später auf meterhohen Affichen die Riesenreklame las, die Kreuzberg für den armen Leopard machte, mußte meinen, ein entsetzliches, blutdürstiges Ungeheuer sei frisch aus dem Urwald angekommen. Kreuzberg zeigte dem zitternden Publikum an, daß er in der und der Vorstellung und um die und die Stunde zum allererstenmal sich in den Käfig des furchtbaren Raubtieres wagen würde, um einen Dressurversuch zu unternehmen. Jeder mußte meinen, der alte Kreuzberg würde nie und nimmer lebendig aus dem Käfig enttrinnen können. Dabei war der kleine Leopard in Wirklichkeit froh, wenn i h m keiner was tat. Kreuzberg aber machte sein Geschäft. Als ich ihn zuerst im Jahre 1856 in Hamburg mit seiner Menagerie sah, führte er einige schöne, große Löwen und auch einige Tiger vor. In seiner Begleitung befand sich eine schwedische Schönheit, Fräulein Cäcilie, die er zur Dompteuse ausgebildet hatte. Diese Schwedin, die in einem größeren, sogenannten Zentralkäfig verschiedene junge Tiere, wie Löwen, Tiger, Bären, Wölfe und Hyänen vorführte, erntete überall in Deutschland, auch in Hamburg, riesigen Beifall. Damals, als Kreuzberg den Leopard von uns kaufte, war ich mit beim Einpacken des Tieres tätig. Da klopfte der alte Tierbändiger mir auf die Schulter und sagte zu meinem Vater: „Der Junge kann noch mal ein würdiger Nachfolger von mir werden, denn er scheint Courage und auch Lust und Liebe zu den Tieren zu haben.“

Der alte Kreuzberg war später sehr befreundet mit mir. Zwölf, sechzehn Jahre später machte ich noch häufig Geschäfte mit ihm, aber auch ohnedies stattete er mir seinen Besuch ab, so oft er in Hamburg war. Ich war damals bereits verheiratet und hatte eine kleine Wohnung am Spielbudenplatz. Die Kost bei uns, überhaupt die Hamburger Hausmannskost, schmeckte dem alten Schausteller ganz vorzüglich. Er entwickelte stets einen solchen Appetit, daß er auch diesen für Geld hätte sehen lassen können, jedenfalls bin ich selten Menschen mit ähnlichem Appetit begegnet. Eines Abends hatte er sich dermaßen vollgepackt, und zwar mit Kieler Bücklingen, wozu er sechs Flaschen Bier hinuntergoß, daß er über Leberdrüsen klagte

und sich erst einige Stunden auf meinem Sofa von der Arbeit erholen mußte, ehe er in sein altes Logis, Wagners Hotel am Spielbudenplatz, zurückkehren konnte. Aber das muß ich sagen, der alte Kreuzberg war ein braver, treuer und ehrlicher Mensch; in den vielen Geschäften, die ich mit ihm machte, habe ich ihn nie anders gefunden.

Ein Schüler des alten Kreuzberg war der Tierbändiger **Carl Kaufmann**. Als Menageriebesitzer tauchte Kaufmann aber erst nach Daggessell auf. Wie dieser arbeitete er sich aus kleinen Anfängen in die Höhe und besaß schließlich wohl die schönste Menagerie, welche je auf Reisen war. Er hatte eine wundervolle Kollektion von Löwen und Tigern und sonstigen dressierten Tieren. Kaufmann stellte unter den Menageriebesitzern eigentlich schon einen höheren Typ dar. Nicht nur aus Geschäfts-, sondern auch aus persönlichem Interesse war er stets bemüht, neue und interessante Tiere herbeizuschaffen; außer seiner schönen Raubtiersammlung hielt er schließlich auch Elefanten, Nilpferde, Rhinocerosse, Giraffen und andere kostspielige Seltenheiten. Einmal kaufte er für vieles Geld sogar einen jungen Gorilla von mir, der aber leider, wie alle diese Tiere, schon nach kurzem Aufenthalt in der Menagerie das Zeitliche segnete. Kaufmann hat sich ein schönes Stück Geld mit seiner Menagerie erworben. Er ist noch am Leben und wohnt als Privatier in Hamburg, wo er sein Erworbenes auf hochherzige Weise dazu verwendet, nach besten Kräften seine früheren Standesgenossen, die reisenden Künstler, zu unterstützen.

Von den älteren deutschen Zirkusbesitzern, mit denen ich in Verbindung getreten bin, kann ich eigentlich nur den **alten Renz** erwähnen. Er hat viele Tiere von mir bekommen, auch diejenigen, welche seiner Zeit zur Ausstattung der großen Pantomime „Das Fest der Königin von Abyssinien“ gehörten. Es waren Giraffen, Antilopen, Büffel und viele andere Geschöpfe. Mit der Pantomime wurde damals ein Bombengeschäft gemacht. Der alte Renz konnte ein sehr liebenswürdiger Herr sein, wenn er wollte, aber er vermochte auch eine hanebüchene Grobheit zu entwickeln, besonders wenn jemand Geld von ihm haben wollte. Nicht daß es ihm daran gefehlt hätte, er war ja ein reicher Mann, doch hatte er die Gewohnheit, sich nicht

von seinem Gelde trennen zu können. Eines Tages, als ich ihn besuchte, um einen größeren Posten Geld einzukassieren, wurde er recht unangenehm und drohte schließlich, mich hinauswerfen lassen zu wollen. Als er jedoch merkte, daß er keinen Bangbür vor sich habe, zog er nach und nach andere Saiten auf, und es kam zu einem Vertrag, wonach die Zahlung in einem Monat erfolgen sollte. Nach dieser etwas aufgeregten Episode, die sich noch in dem alten Zirkusgebäude an der Friedrichstraße in Berlin abspielte, war der alte Renz später wieder sehr freundlich. Als er sechs Monate danach mit seinem Zirkus nach Hamburg kam, besuchte er mich am Neuen Pferdemarkt und gab mir durch die Blume zu verstehen, daß ihm seine Grobheit leid sei. Diese Blume bestand in einer Flasche Sekt, zu welcher Renz mich einlud. Da ich aber kein Liebhaber dieses Getränkes bin, lehnte ich dankend ab und schlug Herrn Renz vor, die entsprechende Summe lieber zum Besten irgendeines bedürftigen Menschen zu verwenden. Ob er's getan hat, weiß ich nicht, wir waren aber von da ab ganz gute Freunde und manches Geschäft habe ich noch mit dem alten Renz abgewickelt.

Daß ich fast alle *Dressüre* meiner Zeit mehr oder weniger kennen gelernt habe, ist nur natürlich. Ich will mich aber hier auf wenige und unter diesen nur auf solche beschränken, die zu meiner Schule gehören. Der erste Tierbändiger, den ich in die zahme Dressur einweihte, war der Hannoveraner *Deierling*, den ich zu Ende der siebziger Jahre in London kennen lernte. Damals ging es ihm hundsmiserabel. Von einem Löwen böseartig zerfleischt, hatte er wochenlang im Spital gelegen, und als er endlich geheilt entlassen wurde, wollte sein früherer Herr ihn nicht wieder engagieren. *Deierling* stand mittellos auf der Straße. Da hörte er, daß ich in London sei, suchte mich auf und klagte mir sein trauriges Los. Ich habe ihn dann mitgenommen und meinen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. *Deierling* war natürlich noch an die wilde Dressur, wie sie in englischen Menagerien vorgeführt wurde, gewöhnt, und es war nicht leicht, ihn mit der neuen Art der Tierbehandlung bekannt zu machen. Immerhin vergingen zwei volle Jahre, bevor ich ihm eine Gruppe zur Dressur anvertrauen konnte. Vielfach habe ich bei der Dressur

selbst mitgeholfen und hatte schließlich auch die Genugtuung, daß Deierling vier schöne männliche Löwen zu einer ausgezeichneten Dressurgruppe ausbildete, die zuerst mit ganz außerordentlichem Erfolg im „Nouveau Cirque“ in Paris gezeigt wurde. Von Paris aus zog Deierling auf eigene Faust weiter und trat in den verschiedensten Ländern Europas, später auch in Amerika mit größtem Erfolge auf. Ueberall erregten seine vier Löwen Aufsehen. Für mich selbst war der Besitz dieser Gruppe ein großer Vorteil, denn der Verdienst, der mit ihr erzielt wurde, half mir über schwere Zeiten hinweg, da der Tierhandel damals in eine flauere Episode eingetreten war. Nachdem Deierling sieben Jahre in meinen Diensten gewesen war, mußte er sich infolge eines alten Nierenleidens in Hamburg einer Operation unterziehen, die sein Tod wurde. Deierling starb in der Narkose.

Von meinem Schwager Heinrich Mehrmann ist schon häufig die Rede gewesen. Als Dressueur ist er sozusagen von mir entdeckt worden. Mehrmann zeichnete sich in seiner Eigenschaft als Dressueur durch seine große Ruhe und Kaltblütigkeit aus, er war, wenn man so sagen kann, ein vorzüglicher Lehrer seiner Tiere, denen er die zahme Dressur spielend beibrachte. Der Zoologische Zirkus, mit welchem Mehrmann für mich reiste, fand überall den größten Beifall. Mehrmann selbst wurde in beiden Welten, hauptsächlich in Amerika, ungeheuer gefeiert. Der Zulauf zu seinen Vorstellungen war enorm.

Einer meiner jetzigen Dressueure ist der bekannte Richard Sawade, dessen große Raubtiergruppe aus Löwen, Tigern, Eisbären, schwarzen Bären und Hunden in den letzten sechs Jahren in ganz Europa Aufsehen erregte. Diese Sawadesche Tiergruppe ist die beste, welche je in einem Zirkus gezeigt worden ist. Sawade ist einer von jenen, die von der Pike auf gedient haben. Man kann von ihm sagen, daß er Karriere gemacht hat, denn als einfacher Wärter hat er bei mir angefangen. Er war aber oder ist vielmehr ein wirklicher Tierliebhaber, und überhaupt mit ganzem Herzen bei der Sache, so daß er wohl als einer der besten Tierbändiger des modernen Systems gelten kann.

Ihm an die Seite stellt sich ein anderer zurzeit zu meinem

Etablissement gehöriger Dresseur, dies ist Fritz Schilling, der im letzten Jahre mit seinen Löwen und Eisbären in meinem Stellingener Zirkus großen Erfolg gehabt hat. Schilling ist ein guter Arbeiter, dem der Vorzug geworden ist, Humor zu besitzen. Wer ihn gesehen hat, erinnert sich mit Vergnügen auch der beiden Eisbären „Hans und Gretel“, deren drollige Poffen stets die Lachlust des Publikums weckten.

Unter den Weltreisenden, die für mich hinausgezogen sind in ferne Länder, befinden sich Leute mannigfacher Art, wirkliche Männer der Wissenschaft, die mit dem Forscherdrang zugleich praktischen Geschäftssinn verbanden, und abenteuerliche Existenzen, die ein Zufall in die Welt des Tierhandels verschlagen hatte. Viele dieser Männer, besonders der zuerst genannten Kategorie, haben Gegenden bereist, wohin nie zuvor der Fuß eines Europäers gedrungen war, sie trugen ihr Leben auf der Hand und scheuten weder Gefahren, noch Schwierigkeiten und Abenteuer, um neue Tierarten oder ethnographische Merkwürdigkeiten ausfindig zu machen und durch die Wildnis fortzuschaffen. Mancher Forscher, der durch seine Bücher berühmt geworden ist, hat weder die Fülle der Abenteuer erleben, noch die Beobachtungen machen können, die manchen meiner Reisenden vorbehalten waren. Aber wenige dieser Männer sind an die breite Oeffentlichkeit getreten und nur einzelne von ihnen haben ihre Erlebnisse in Bücher niedergelegt. Sie gehörten dem Berufe an, in welchem sie tätig waren und der ihre Kräfte fast ganz absorbierte. Auch lag ihr Ehrgeiz vor allen Dingen in dem Bestreben, im Berufe Erfolge zu erringen. Doch gab es auch geniale Naturen unter ihnen, die den Beruf mit wissenschaftlichen Bestrebungen sehr geschickt zu verbinden wußten.

Ein solcher Mann ist Josef Menges, der unter den vielen Reisenden, die für mich tätig waren, den ersten Platz einnimmt. Als sich Menges im Jahre 1876 meinem Hause verband, hatte er bereits eine interessante Reisezeit hinter sich und war für seinen Beruf gestählt. Mit Gordon war Menges zu Anfang der siebziger Jahre den weißen Nil hinaufgezogen und hatte nicht nur jene Gegenden,

ihre Bevölkerung und ihre Fauna gründlich kennen gelernt, sondern sich auch klimatisch erprobt. Auf jener Expedition ging die Mehrzahl der Europäer am Fieber und an den Folgen der Strapazen zugrunde, aber Menges hatte sich vorzüglich gehalten und kam bis zu einem gewissen Grade immunisiert zurück. Von 1876 bis in die neunziger Jahre bereiste Menges für unsere Zwecke Afrika und Indien, sein besonderes Feld war lange der ägyptische Sudan, zu dessen besten Kennern er gehört, später unternahm Menges eine Expedition in das Somaliland und gelangte in Gegenden, wo vor ihm nie ein Weißer gewesen war, auch brachte er eine Karawane seltener und interessanter Tiere heim, unter denen sich damals der erste echte Somali-Wildesel befand, der nach Europa gelangte. Etwas später war der rührige Mann für mich in Ceylon, bereiste hier die inneren Distrikte und sandte eine Anzahl wundervoller Berichte, in denen alles niedergelegt war, was seine scharfe Beobachtungsgabe ihm über Land und Leute enthüllt hatte. Leider sind diese Berichte verloren gegangen. Menges hat aber einen großen Teil seiner Beobachtungen und Entdeckungen in Dr. A. Petermanns Mitteilungen niedergelegt, u. a. erschien sein Ausflug in das Somaliland damals als Sonderabdruck, wird aber jetzt wohl längst vergriffen sein.

Menges blickt auf große Erfolge zurück. Ihm ist das Talent angeboren, mit exotischen Völkern umgehen zu können, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Außer ungezählten Tieren brachte Menges aus dem ägyptischen Sudan ein großes Menschenmaterial, u. a. die Hamraner Jäger, für meine Völkerschaustellungen nach Europa. So viel mir bekannt, ist Menges auf allen seinen Zügen niemals ein ernstlicher Unfall zugefallen.

Später hat Menges noch einmal auf eigene Hand das Somaliland bereist und ist in Deutschland mit einer Somalitruppe erschienen, seit einigen Jahren befindet sich mein Haus jedoch wieder in engerer Geschäftsverbindung mit Herrn Menges, und manches schöne Tier befindet sich augenblicklich in meinem Tierpark, welches ich der Intelligenz und Energie des alten Freundes verdanke.

Lorenzo Cassanova war einer meiner ersten Reisenden. Ein außerordentlich tüchtiger Mann, gehört er doch mehr in die Kategorie der abenteuerlichen Geister. In seinen jungen Jahren war Cassanova „Direktor“ eines Affentheaters, mit dem er zuerst sein Vaterland Italien, dann Deutschland und später auch Rußland bereifte. Als er des Affentheaters müde war, verkaufte er das ganze Institut und begann einstweilen zu privatistieren, dabei nach neuem Geldverdienst, der zugleich seine Phantasie reizte, ausschauend. Die Gelegenheit kam. Ein paar Nilpferde, die ein gewisser Dr. Natterer meinem Vater zum Kauf anbot, dem sie aber zu teuer waren, fanden in Cassanova einen neuen Herrn oder vielmehr Direktor. Denn Cassanova nahm sein altes Wanderleben wieder auf und reiste mit seinen beiden Nilpferden durch ganz Deutschland, schließlich landete er auch mit seiner Nilpferdebude auf dem Hamburger Dom, wo die Tiere ziemliches Aufsehen machten. Des armen Cassanova harrte aber eine unabwendbare Schicksalstüde, oder besser gesagt, Schicksalsdicke, denn die Nilpferde wurden bald so dick und groß, daß man sie nicht mehr so ohne weiteres von einem Ort zum andern transportieren konnte. Da hieß es also Abschied nehmen und Cassanova verkaufte die beiden Tiere an den Zoologischen Garten in Amsterdam, den damals Dr. Westermann leitete.

Und hier erst beginnt die Laufbahn Cassanovas als Tiersammler. Von Dr. Natterer hatte er vernommen, daß die Jäger im ägyptischen Sudan große Tierfänger seien, und daß man diese Tiere billig kaufen, in Europa aber teuer verkaufen könne, und so hieß es denn bei dem rührigen Italiener bald: Auf in den Sudan. Welch ein geschickter und umsichtiger Mann dieser Cassanova war, bewies sein erster, vom Glück begünstigter Versuch. Von seiner ersten Reise, die er 1863 unternahm, brachte er gleich eine ausgezeichnete Sammlung damals noch seltener Tiere heim, unter andern den ersten afrikanischen Elefanten, der bis dahin überhaupt nach Europa gekommen war, außerdem fünf Giraffen, einen echten Kaffernbüffel, sowie eine große Menge von Leoparden, Hyänen, jungen Löwen, Antilopen und manchen anderen Tieren. Zuerst versuchte der Heimgekehrte es mit einer Ausstellung in Wien, die aber nicht einschlug, dann bot er den

ganzen Transport den Zoologischen Gärten an, hatte aber auch damit kein Glück, und leider konnte auch mein Vater die Tiere nicht kaufen, weil wir auf so große Transporte in jener Zeit noch nicht eingerichtet waren. Schließlich ging der ganze Tierbestand an den alten Menageriebesitzer Kreuzberg über, welcher sich damals in Leipzig befand. So machte denn Cassanova schließlich doch noch ein gutes Geschäft und kaum fühlte er die große Summe Geldes in seiner Tasche, als er sich auch schon wieder auf den Weg nach Afrika machte.

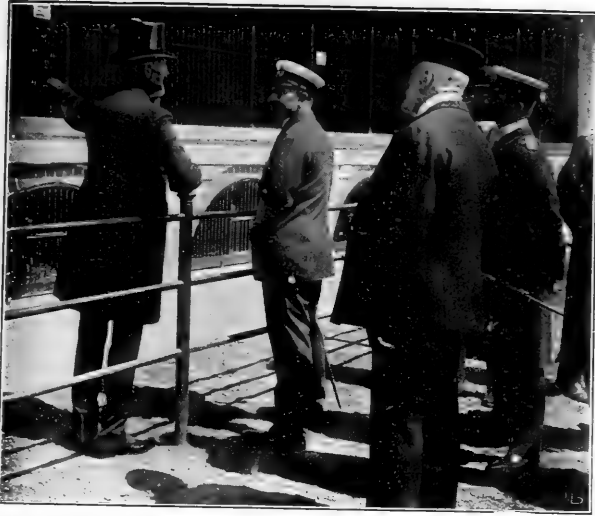
Diesmal ging es ihm aber schlecht, sein abenteuerliches Leben machte eine jener Zickzackbewegungen, die für die eingeborenen Mitglieder des fahrenden Volks charakteristisch sind. In Kairo geriet Cassanova in eine Spielhölle und verlor auf einmal das ganze Geld, welches er sich durch eine mühselige, afrikanische Reise verdient hatte, und seine Auslagen dazu. Cassanova hatte nicht nur die Mittel zum neuen Einkauf von Tieren eingebüßt, sondern war mit einem Schlage ein armer Mann geworden. Tief betrübt ging er zum italienischen Konsul, um sich wenigstens das Geld zur Rückreise in seine Heimat zu beschaffen, aber man beschied ihn abschlägig. Trotz dieses Fehlschlags schien die Glücksgöttin doch nur mit Cassanova gescherzt zu haben, denn in der nächsten Minute schon lächelte sie ihn an. Cassanova besaß einen langen, schönen Schnurrbart und der italienische Konsul besaß eine Haushälterin. Ein Roman entspann sich, eine Liebe, die auch Folgen hatte, nämlich u. a. das Faktum, daß die Dame den guten Cassanova mit ihren kleinen Ersparnissen betraute, die sie ihm leihweise zu Geschäftszwecken übergab. Mit diesem Geld kaufte Cassanova dann eine Anzahl von Tieren, die durch Karawanen aus dem Innern gebracht worden waren, und mit dieser kleinen Sammlung langte der Reisende nach einiger Zeit in Europa an. In Dresden traf ich mit Cassanova zusammen und der ganze Transport ging in meinen Besitz über. Cassanova hat dann noch manche Reise nach Afrika unternommen, bis er unterwegs, im Dienst, gestorben ist.

Eine interessante Erscheinung war auch der Ungar Eßler, der nach einer sechsjährigen Gefangenschaft beim König Theodor von Abessinien endlich durch die Engländer von seinen Ketten befreit wurde. Als der abessinische Feldzug der Engländer beendet war,

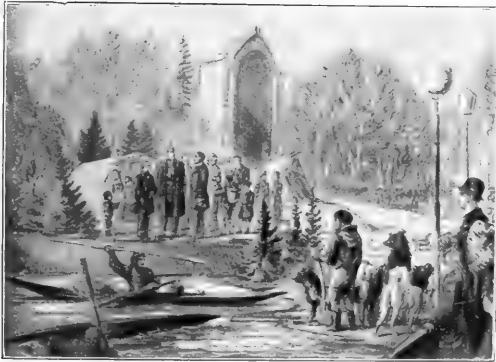
schloß Ezler sich unserm Cassanova an, der eben mit einem Tiertransport nach Europa zurückkehrte. Für seine Hilfe beim Transport erhielt er freie Reise und gelangte endlich wieder nach Europa, nichts in seinem Besitz als die intime Kenntnis Abessinians. Nachdem er mit Cassanova gereist war, lag die Ausbeutung seiner Kenntnisse in der Richtung des Tierfanges sehr nahe. Ezler machte mir den Vorschlag, in Abessinien Exemplare der größeren Pavianarten für mich einzufangen, über die Bedingungen waren wir bald einig und ehe noch der nächste Frühling ins Land zog, war Ezler mit einer Anzahl großer, alter und auch junger Hamadrias oder Mantelpaviane schon wieder zur Stelle. Diese Tiere waren damals sehr selten und begehrt und fanden reißenden Absatz. Nach kurzem Aufenthalt ging Ezler zurück nach Afrika, diesmal um die großen, dunkelschwarzbraunen Geladapaviane zu erjagen, die mehr im Landinnern leben. Auch von diesen seltenen Tieren brachte Ezler im folgenden Frühjahr eine größere Anzahl herüber. Nach einigen weiteren Reisen ist Ezler in Hamburg leider erkrankt und gestorben.

Aus der Zahl der originellen Gestalten muß ich unbedingt noch den alten Kohn herausgreifen, einen geborenen Bayern, der mit Waren nach dem ägyptischen Sudan reiste, hauptsächlich nach Kassala, wo er seine Artikel absetzte. Kohn reiste sicher schon lange in jenen Gegenden, er war hager und dürr geworden wie eine ausgegrabene Mumie, und in seinem Gehaben war er mehr Araber als Europäer. Wer sein Brot zu Hause findet, ahnt nicht, auf wieviel seltsamen, gefährlichen und abenteuerlichen Wegen die Menschen um ihre Existenzen kämpfen. Als mir der alte Kohn zum ersten Male vorfam, war er ein starker Sechziger. Die Erfolge Cassanovas, den er kannte, hatten es ihm angetan, und er pfuschte nun diesem ins Handwerk. Sein erster Transport bestand aus fünf Giraffen. Zu vier verschiedenen Malen, wenn Kohn aus dem Sudan zurückkehrte, habe ich ihm seine Tiere abgekauft, einmal hat er auch Tiere von mir bekommen, die er an den Khedive von Aegypten mit gutem Nutzen wieder verkaufte. Der arme Kerl ist leider während des Mahdistenaufstandes in Kassala ermordet worden.

Diese Gelegenheitsmitarbeiter erwähne ich nur ihres originellen



Der Kaiser an den Raubtier-Mußen-Käfigen.



Kaiser Wilhelm I. bei den Eskimos.
(1878)



Der Kronprinz und die Kronprinzessin in Stellingen.



Prinz und Prinzessin Heinrich in Stellingen.



Der Kaiser am Straußengelände.

Charakters wegen, eigentlich in Betracht kommen jedoch lediglich jene ernstesten und gebildeten Männer, die, wie *Mengess* und *Jacobsen*, von welchem noch die Rede sein wird, auf ihren Reisen mancherlei wissenschaftliche Interessen vertreten. Aus der Zahl der Weltreisenden, die zurzeit für mich die Erde durchstreifen, möchte ich nur noch die folgenden drei erwähnen. Zunächst Herrn Kapitän *Johansen*, ein Mann, der von seinem vierzehnten Jahre ab zur See gefahren ist und alle Welttheile kennen gelernt hat. Von seinen Abenteuern ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren wäre er auf einer der Südseeinseln beinahe erschlagen worden. Ferner *Wilhelm Grieger*, dessen Wirkungsgebiete Sibirien, Ostafrika, Südwestafrika und Südamerika sind, und *Ernst Wache*, der nach mancher Weltreise sich augenblicklich in Abessinien aufhält, um einen größeren Transport von Tieren nach Europa zu geleiten. *Wache* ist als Sohn des früheren Besitzers des Lübecker Zoologischen Gartens gleichsam inmitten der Tierwelt aufgewachsen und war für seinen jetzigen Beruf prädestiniert.

Zu den interessantesten Persönlichkeiten dieses Schlages, die aus meinem Etablissement hervorgegangen sind, gehört entschieden der Norweger *Adrian Jacobsen*. Der Norden bringt starke, früh zur Reise gelangende Menschen hervor, das zeigen mannigfache Beispiele, von denen *Eivind Astrup*, der als Jüngling zum Begleiter *Pearys* wurde und bei seinem frühen Tode ein epochemachendes Buch hinterließ, nur eines ist. Als ich *Jacobsen* kennen lernte, war auch er noch ein Jüngling, neunzehn Jahre alt, aber seine erste That war gleich die Zusammenstellung und Ueberführung der Eskimovölkertruppe, die, wie der Leser weiß, einen ganz außerordentlichen Erfolg hatte. Später brachte *Jacobsen* eine Truppe von Lappländern und außer diesen noch die *Bella-Coola-Indianer* nach Europa. Seine größten Erfolge hat *Adrian Jacobsen* aber für die ethnologische Wissenschaft errungen; Erfolge, die niemals nach Gebühr anerkannt worden sind. Schon frühzeitig wurde Professor *Bastian* vom Ethnologischen Museum in Berlin auf das seltene Talent *Jacobsens* aufmerksam, Gegenstände, welche für die Völkerkunde Interesse besitzen, zu sammeln.

Nach verschiedenen an mich ergangenen Aufforderungen ließ ich

Jacobsen in das Berliner Ethnologische Museum ziehen, von wo ihn nach kurzer Vorbereitung Professor Bastian zum Sammeln nach Nordamerika entsandte. Seine Erfolge waren derartig, daß noch manche Reise folgte. Jacobsen hat für das Berliner Museum Vancouver, Alaska, Sibirien, China, Japan, Korea, den indischen Archipel und manche andere Gegend bereist, und von überall reiche Schätze heimgebracht. Seine Erlebnisse hat Jacobsen in verschiedenen Büchern niedergelegt. Für das Berliner Museum hat Jacobsen etwa 16 000 Nummern unter einer so minimalen Kostenaufwendung angeschafft, daß das Verdienst des Sammlers um die Wissenschaft kaum einzuschätzen ist, jedenfalls könnte man dieselbe Sammlung nicht noch einmal zusammenbringen, und wenn man Millionen aufwenden wollte. Leider hat Jacobsen, wie schon angedeutet, nicht die verdiente Anerkennung gefunden. Als seine Reisen beendet waren, gab man ihm eine kleine Anstellung, deren Ertrag nicht einmal zur Erhaltung einer Familie ausreichte, so daß der verdiente Reisende sich schleunigst nach einem andern Erwerb umsehen mußte. Jacobsen, der Vielgereiste, ist später auf eine Weise sesshaft geworden, die doch auch wieder mit seinem alten Berufe zusammenhängt. Er ward Restaurateur im Zoologischen Garten zu Dresden und hat diesem Posten zwölf Jahre vorgestanden. Jetzt befindet sich Jacobsen wieder in enger Verbindung mit mir, der Kreis hat sich geschlossen, Jacobsen ist Restaurateur im Tierpark zu Stellingen.

II.

Kaiser Wilhelm II. in Stellingen.

Mit Empfindungen der Rührung und Dankbarkeit füge ich dieses Blatt meinen Schilderungen hinzu. Es enthält die Krönung meines Lebenswerkes durch den Besuch des Kaisers in Stellingen. Ganz unbeeinflusst war in dem Kaiser der Wunsch rege geworden, den neuartigen Tierpark kennen zu lernen, von dem man ihm soviel erzählt hatte. Als ich wenige Wochen vorher von der Absicht des Kaisers Kenntnis erhielt, ergriff mich ein großes Glücksgefühl, denn unter den Wünschen, die man in der Stille nährt, hegte ich als höchsten Lebenswunsch schon lange diesen: den Kaiser in meine Schöpfung einführen zu dürfen.

Dieser schöne Traum ward am 20. Juni 1908 zur Wahrheit. Ein herrlicher Sommertag war angebrochen, der grüne Rasen, die Wasser der Lagunen leuchteten im Sonnenschein, und auf den Gebirgsstöcken kletterten die Grattiere lustig bis zu den höchsten Spitzen. Der Garten war menschenleer. Mit Recht hatten Se. Majestät gewünscht, während der Besichtigung des Tierparkes ungestört zu bleiben. Abperrungsmaßregeln wären auch kaum zweckdienlich gewesen, das entstehende Gedränge hätte jeden Rundgang vereitelt. Nur in Begleitung meiner beiden Söhne, *Heinrich* und *Lorenz*, die zugleich meine Kompagnons sind, fand ich mich am Hauptportal ein, um den hohen Gast zu erwarten. Schon früh gegen zehn Uhr traf der Kaiser per Automobil ein, von einem kleinen Gefolge begleitet, zu dem unter anderen Herrschaften der preussische Gesandte Graf *Boetz*en sowie Graf *Eulenburg* gehörten.

Der Kaiser schien sich in der gemüthlichsten Laune zu befinden und besiegte durch sein unvergeßlich leutseliges, gewinnendes und natürliches Wesen von vornherein jede Scheu. Auch das Aeußere des hohen Gastes stand mit diesem Auftreten im Einklang. Der Kaiser sah außerordentlich wohl und heiter aus, trug das unscheinbare Marine-Jackett, in der Hand einen einfachen Spazierstock. Als mir Se. Majestät die Hand zur Begrüßung reichte, dankte ich in Worten, die aus dem Herzen kamen, und wie sie mir der Augenblick eingab, für die hohe Ehre des Besuches und sprach zögernd die Hoffnung aus, mein Werk möge Sr. Majestät Beifall finden. Schlichtweg antwortete der Kaiser: „Ich habe sehr viel von Ihrem Garten gehört und mußte mir die Sache endlich doch auch einmal selbst ansehen“. Und, nach einigen Schritten stehenbleibend und sich lächelnd umsehend, fügte der Kaiser hinzu: „Nach allem, was ich hier schon erblicke, ist die Sache ja mit viel Intelligenz angelegt“.

Ohne weiteres begann nun der Rundgang. Wie natürlich, führte ich Se. Majestät zuerst an den Vogelteich, von wo aus man den Blick über das große Tierpanorama schweifen lassen kann, und mein Herz schwoll, als ich den Kaiser einmal über das andere ausrufen hörte: „Famos! Einfach entzückend!“ Nun ging es an dem Gehege der Pflanzenfresser vorbei, wo ich mir erlaubte Erklärungen über verschiedene Tiere und ihre Bedeutung für die Landwirtschaft zu geben, bis zur Löwenschlucht, deren Einrichtung der Kaiser mit dem größten Interesse in Augenschein nahm. Sofort fiel ihm das malerische Bild dieser offenen Felsenschlucht mit den schönen Tieren und dem blumigen Vordergrunde auf, und er sagte: „Das ist doch wirklich wie geschaffen, um Künstlern als Studienobjekt zu dienen“, worauf ich darauf hinwies, daß Künstler, die hier Studien zu machen wünschten, stets freien Zutritt zum Garten hätten. Inzwischen war ein Wärter in die Schlucht eingetreten und es kam die Rede darauf, daß die Tiere wöchentlich einmal abgefeist würden. Dem Kaiser erschien das eine etwas kitzlige Prozedur, und er wandte sich, ganz eigen lächelnd, plötzlich mit der Frage an sein Gefolge: „Meine Herren, womit wäscht man die Löwen?“ Die Ansichten waren verschieden, einer der Herren meinte mit reinem Wasser und Seife, ein

anderer mit Desinfektionsmitteln usw. „Nein“, sagte der Kaiser lachend, „mit Lebensgefahr.“

Wenige Minuten später befand sich der Kaiser oben vor der Sennhütte und ließ seinen Blick über das Straußengehege, besonders aber über die japanische Insel schweifen. „Eine ganz reizende Anlage“, bemerkten Se. Majestät zu den Herren des Gefolges, „aber ist die Anlage auch echt und natürlich?“ Die Antwort fiel sehr befriedigend für mich aus, denn einer der Herren, der in Japan gewesen war, meinte, die Insel sei nicht nur stülpelt, sondern noch hübscher angelegt, als man es in Japan gewohnt sei. Drei schöne Eichen, welche auf der Insel stehen, fielen dem Kaiser auf, weil sie, wie Se. Majestät bemerkten, so famos in die Landschaft paßten. Ich erzählte nun die Geschichte dieser drei Eichen, nämlich wie ich eines Tages, als das Terrain noch nicht in meinen Besitz übergegangen war, einen Bauernknecht bei der Veranstaltung überrascht hätte, die Eichen zu fällen, und wie ich darauf zu dem Burschen in der landesüblichen Weise gesagt hätte: „Hier, min Jung, hest Du een' Doler, nu go tu Hus und seg Din Herrn, dat de Eken nich afhaun waru dröft. It denk dat Terrain to köpen und dobi sünd de Eken de Hauptsok.“ Der Kaiser lachte herzlich und sagte zu seinen Begleitern: „Sehen Sie, meine Herren, da haben Sie den Geschäftsmann — hat sich die schönen Eichen für'n Taler gekauft.“

Vor dem Straußengehege teilte mir der Kaiser mit, daß er vom Großherzog von Oldenburg gehört habe, dieser wolle sich eine Straußenfarm anlegen, und ob die Sache wohl Erfolg haben würde. Hierauf konnte ich dem Kaiser die Mitteilung machen, daß im kommenden Frühling eine große Straußenfarm auch im Tierpark zu Stellingen eröffnet würde. Se. Königliche Hoheit, der Großherzog von Oldenburg, hätten auch mit mir über seine Absicht gesprochen und ich hätte ihm anempfohlen, noch zu warten, da ich nach meiner Gewohnheit niemals etwas empfehle, was nicht praktisch ausprobiert sei und die Probe bestanden habe. Der Kaiser wünschte Glück zum Gedeihen der Straußenfarm und fügte scherzend hinzu: „Nun weiß ich doch, wo ich Straußenfedern für meine Frau kaufen kann. Das wird jedenfalls eine famose Quelle.“

Im Zentralgebäude befand sich zurzeit eine prachtvolle ethnographische Sammlung aus dem Institut Umlauff. Diese Sammlung, die durch den anwesenden Herrn Heinrich Umlauff erklärt wurde, besichtigte der hohe Gast sehr eingehend, insbesondere eine japanische Riesenvase von zehn Fuß Höhe, das schönste Kunstwerk aus Bronze, das wohl je aus Japan nach Europa gekommen ist. Viel Interesse brachte der Kaiser auch den großen Bronzen entgegen, die im Park und in der Nähe der japanischen Insel aufgestellt sind. Der nächste Besuch galt dem Ceylondorf, das nur flüchtig besichtigt wurde, weil die Zeit bereits knapp zu werden begann. Dagegen wohnte der Kaiser in der Dressurhalle einer Vorführung der großen Raubtiergruppe durch den Dompteur Schilling bei, spendete lebhaften Beifall und wunderte sich darüber, daß Löwen, Eisbären und Hunde zusammen dressiert werden können. Dies gab mir Gelegenheit, die große Gruppe zu erwähnen, die aus Löwen, Tigern, schwarzen Panthern, Leoparden, Seidenpudeln und Shetlandponies, Zwerg-Zeburindern, schwarzköpfigen Somalischafen und Angoraziegen bestand und 1892 zur Vorführung auf der Weltausstellung in Chicago dressiert wurde. Als ich dem Kaiser auch von der Epidemie erzählte, die unter meinen Tieren vor Ausbruch der Cholera in Hamburg grassierte, rief er seinen Leibarzt herbei und diesem mußte ich den Vorfall noch einmal genau erklären. „Sie haben wirklich schon viel durchgemacht“, sagte der Kaiser, zu mir gewendet. Das konnte ich allerdings bestätigen. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich Sr. Majestät, daß ich mit der Niederschrift meiner Lebenserinnerungen beschäftigt sei, und dabei war ich kühn genug, den Kaiser zu bitten, die Dedikation des Buches von mir anzunehmen. In größter Güte reichte der hohe Gast mir die Hand und sagte die Annahme der Widmung zu. Nach Austritt aus der Dressurhalle bewegte sich draußen im Ceylondorf der Perhaherra-Festzug vorüber, doch blieb nur wenig Zeit für die Besichtigung, dagegen gestatteten Se. Majestät, daß der vorzügliche indische Zauberer an Bord der Hohenzollern geschickt würde, um eine Probe seiner Kunst abzulegen.

Vom Anblick des Nordlandpanoramas schien sich der Kaiser gar nicht trennen zu können, wiederholt bemerkte er: „Aber es gehört

ja viel mehr Zeit dazu, um alles dies in Augenschein zu nehmen". Dann fügte er hinzu: „Meine Frau und meine Tochter müssen das auch sehen, die werden Sie aber nicht so schnell wieder los, weil sie viel mehr Zeit mitbringen können als ich“. In der Geweihsammlung, deren Vorführung der Kaiser noch gestattete, bemerkten Se. Majestät scherzend, als ich von einigen wohlfeilen Einkäufen Bericht erstattete: „Sehen Sie, meine Herren, einen solchen Mann wie Hagenbeck könnte ich ganz gut als Finanzminister gebrauchen, besser noch als meinen eigenen Privatschatzmeister“. Der Kaiser befand sich, wie man aus allen diesen Bemerkungen sieht, in strahlender Laune und schien von dem Gesehenen hochbefriedigt. Als ich meine zukünftigen Pläne in bezug auf Einführung und Kreuzung ausländischer domestizierter Tiere mit einheimischen entwickelte, sprach der Kaiser den Wunsch aus, weitere Berichte über diesen Gegenstand zu erhalten, einerseits im Hinblick auf Erhöhung des Milchertrages, andererseits zur Beschaffung eines billigen Zugtieres für die Landwirtschaft.

Wie im Fluge verstrich die Zeit, längst war der vorherbestimmte Zeitpunkt der Abfahrt überschritten, als der Kaiser sich um zwölfeinhalb Uhr an sein Automobil begab, das inzwischen im Park vor meinem Wohnhaus wartete. Hier reichte der Kaiser meinen Söhnen und mir wiederholt die Hand und sprach: „Haben Sie herzlichen Dank für die schönen genußreichen Stunden. Die Anlage ist mit Fleiß und Kunstsinne hergestellt. Sie können versichert sein, daß ich große Propaganda für Sie machen werde. Ich werde meiner Familie, meinen Freunden und Bekannten empfehlen, dieses hochinteressante Institut zu besuchen. Zur Besichtigung des übrigen Teils Ihres Parks komme ich im nächsten Jahre gern wieder zu Ihnen. Auf Wiedersehen.“

So endete dieser unvergeßliche Besuch. Er wird mir ein Ansporn sein, meinen Park, meinen Ideen und Plänen gemäß, in den nächsten Jahren weiter auszubauen, sodaß er zu einer so eigenartigen Schöpfung wird, wie in der Welt bis jetzt noch keine vorhanden war, zu einer permanenten Ausstellung, deren Existenz nur auf Grund der jahrelang gesammelten Erfahrungen und eines durch Jahrzehnte herangebildeten Personals von Mitarbeitern möglich ist.

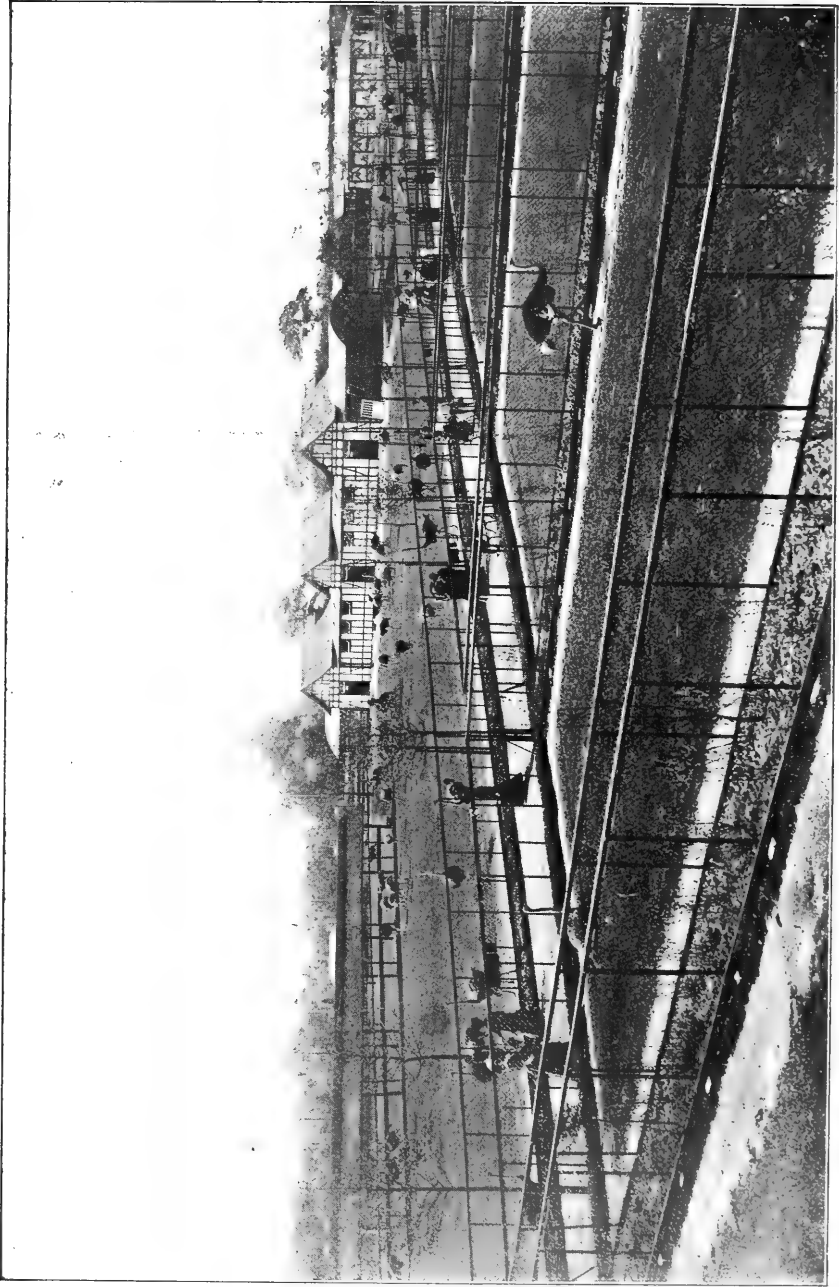
Nachtrag.

Im Sommer 1909.

Seit ich das letzte Wort meines Buches niederschrieb, ist noch kein Jahr vergangen und schon gehört manche Schilderung, die ich aus dem vollen Leben niederschrieb, der Vergangenheit an, während in dem gleichen Zeitraum manche neue und bedeutsame Erscheinung, dem Gesetz der Entwicklung folgend, ans Licht getreten ist, über die ich in meinen Lebenserinnerungen vor Jahresfrist noch nicht berichten konnte.

Ein großer Tierpark mit allen seinen Dependenzen stellt das Gegenteil eines Museums dar; während hier alles in toter Ruhe verharrt und unverändert bleibt, rauscht durch den Tierpark das frische, fröhliche, aber auch unbarmherzige Leben. Wie das Licht den Schatten, so hat das Leben den Tod in seiner Gefolgschaft. Weit mehr tritt diese unabänderliche Tatsache im Tierpark in die Erscheinung, als draußen in der Menschenwelt, denn die meisten Tiere sind ja bedeutend kurzlebiger als der Mensch. Freilich hält das Leben dem Sterben nicht nur die Wage, sondern überflügelt es bei weitem, und den Sterbefällen innerhalb unserer Tierstadt stehen weit mehr Neugeburten gegenüber, von den neu angekommenen Gästen ganz abgesehen.

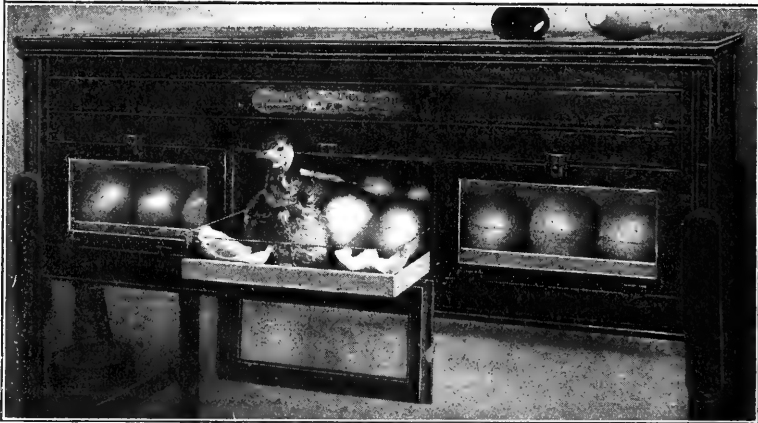
Dennoch muß ich mit Trauer berichten, daß mein alter Freund „Trieft“ tot ist. Dieser alte Löwe, der manches Jahr als Artist



Die Strauſenfarm in Stellenbosch.



Die Kaiserin bei der Besichtigung der Straußenfarm.



Ein Straußenküken erblickt im Ventapparat das Licht der Welt.



Inneres des Vent- und Kükenhauses.

die Welt durchzogen und in vielen Städten Bewunderung erregt hat — ein Lebensbild dieses Tieres findet sich auf Seite 210 — war so treu und zahm geworden wie ein Haushund. Ja, mehr als das. Ich muß wiederholen, was ich schon damals sagte: Mit „Trief“ ging man um wie mit einem guten, verständigen Menschen. „Trief“ genoß, von allen, die ihn kannten, geachtet und von mir als treuer Weggenosse hochgehalten, im Tierpark das Gnadenbrot. Am 16. April 1908 ist er gestorben.

Auch von einem anderen bitteren Verlust muß ich erzählen. „Jacob“ und „Rosa“, die beiden hoffnungsvollen, man kann sagen schon halb zivilisierten Orangs sind nicht mehr. Viele Tausende von Besuchern des Tierparks werden sich mit Vergnügen dieser beiden interessanten Menschenaffen erinnern und mit mir den schweren Verlust bedauern. An schönen Sommertagen pflegten diese hoch entwickelten Tiere im Garten in Begleitung ihres Wärters spazieren zu gehen und zwar nach Menschenart, auf zwei Beinen. In ihrem Gelasse trieben sie, besonders in Gesellschaft des klugen Schimpansen „Moritz I“ unzählige Scherze und tolle Streiche und nie wurde es vor ihrer Behausung leer von Besuchern. Diese Anthropomorphen waren Zöglinge meiner Affenschule und gehörten zu den gelehrigsten Schülern. Auch akklimatisierten sich die Tiere, die aus dem Treibhausklima Borneos gekommen waren, überraschend gut. Es war auch nicht das nordische Klima, welches Jacob und Rosa hinweggerafft hat. Trotz dringenden Verbots wurden den Tieren vom Publikum immer wieder Futtermittel gereicht, so daß ich gezwungen war, die Affen zeitweilig durch eine Glaswand abzuschließen. Aber das Unglück geschah dennoch, Jacob wurde uns, nicht aus Böswilligkeit, sondern aus Unverstand, vergiftet. Rosa erlag einer Lungenentzündung. Längst sind zwar andere Anthropomorphen an ihre Stelle getreten, aber immer noch und noch lange werden wir Jakob und Rosa schmerzlich vermissen. Ein süßer Trost ist uns geblieben — der dritte des lustigen Trio, der Schimpanse „Moritz I“ lebt, und lebt nicht nur, sondern hat sich zu einem Künstler entwickelt, wie die Welt noch keinen gesehen hat. Moritz ist geradezu der intelligenteste Affe, der mir je begegnet ist, er ist fast wie ein kleiner Mensch und

macht seiner Schule die größte Ehre. Ich kann hier nicht aufzählen, was man dem klugen Tier alles beigebracht hat, sondern will nur sagen, daß das Prinzip aller Vorstellungen darin beruht, einen Affen vorzuführen, der sich ganz wie ein Mensch beträgt und Kunststücke absolviert, die man sonst nur von Artisten zu sehen bekommt. Moritz geht stets und ständig völlig bekleidet mit Strümpfen, Schuhen, Unterkleidern, Weste, Rock und Mütze, er speist dasselbe, was sein treuer Lehrer und Reisebegleiter R e u b e n C a s t a n g zu sich nimmt, schläft in einem Bett, raucht seine Zigarette, trinkt seinen Wein und wenn er reist, reist er zweiter Klasse. Im Frühjahr kam Moritz auf kurze Zeit zum Besuch nach Stellingen und die Freude des Tieres über das Wiedersehen war geradezu rührend. Moritz flog mir förmlich um den Hals und war kaum mit Gewalt wieder zu entfernen. Jetzt befindet er sich wieder auf Reisen, denn bis zum Frühling 1910 ist der vierhändige Künstler bereits in den verschiedensten Städten Europas fest engagiert. Schon ist ihm die hohe Ehre zuteil geworden, sich an Höfen und vor Fürstlichkeiten mit dem größten Erfolge zu produzieren, unter anderem in Stockholm und Madrid. Eine spanische Infantin fand solches Gefallen an diesem wunderbaren Artisten, daß sie ihm eine mit Brillanten besetzte Krawattennadel verehrte. Selbstverständlich ging auch der Lehrer des Tieres nicht leer aus.

So mischt sich auch in der Tierwelt des Stellingener Parkes das Freudige mit dem Traurigen, genau wie in der Menschenwelt da draußen. Zu den freudigen Ereignissen muß ich es rechnen, daß mir das Glück zuteil ward, die N e u s c h ö p f u n g e n in meinem Park, die bei der Niederschrift des Buches nur als Plan auftraten, ins Leben treten zu sehen. Widriges Wetter während der Wintermonate und eine noch verstimmendere Differenz mit den Altonaer Behörden riefen manche Verzögerung in der Bebauung des für den Park neu erschlossenen Geländes hervor. Als aber der Lenz kam, wurde mit einem wahren Feuereifer geschafft, um das Versäumte nachzuholen. Und siehe da, am Tage der Eröffnung präsentierte sich der neue Grund schon ganz passabel, jedenfalls angefüllt mit einem neuen bunten Leben. Jenseits einer zierlichen Brücke, die sich über

die Landstraße schwingt, war ein bis ins kleinste echtes afrikanisches Dorf aufgebaut, in das eine Truppe von 80 Aethiopiern mit mehr als 100 Haustieren eingezogen war. Das Dorf liegt an einem See oder an einer Lagune, die ich in der Mitte des neuen Grundes angelegt habe. Jenseits des Dorfes befindet sich ein großer freier Platz zwischen drei Tribünen und hier stellen die schwarzen Gäste wechselnde Bilder ihres heimischen Lebens zur Schau. Diese Völkerschau-
stellung ist ungefähr die schönste und beste, die mir je nach Europa zu bringen gelungen ist. Die Gäste und ihre Frauen und Kinder, lauter bildschöne Menschen, gehören verschiedenen Stämmen an und zwar den Dankali, Isa, Gadabursi, Habr Uwal, Gurgura, Gallas und Arabern. Bis auf die Araber sind alle nähere oder entferntere Angehörige der großen Familie der Gallas, die als hamitisches Mischvolk zu bezeichnen sind. Vom ersten Tage an hatten die Gäste unter ihrem klugen und umsichtigen Häuptling Hersy Egga einen geradezu durchschlagenden Erfolg und zwar nicht nur in bezug auf ihre Vorstellungen, sondern hauptsächlich auch hinsichtlich des Besuches der afrikanischen Stadt, die wir am Ufer der Lagune aufgebaut hatten. Das Publikum erkannte vor allem die ethnographische Echtheit der Umgebung an und begann bald, sich für das Leben und Treiben der Eingeborenen lebhaft zu interessieren.

Rings um die Lagune fährt jetzt die geplante *Miniatur-Eisenbahn*, das Entzücken der Kinder, aber auch interessant für die Großen, die, wie eine Zeitung schrieb, sich leicht in die Phantasie wiegen können, eine Reise mit der Uganda-Eisenbahn zu machen. Auch haben rings an dem umbuschten Ufer entlang die projektierten *vorweltlichen Riesentiere* begonnen, ihre ungeschlachten Leiber in die Lüfte zu erheben. Auch der hohe lustige Bau des *Sommerrestaurants* mit weit umschauendem Turm ist nun vollendet. Von den Terrassen dieses Neubaus, der nahezu an 3000 Personen aufnehmen kann, blickt man weithin über beide Teile des Tierparks, drüben sieht man die Gebirgsformationen sich am blauen Himmel abzeichnen, man erblickt das hin und her wogende Leben auf den Wegen und auf der Brücke, geradeaus fällt der Blick ins Aethiopierdorf, auf den von Booten belebten See und die Eisenbahn,

während zur Rechten manche andere Neuerscheinung grüßt, ein neues großes Affenhaus mit bunt bemalter Rückwand, neue Gehege für Hirsche und Fasanen und so manches andere.

Schließlich muß ich, bevor ich die Feder niederlege und diese neuen Blätter in die Welt hinausflattern lasse, noch davon erzählen, wie ein lang gehegter Traum nun ebenfalls im Jahre des Heils 1909 zur Wirklichkeit geworden ist. Wohl viele Leute mögen die Köpfe geschüttelt haben, als ich mit meiner Idee, in Stellingen eine Straußenfarm zu gründen, zum ersten Male hervortrat. Ich hatte den Gedanken ausgesprochen, daß es nach meiner Ueberzeugung für den spekulativen Landwirt, der große Weiden zur Verfügung habe, ein dankbares Unternehmen sein müsse, eine Straußenfarm einzurichten. Da war es nicht mehr als billig, selber den Anfang zu machen. Die bereits seit mehreren Jahren angestellten Versuche in der Haltung von Straußen im Freien hatten mir längst unzweifelhaft bewiesen, daß der afrikanische Strauß tatsächlich an das nordische Klima zu gewöhnen ist und vollkommen wetterfest wird. So bildete denn die Errichtung einer eigenen Straußenfarm in Stellingen eigentlich nur den folgerichtigen Schluß meiner Versuche. Die Straußenfarm ward auf einem besonderen, dem Tierpark angeschlossenen Gelände am 21. Juni dieses Jahres in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin eröffnet. Schon während seines Besuches im verfloffenen Jahr hatte der Kaiser hinsichtlich der projektierten Straußenfarm scherzend gesagt: „Da kann ja meine Frau billig zu Straußenfedern kommen“. Und nun war in Behinderung des Kaisers die hohe Frau selbst gekommen, um mit lebhaftem Interesse den ganzen Tierpark in Augenschein zu nehmen und dann huldvoll das neue Gelände zu eröffnen. Dieses selbst will ich hier nur ganz kurz skizzieren. Um eine große Wiese, in deren Mitte eine breite dreitorige Schutzhalle steht, gruppiert sich eine Anzahl von Einzelgehegen für Straußenzuchtpaare, während auf dem grünen freien Rain sich weit über hundert Exemplare tummeln. Unter diesen Tieren sind fünf geographische Varietäten vorhanden, nämlich Somali-, Ostafrikanische, Westafrikanische, Kap-Strauße und Strauße vom Abunaama, einem Nebenfluß des blauen Nils. Das interessanteste Ge-

bäude der Farm ist das Straußenküden-Haus mit dem Raum für die Brutmaschine, die hinter Glas frei vor dem Auge aufgestellt ist, so daß der Besucher, wenn ihm das Glück hold ist, das ungewöhnliche Schauspiel erleben kann, einen kleinen Strauß aus dem Ei kriechen zu sehen. Das übrige ist der Zukunft vorbehalten. Mit der Eröffnung der Straußenfarm in Stellingen ist zum erstenmal der Versuch gemacht worden, eine solche Anstalt unter unserem kühlen nordischen Himmel einzurichten.

Diesen Nachtrag kann ich gewiß nicht würdiger schließen, als mit dem Ausdruck meiner tiefsten Herzensfreude, darüber, daß Seine Majestät der Kaiser, seinem Versprechen getreu, mir auch in diesem Sommer wieder die hohe Ehre seines Besuches erwiesen hat. Während der üblichen Anwesenheit des Kaisers in Hamburg am Tage des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Rennens blieb keine Zeit zum Besuch des Tierparks übrig. Aber unmittelbar vor Antritt seiner Nordlandsreise entschloß sich der Kaiser ganz plötzlich, dem Tierpark und der Straußenfarm noch einen Besuch abzustatten. Am Freitag, den 16. Juli hieß es im Hofbericht kurz und bündig: „Der Kaiser ist um 11 Uhr von Berlin nach Stellingen abgefahren“. Von Eidelstedt aus wurden am nächsten Morgen Automobile benutzt. Wie bei seinem ersten Besuch befand sich der Kaiser in strahlender Laune und erwiderte auf meine ehrfürchtige Begrüßung, er habe das Bedürfnis gehabt, unsere Neuschöpfungen zu sehen, außerdem habe er ja versprochen wiederzukommen und dieses Wort habe er doch halten müssen. Der Besuch dehnte sich über vier Stunden aus und umfaßte alle Teile des Parks. Im Aethiopierdorf ging der Kaiser von Hütte zu Hütte und schenkte den fremden Gästen sein höchstes Interesse. Vor dem Affenhause erinnerte sich der Kaiser lebhaft des Schimpansen Moritz und fragte nach diesem Tier, ich versprach, den vierhändigen Künstler im königlichen Schloß in Berlin vorzustellen. Die Straußenfarm fand den lebhaften Beifall Seiner Majestät und der Herren des großen Gefolges. Als der Kaiser, auf einem erhöhten Punkte stehend und die ganze Anlage überblickend, in herzliche Worte der Anerkennung ausbrach, war es mir, als ob mein Lebenswerk erst jetzt seine letzte Krönung empfinde. „Sie haben“, sprach der Kaiser, „hier

ein bildendes, wissenschaftliches Institut geschaffen, wie keiner zuvor“.

Mit Dank im Herzen gegen das Geschick, das es mir vergönnte, mein Werk auszuführen, und gegen den, der diese schönen Worte der Anerkennung sprach, lege ich die Feder für diesmal nieder.



VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Rudyard Kipling
Das neue Dschungelbuch



Zwölftes und dreizehntes Tausend.



Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen mit sämtlichen Gedichten, einer Einleitung aus dem ersten Dschungelbuch von Dr. Ernst Heilborn und den glänzenden Illustrationen des Engländers Lockwood Kipling.

Preis in Ganzleinwand gebunden

∴ mit Goldschnitt Mk. 5,— ∴

„Wer das Dschungelbuch noch nicht gelesen hat, dem kann man keinen freundlicheren Rat geben, als dass er es lese. Eine ganz besondere Wonne erwartet ihn. — Das Dschungelbuch ist etwas ganz Neues, was noch nicht da war, aber bleiben wird. Vermutlich ist es eines der Kunstwerke von der ewigen Art. Es wird in 500 Jahren ebenso fesselnd sein wie heute. Uns aber überkommt eine eigentümliche Ehrfurcht bei dem Gedanken, dass in diesen Jahren unseres eigenen Lebens, da wir alberne Moden der Kunst vorüberkommen sahen und mit hohlen Paukenschlägen neue Richtungen ankündigen hörten, jemand ganz einfach etwas für die Ewigkeit machte. Es ist ein Buch für alt und jung. Kindern kann man es in die Hand geben und auch bejahrten Leuten, Männern wie Frauen. Es ist voll von Unschuld und Klugheit. Ueberall muss es Teilnahme erregen.“

Neue Freie Presse.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Rudyard Kipling

Preis
gebunden
Mark 4,-

Brave Seeleute



„Es ist ein Buch, das namentlich von der Knabenwelt geradezu verschlungen werden wird. Und es steht wirklich turmhoch über dem gewohnten Lesefutter für das jugendliche Alter. Was Kipling in der Schilderung des Lebens auf der Fischerflotte geleistet hat, muss jeden Leser fortreißen und steht wohl unerreicht da. Auch für Erwachsene sind diese klaren, lebenswahren Bilder aus einer uns zuerst fremdartig anmutenden Welt unvergesslich. Wir wünschen dem gehaltvollen Buche recht weite Verbreitung.“

Leipziger Neueste Nachrichten.



„Brave Seeleute“ bieten eine kerngesunde Lektüre für unsere Jungen, sind aber so künstlerisch in Form und Inhalt gegeben, dass sie weit über das Niveau der Jugendliteratur hinausragen und auch bei den erwachsenen Lesern stärkstes Interesse erregen müssen.“

Breslauer Morgenzeitung.

„Kiplings Schilderungen des Seefischerlebens zeigen wieder die plastische, gleichsam auf die Sinne wirkende Greifbarkeit, durch welche seine übrigen Romane sich auszeichnen, und die seinen Ruhm begründet hat.“

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Liebhaber-
Ausgabe in
künstlerischem
Einband

KIM

mit den
Original-
Illustrationen
Mk. 6,—

Ein Roman
aus dem ge-
genwärtigen
Indien von
**Rudyard
Kipling.**

: Neuntes bis :
eiftes Tausend



In diesem Roman gibt uns Kipling die Naturgeschichte eines ganzen Landes und seiner bunten Volkspsyche. Des Autors verblüffende Kenntnis der ganzen indischen Welt paart sich hier mit einer tiefeindringenden Rassenpsychologie; das unterirdische Innenleben der braunen Arier am Ganges wird von Meisterhand vor uns blossgelegt. Lebende Bilder in steter Bewegung zeigen uns unvergessliche Typen. Wir lernen die heimlichen Kämpfe der Eingeborenen gegen die Engländer kennen, sehen, wie der kleine Kim als Kundschafter das Land durchzieht; die interessante Persönlichkeit des Pferdehändlers Mahbub Ali und die ehrwürdige Gestalt des Lama treten uns plastisch vor Augen. Das Edelmenschliche, das so selten in phrasenloser Echtheit erscheint, hat ein geniales Dichtergemüt hier greifbar leibhaftig vor uns aufgebaut. Wer „Kim“, dies Hohelied des wahren Edelmenschlichen angestimmt, von dem gilt, was der Lama in seiner Buddhistensprache rühmt: „Er hat sich Verdienst erworben — um die ganze Menschheit.“

Frankfurter Zeitung.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

EIN EINZIGARTIGES WERK!

Ein vornehmer und billiger Ersatz
für eine ganze Bibliothek schwer
zugänglicher und teurer Bücher

Der Weg der Menschheit

Herausg. von CONRAD ALBERTI (Sittenfeld)

»Der Weg der Menschheit« ver-
einigt in sich durch Aneinander-
reihen der bedeutsamsten Partien
aus den Schöpfungen der Geistes-
helden aller Völker und Zeiten

EINE WELTGESCHICHTE
EINE LITERATURGESCHICHTE
EINE KULTURGESCHICHTE

Bd. I. Von Osiris bis Paulus
Bd. II. u. III. Von der Offenbarung Johannís bis
zur Kritik der reinen Vernunft

Drei hochelegant gebundene Bände,
ca. 1400 Seiten stark. Mit Goldpressung
M. 20.—

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Prof. Dr. Georg von Neumayer

Wirkl. Geh. Admiralitätsrat — Direktor der Seewarte

Auf zum Südpol!

45 Jahre Wirkens zur Förderung der Erforschung
der Südpolar-Region 1855—1900.

Mit fünf geographischen Karten und zwei Bildern.

Preis gebunden Mk. 10,—



Das Werk ist ein eigenartiges. Es zieht die Summe eines Menschenlebens, und zwar eines in unermüdlicher wissenschaftlicher Arbeit hingebenden Menschenlebens, und besteht doch nur aus der Zusammenfassung einer Reihe von Vorträgen und Aufsätzen, mit welchen der gegenwärtige Leiter der Deutschen Seewarte seit Jahrzehnten für die Südpolarforschung eingetreten ist.

Ueber Land und Meer.

So liest sich dieses fast 500 Seiten starke Buch von Anfang bis zu Ende beinahe wie ein spannender wissenschaftlicher Roman, dessen auch persönlich so lebenswürdiger Held uns immer feurer und lebenswürdiger erscheint, je tiefer wir in das Buch eindringen.

Natur und Schule.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Heinrich Driesmans

Dämon Auslese

Vom theoretischen zum
praktischen Darwinismus

Preis geheftet Mk. 3,50, elegant gebunden Mk. 4.50.



Es liegt hier ein sehr interessantes Buch vor. Der Autor desselben bewegt sich nicht in ausgefahrenen Gleisen, sondern liefert neue, bisher nicht verwerfete Beispiele für den Prozess einer natürlichen Auslese, der unaufhörlich die menschliche Gesellschaft umgestaltet. Es ist Driesmans' grosses Verdienst, diese Selektion an konkreten Beispielen zu zeigen, ihr Walten hell zu beleuchten und die Resultate handgreiflich vor Augen zu stellen . . . Stets wird man durch den Verfasser belehrt, gefördert, für seine Gegenstände interessiert und durch seine Argumentationen gefesselt.

Prof. O. Zacharias in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“.

Heinrich Driesmans ähnelt in seiner Schreibart dem Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“. Wie dieser liebt er die Wortspiele und Schlagworte, die geistreichen Blender, das Feuerwerk verblüffender Paradoxien. So gehört auch „Dämon Auslese“ zu dem Interessantesten, was man auf dem Gebiete der Rassenforschung lesen kann.

Prof. Dr. Drews in der „Württemberger Zeitung“.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Alfred R. Wallace:
Des Menschen Stellung

im Weltall

3. Auflage



306 Seiten Groß-Quart mit 8 Diagrammen und 2 Sternkarten
in Leinwand broschiert Mf. 8,— vornehm gebunden Mf. 10,—



Geheimer Rat Prof. Dr. Wilhelm Förster von der Berliner Sternwarte sagt in seiner Kritik: „Der hochgeschätzte biologische Forscher, der schon im Sommer 1858 nahe gleichzeitig mit Charles Darwin und unabhängig von diesem die Grundgedanken der epochemachenden Lehren über die Entwicklung der Lebewelt ansprach, wie Charles Darwin selbst warm anerkannt hat, er beschenkt hier die gebildete Welt und auch die Wissenschaft selbst auf astronomisch-physikalischem Gebiet mit einer überaus lichtvollen und sehr geschickt zusammenfassenden Darstellung ihrer neuesten Forschungsergebnisse.“

Ein kirchliches Blatt, „Der alte Glaube“, schreibt über dieses Buch: „Wallace denkt geozentrisch. Freilich nicht im alten Sinne der vorkopernikanischen Zeit, sondern so, daß die Sonne mit ihren Planeten dem Mittelpunkte des großen Weltsystems am nächsten steht, daß die Erde der einzige Planet ist, der die Bildung von organischem Leben zuläßt, und daß dieses organische Leben auf den Menschen als seinen letzten Zweck und seine abschließende Krone hinzielt. Der gefeierte Gelehrte nimmt für seine Beweisführungen nur den Ruhm höchster Wahrscheinlichkeit in Anspruch. Um so wohlthuernder wirkt das Buch. Es bildet einen lebhaften Protest gegen die Versuche des modernen Gnostizismus, die gesamte Lehre der Kirche von der Welterschöpfung, der Welterlösung und der Weltvollendung durch naturwissenschaftliche Mythologien von einer unendlichen Fülle der Welten aus den Angeln zu heben.“

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Der Schmuck des Menschen

Studie in Lexikon 4^o auf Kunstdruckpapier mit 90 Illustrationen

von

Prof. Dr. Emil Selenka

Preis: Kartoniert Mk. 4,—



„Das ist in seiner feinen Ausstattung und mit seinem künstlerisch ausgeführten reichen Bilderschmuck ein vielen gewiß willkommenes Weihnachtsgelchenk. Es bietet aber weit mehr als bloß Kurzweil und Befriedigung der Schaulust. Nichts Geringeres liegt in dem Buch vor, als der skizzenhafte Entwurf eines ethnologischen Systems des menschlichen Schmucks, einer „Philosophie des Schmucks“, wie die Franzosen sagen würden. Auf seinen weiten Reisen durch Asien, Südamerika, Nordafrika hatte der gelehrte Verfasser nicht so ganz bloß nebenbei diesem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zugewandt und seine Ideen dann besonders an den Abhandlungen von G. Semper und Th. Lippis weiter entwickelt. Er denkt in geistvoller und durchaus nicht subjektiv phantastischer Weise an der Hand trefflich ausgewählter Originalbilder den Schmuck als Mittel zur Steigerung der Vorzüge der eigenen Person, ja als eine Symbolsprache zur Erweckung eines tieferen Eindrucks beiden Betrachtenden. Dieser Zweckbedeutung geht er feinsinnig nach durch Kleidungs- wie sonstige Schmuckarten, die er anregend klassifiziert als Vergrößerungs- (bez. Anlaß-) Schmuck, Behang-, Richtungs- und Ringschmuck. Gut bedeutet ist z. B. der Sinn der flatternden Helmzierde der Hellenen als Richtungs- schmuck („Charakter des Vorwärtsstürmens“), richtig wohl auch die bayerische „Raupe“ als Verkümmernng jener.“

Neue Preussische Zeitung.
„Ein Werk, so anziehend durch die Ausstattung, wie fesselnd durch den Inhalt. Unter neuen Gesichtspunkten werden hier zum ersten Male die verschiedenen Grundformen des menschlichen Schmuckes besprochen. Was bisher nur bruchstückweise und entweder rein vom künstlerischen oder ethnographischen Standpunkte aus betrachtet wurde, hat hier ein künstlerisch begabter Naturforscher übersichtlich zusammengefaßt. Der Verfasser wurde, wie er erzählte, auf die Urformen des Schmuckes, auf deren seelische und gesellschaftliche Bedeutung hingeführt durch seine Reisen in Asien, Südamerika und Nordafrika. Die künstlerisch ausgeführten 90 Textbilder beziehen sich auf die sogenannten Naturvölker, deren Schmuck noch vielfältig und natürlich geblieben ist. Die klare, anmutige Darstellungsweise des Verfassers dürfte manchem Leser aus dessen Reisebuche „Sonnige Welten“, welches er in Gemeinschaft mit seiner Frau herausgegeben hat, bekannt sein. Niemand wird dieses vornehme Büchlein in die Hand nehmen, ohne von seinem Inhalte ebenso überrascht, wie gefesselt zu werden, und niemand wird es aus der Hand legen, ohne daraus manche praktische Lehre mitzunehmen.“ Berl. Börsen-Courier.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Arnold Holz
Im Auto zu Kaiser
Menelik

4^o auf feinstem Kunstdruckpapier gedruckt mit
— 28 ganzseitigen Illustrationen —
Preis geheftet Mk. 3.50, elegant gebunden Mk. 5.—



Der bekannte Abessinienforscher legt in diesem Buche die Erfahrungen seiner jüngsten Reise nieder, die vor allem dadurch interessant sind, dass es Holz gelungen ist, allen Schwierigkeiten zum Trotz die Reise quer durch Abessinien bis zu Meneliks Hauptstadt Adis-Ababa im Automobil zurückzulegen. Fesselnd und unterhaltend, dabei ohne jede Ruhmredigkeit, erzählt der Verfasser von den Hindernissen, die er zu überwinden hatte. Er berichtet in anschaulicher Weise über Land und Leute und veröffentlicht eine Reihe neuer ethnographischer Details. Sehr interessant sind die Kapitel, die das Leben am Hofe Meneliks behandeln. Denn dieser afrikanische Fürst ist seinem Lande ein wahrer Kulturträger geworden, der für alles, was er von europäischer Zivilisation, von den Errungenschaften moderner Technik erfahren kann, ein hervorragendes Interesse hat. Der Text des elegant ausgestatteten Werkes erfährt eine eindringliche Unterstützung durch die zahlreichen Illustrationen, die sämtlich Reproduktionen von wohl gelungenen Aufnahmen an Ort und Stelle sind.

Neue Freie Presse.

Ein Winterlager

Von

Franz Adam
: Beyerlein. :

16. bis 20. Tausend.

300 Seiten stark. Auf
bestem Federleicht-
: Dickdruck-Papier. :

In künstlerisch. Um-
schlagbrosch. M. 3.50,
eleg. geb. M. 4.75.

„Beyerlein ist durch diese Arbeit zum Poeten geworden. Er hat ein gutes Buch geschrieben, ein sehr gutes sogar. Wie sich aus hundert geringfügigen Einzelzügen klar und sicher ein geschlossenes Ganzes fügt, das hat Beyerlein recht meisterhaft gestaltet.“

„National-Zeitung“.



„Es sei geradeheraus gesagt: ‚Ein Winterlager‘, Beyerleins neuestes Werk, ist sein bestes. Es ist die feinsinnige, stimmungsvolle Arbeit eines Poeten.“

„Leipziger Neueste Nachrichten“.



„Die Gesamtstruktur ist imposant und plastisch. Ueberall regt sich Beyerleins eigene, selbstsichere Wucht. Das Winterlager ist Beyerleins würdig.“

„Leipziger Tageblatt“.



„Wem Beyerleins neuestes Buch ‚Ein Winterlager‘ in die Hände fiel, ohne daß er wüßte, daß der Verfasser ‚Jena oder Sedan‘ oder ‚Zapfenstreich‘ geschrieben hat, der würde unter den besten unter unseren Romandichtern suchen müssen, um sie in Vergleich zu stellen mit der Kunst, zu erzählen, die uns aus diesem Roman entgentritt.“

„Samburger Fremdenblatt“.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Eugen Krieglstein Aus dem Lande
der Verdammnis.

329 Seit. Mit photograph. Illustrationen.
Geheftet M. 4.—. Elegant geb. M. 5.—.

Zwischen Weiss und Gelb Neue Erzählungen.

Aus dem Lande der Verdammnis.

Mit photographischen Illustrationen.
Geheftet M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Mit diesen meisterhaften Novellen hat der weitgereiste Verfasser, der sich einige Jahre auch in der Mandchurei umhergetummelt hat, dieses „Land der Verdammnis“ für die Literatur entdeckt. Er erzählt, **im höchsten Grade spannend**, seine eigenen abenteuerlichen Erlebnisse, aber darüber hinaus gestalten sich die Novellen zu **Kulturschilderungen ersten Ranges**. In vollster Lebendigkeit werden die Eingeborenen des fernen Ostens gleichwie die Fremden, die dorthin verschlagen wurden, dem Leser vorgeführt. Chinesen, Mongolen, Japaner und Koreaner sind durch charakteristische Typen vertreten. Mit reicher Erfahrung und scharfer Beobachtungsgabe zergliedert der Verfasser ihr Seelenleben und legt die treibenden inneren Kräfte ihres Handelns bloss. Nicht minder erhält man gründlichen Einblick in das Leben und Treiben der Russen, sowie in die Stimmungen und Gesinnungen der höher zivilisierten Europäer, die, sei es aus idealer Menschenliebe (wie die Ärztin und der Priester), sei es in Verfolgung materieller Interessen, ihre Zelte zeitweilig auf jenem Boden aufgeschlagen haben. Kriegsvolk und Handelsvolk, heimisches Räubergesindel und internationales Lumpengesindel beiderlei Geschlechts, millionenreiche Mandarinen und hungernde arme Schlucker sind an dem Faden dieser künstlerisch durchgearbeiteten Novellen aufgereiht. Was aber den Erzählungen in erster Linie Glanz und Schimmer verleiht, sind die hochpoetischen Naturschilderungen, mit denen sie durchsetzt sind, und die sich stellenweise bis zur Höhe des Besten erheben, was die Weltliteratur an Landschaftszeichnungen aufzuweisen hat. Es ist eine reiche literarische Ausbeute, die der Verfasser aus dem „Land der Verdammnis“ mitgebracht hat, um sie der deutschen Lesewelt vorzulegen. Die Neuartigkeit der Gegenstände fesselt ebenso wie die ungewöhnlich plastische und durchgeistigte Art der Behandlung.

„Vossische Zeitung“, Berlin.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Der liebe Gott

Eine Kindheitsgeschichte

von

Hans von Kahlenberg.

9. Tausend. 8°. 270 Seiten.

Preis geheftet M. 3,—, eleg. geb. M. 4,—.




Ueber dieses Buch, das 5 Tage nach seiner Ausgabe schon die 8. Auflage erlebte, schrieb das


Berliner Tageblatt: Die Verfasserin des „Nixchens“ hat ein Erziehungsbuch geschrieben, ein gutes und starkes sogar, das uns den Sturm und Drang einer stolzen Mädchenseele schildert, die, in harte äusserliche Zucht gepresst, in einer ganz verständnislosen Umgebung alle heissen Entwicklungskämpfe führerlos in sich austosen lassen muss und nur durch die liebevolle Hingabe an die Allmutter Natur die Kraft zur Bewahrung ihrer Unschuld und ihres starken Selbst findet. . . Wie ein unterdrückter Schrei klingt es durch das ganze Buch: Ihr sollt Menschen erziehen, und ihr bildet Larven und Puppen. In einem Geleitwort legt die Verfasserin das Buch Lehrenden und Erziehern in die Hände. „Wenn es in Ihnen Nachdenken, Kraft und Liebe erweckt, hat es die befruchtende Aufgabe alles Lebendigen erfüllt“, sagt Hans von Kahlenberg. Möchte es diese Aufgabe bei vielen erfüllen.

Spielzeug

Roman von
Hans von Rahlenberg



Die Geschichte eines jungen Frauenlebens. Der Roman schildert die Entwicklung eines jungen Mädchens durch die Jahre der Romantik und Schwärmerei, durch erste Liebe und erste Schmerzen zum Weibe und zur Mutter. Was an diesem Buche so überraschend neu neben die bekannten Rahlenberg'schen Vorzüge tritt, ist die Lyrik und Poesie, die hier eine kräftig angelegte und durch viele Episoden bereicherte Handlung verklären. Die Handlung spielt im Marinemilieu. Ergötzliche See- und Küstentypen, blühhaft scharf erfaßte Berufs- und Gesellschaftscharaktere bilden den weiten Kreis, in deren lustiger Mitte sich in ergreifendem Kontrast innerlichste Gefühlskonflikte entwickeln. So findet sich hier im Rahmen eines Gesellschaftsromans ein :: psychologisch durchgeführtes Lebensbild. ::



Werke von Kurt Münzer:

Schweigende Bettler, Roman.

299 Seiten. Geheftet M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Im Mittelpunkt von diesem neuesten Roman Kurt Münzers steht die tragisch-liebliche, dichterisch-reizvolle Gestalt einer alternden schönen Frau, die ihre entfliehende Jugend verzweiflungsvoll und vergeblich in einer letzten Liebe, in Tanz und Spiel aufzuhalten sucht. Aber sie sieht das so inbrünstig geliebte Leben sich allein den Jüngeren zuwenden, unter denen sie, eine sehnsuchtsvolle Einsame, bald verlassen steht. Nur als Zuschauerin teilt sie des Lebens schönsten Rausch: Glück und Angst der ersten Erlebnisse, Schmerzen und Seligkeiten der Zwanzigjährigen. So wird dieser Roman von der schweigenden, weil übergroßen Liebe zu einem allgemein gültigen Buche der Jugend und der Sehnsucht.

Abenteuer der Seele.

359 Seiten. Geheftet M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

„Man möchte an Märchendiamanten denken.“ schreibt J. U. Widmann über dieses Novellenbuch. „Und meisterlich hat es Kurt Münzer verstanden, die Fugen zwischen Wirklichkeit und Traum zu schließen . . . Welch sonniger Abglanz des Lebens doch selbst in diese um das dunkle Tor ewigverschlossener Geheimnisse herum schwebenden Geschichte hineinleuchtet! . . .“

Die „Vossische Zeitung“ schreibt:

Ein seltsames und verwegenes Buch von phosphoreszierenden Reizen und dem magischen Farbenspiel, mit denen Irrlichter an Sumpfesrand uns locken; ein Werk mit ungestüm heißen Pulsen, bei dem einerseits die fröhlichen Heiden Boccaccio und Casanova, andererseits die dekadenten Phantasten E. C. H. Hoffmann, Beaudelaire und Poë Pate gestanden haben mögen; in jedem Fall aber ein Werk, indem eine künstlerische Individualität von trotzigem Temperament und eigene Artung sich selbstherrlich dokumentiert. Münzer steigt hinab in die dunkelsten Abgründe der Sexualpathologie, um uns die Urtriebe der Menschheit am Werk des Geschlechts zu zeigen, dort, wo sie ihre mysteriösen Schauer breiten und sittliche Satzungen dämonisch überfluten. . . . Der Adel einer strengen künstlerischen Form und vornehmen Sprache schließt Indezenz auch bei den heikelsten Vorwürfen aus. Die Münzer'sche Novellenammlung hebt sich durch die Originalität ihrer Phantasmagorien wie durch ihren gedanklichen Inhalt vorteilhaft aus der erotischen Literatur unserer Tage hervor.

Werke von Walter Bloem:

Das lockende Spiel, Roman.

401 Seiten. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Am Rhein beginnt die Erzählung, bringt überquellend heitere Schilderungen von fröhlichen Rheinfahrten und führt den Leser im zweiten Teil in das Theaterleben der Grosstadt Berlin. Der immerjunge Humor Walter Bloems, seine ebenso recke wie sichere Farbgebung, seine Kunst der prägnanten Charakterisierung erreichen es auch in diesem Roman, daß das Buch über seine Tragik und schicksalshafte Wucht hinaus erlösend und erhebend wirkt.

„Endlich wieder einer, der fabulieren kann, endlich wieder ein deutscher Romancier.“ „Pester Lloyd“.

... „Immer deutlicher scheint Walter Bloem in die erste Reihe vorzurücken. Sein neuer Roman „Das lockende Spiel“ ist ein nach dieser Richtung sehr bemerkenswertes Anzeichen. Das ausgezeichnet aufgebaute, temperamentvoll bewegte und fesselnde Buch . . .“ „Kölnische Zeitung“.

... „Eine ungewöhnliche Frische und Lebendigkeit in der Darstellung, ein offener und freier Blick, der gewohnt ist, Menschen und Dinge fest ins Auge zu fassen, nicht kleinmütig an ihnen vorüberzusehen, kennzeichnet den Sohn eines der reichsten, fruchtbarsten und blühendsten Landstriche unserer deutschen Heimat . . .“ „Vossische Zeitung“, Berlin.

„Alles lebt und bewegt sich in heller, warmer Sonne. Denn Sonne liegt über dem Buch.“ „Berliner Lokalanzeiger“.

Der krasse Fuchs, Roman.

7. Tausend. 350 Seiten. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

„Ein Werk voll dichterischer Kraft, ein hochbedeutsamer Beitrag zur Psychologie nicht bloss des modernen Studenten, sondern der modernen Seele überhaupt.“ „Barmer Zeitung“.

Der Paragraphenlehrling, Roman.

6. Tausend. 400 Seiten. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

In diesem Roman wird gegen eine im Paragraphenwesen verknöcherte Rechtsprechung Front gemacht. Mit packender Anschaulichkeit sind die sozialen Kämpfe im rheinischen Industriegebiet und das Leben in Fabrik und Bergwerk geschildert. Der Roman wird von allen denjenigen gelesen werden müssen, denen eine Gesundung unserer Rechtsverhältnisse am Herzen liegt. Jeder Jurist, jeder Industrielle, jeder Kaufmann sollte dies Buch lesen.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Peter Brand

Roman von Richard Jaffé

Preis geheftet M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Die Lebensgeschichte eines klugen, aber im besten Wachstum müde gewordenen Menschen, der seine schönsten Lebens- und Liebeshoffnungen getäuscht sieht, darum ziel- und zwecklos über die Erde und durch die Kunststätten wandert und das vom Vater mühselig zusammengebrachte grosse Vermögen verlut. Im ganzen ein prächtiges Buch voll schöner Worte und guter Gedanken. Der bisher nur als Dramatiker erfolgreich hervorgetretene Autor hat hier einen in seiner vornehmen Ruhe und Unaufdringlichkeit anziehenden und fesselnden Roman geschrieben.

Hedwig Dohm:

Sommerlieben

freiluftnovellen.

Preis geheftet M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.

Eine der markantesten Persönlichkeiten unserer neuen Literatur und der modernen Frauenbewegung gibt in diesen Novellen die schönen Früchte reifer Schaffensjahre. Mit einem aus dem Herzen quellenden Humor erzählt Hedwig Dohm in drei grösseren Novellen ebenso anspruchslos wie typische Klein-Menschen-Schicksale, Schicksale, die sich in Sommerfrischen, am Seestrande, in Walddörfern, in Gebirgs-herbergen abspielen.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Alfred Funke
Afrikanischer
:: Lorbeer ::
Kolonialroman



6. Tausend. 560 Seiten.

Geheftet M. 4.—

Éleg. gebunden M. 5.—

„Ein prachtvolles, lebendiges Buch, das mehr als alle Reden und Broschüren auch den Ungläubigsten vom Werte und der Bedeutung unserer Kolonien überzeugen wird, ein Buch, das nicht nur Augenblicksinteresse besitzt, sondern ein historisches Dokument zu werden bestimmt ist, das die Politik unserer Zeit in grosszügiger Form von weltumfassenden Gesichtspunkten aus behandelt.“

Nationalzeitung.

VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.

Eine überraschende Publikation
aus Arnold Böcklins Nachlass

Neben meiner Kunst

Flugstudien

Briefe und Persönliches von
ARNOLD BÖCKLIN

Herausgegeben von
Ferd. Runkel und Carlo Böcklin

Mit etwa 120 zum Teil bisher unveröffent-
lichten Illustrationen, Briefen, Original-
Zeichnungen und Karikaturen von der Hand
Arnold Böcklins. Preis: Geheftet M. 10.—

Vornehm ausgestatteter Halbperga-
mentband mit farb. Bildern M. 12.—
Numerierte Liebhaber-Ausg. M. 30.—









